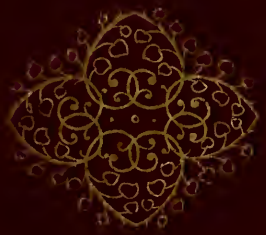
3 1761 08145528 9

Ferdinand von Saars Werke



UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Ferdinand von Saars

sämtliche Werke

in zwölf Bänden.

Im Auftrage des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung
mit einer Biographie des Dichters von **Anton Bettelheim**
herausgegeben von **Jakob Minor.**

Mit 5 Bildnissen, einer Wiedergabe des Grabdenkmals des Dichters und einem Briefe als Handschriftenprobe.

Elfter Band.

Novellen aus Österreich. V.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

S112

Ferdinand von Saars

Novellen aus Österreich.

Herausgegeben

von

Jakob Minor.

Fünfter Teil:

Camera obscura.

1775-8
1
24

Leipzig.

Max Hesses Verlag.

Das Recht der Übersetzung behält sich der Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung vor.

Inhalt.

Novellen aus Österreich.

Fünfter Teil.

Acht Geschichten.

Camera obscura. Seite

21. Die Brüder 7
22. Die Parzen 37
23. Der Burggraf 61
24. Der Brauer von Habrovan 85
25. Außer Dienst 109
26. Die Heirat des Herrn Stündl 127
27. Der Hellene 151
28. Dissonanzen 169

Die Brüder.

Vorwort des Herausgebers.

„Die Brüder" hat Saar schon zu Anfang 1898 begonnen; am 31. Januar war aber noch kaum ein Drittel geschrieben. Im Spätherbst des folgenden Jahres ging er, wie er am 16. Oktober 1899 an Lieben schreibt, in Habrovan wieder daran und hoffte sie hier fertig zu bringen. Aber erst in „Blansko, 31. März 1900" ist ihm die Vollendung gelungen, wie die beiden noch erhaltenen Reinschriften angeben, die auf eine verlorene Urhandschrift, wahrscheinlich die erste Niederschrift, zurückgehen und den ungefähr gleichzeitigen ersten Drucken zugrunde gelegt wurden. Die eine, von Saar selber angefertigt und jetzt im Besitze von Dr. Anton Bettelheim, liegt dem Abdrucke in dem „Kalender des Deutschen Schulvereins auf das Jahr 1901", Fünfzehnter Jahrgang, redigiert von Hermann Hango, zugrunde (Wien, Seite 8—24); die andere, von fremder Hand und von dem Dichter selber bloß durchkorrigiert, wurde für die Buchausgabe in der Camera obscura, die im November 1900 mit der Jahreszahl 1901 (Seite 1—56) erschienen ist, angefertigt und während der Druckkorrektur an etlichen Stellen noch mit dem Kalenderdruck in Übereinstimmung gebracht. Die zweite Auflage der Camera obscura (1904, S. 1—48) hat nur einige stilistische Verbesserungen erfahren.

I.

„Ich danke sehr — nein wirklich, bemühen Sie sich nicht", sagte ich, während ich mich auf die Bank vor dem Pächterhause niederließ. „Ich fühle nicht das geringste Bedürfnis, etwas zu mir zu nehmen. Möchte mit Ihrer Erlaubnis nur ein wenig ausruhen und eine Zigarre rauchen. Kann ich Ihnen vielleicht auch — —?" Ich hielt ihm die offene Tasche hin.

„Muß nun meinerseits danken. Ich rauche nicht."

„Sie rauchen nicht? Das nimmt mich wunder. Ein Landwirt ohne Pfeife und Tabak ist fast so selten, wie einer ohne Weib und Kind."

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als sich auch schon das Gesicht des großen, breitschultrigen Mannes, der in einer abgenützten Lodenjoppe und hohen, die Spuren der Ackerscholle tragenden Stiefeln vor mir stand, schmerzlich verzog und helle Tränen aus seinen blauen, sanftmütigen Augen quollen.

„Mein Gott," sagte ich bestürzt, „hab' ich da vielleicht an etwas gerührt — —"

„Ja", erwiderte er, sein Taschentuch hervorziehend. „Aber es tut nichts. Und wie hätten Sie wissen sollen, daß gerade ich es bin, der sein junges Weib verloren hat. Denn von dem Fall selbst haben Sie bei Ihrem ersten Aufenthalt in dieser Gegend gewiß gehört."

Nun dämmerte es in mir auf. Ja, ich hatte von einer Pächtersfrau gehört, die einen plötzlichen Tod gefunden. Aber einige Jahre waren seither vergangen und meine Erinnerungen nicht mehr zuverlässig.

„Ich entsinne mich allerdings", sagte ich. „Es waren, glaub' ich, seltsame Umstände dabei —"

„Ja, sehr seltsame Umstände."

„Ihre Frau ist — erschossen worden", fuhr ich zögernd fort.

„Ja, von meinem Bruder. Eigentlich war es ein Zufall — aber sie ist an meiner Statt gestorben."

„Das ist in der Tat merkwürdig. Wenn ich nicht fürchten müßte, daß es Sie zu sehr angreift, so würde ich Sie bitten, mir näheres —"

„Das will ich gern. Sie haben ja Verständnis für Unglückliche, und ich bin der Fügung dankbar, daß Sie von der Jagd ab und hierher geraten sind. Verwundern Sie sich nicht. Ich bin ja kein ganz ungebildeter Mensch, kein Bauer, wenn Sie mich auch hinter dem Pfluge angetroffen haben. Ich habe immer gern gelesen — und auch in letzter Zeit daran gedacht, wohl oder übel aufzuschreiben, was ich Ihnen jetzt mitteilen soll. Aber ich müßte weit zurückgreifen, müßte Ihnen zeigen, wie mein Bruder seit jeher das Unglück meines Lebens gewesen ist — und das dürfte Sie vielleicht ermüden."

„Gewiß nicht."

„Nun, dann will ich das Gespann nach Hause schicken, es ist morgen auch ein Tag."

Er rief den halbwüchsigen Burschen an, der bei den Zugtieren stand und nunmehr die Pflugschar hob. Während die stattlichen Rinder langsam auf dem feuchten Sturzacker herumgelenkt wurden, ließ sich der Pächter neben mir nieder und blickte in Gedanken nach einem fernen Höhenzuge, der über dunklen, aus dem Waldtal aufragenden Fichtenwipfeln zum Vorschein kam. Die Sonne glänzte noch hoch im wolkenlosen Blau des Herbsthimmels. Schimmernde Gespinste der Wanderarachne schwebten in der klaren Luft, die hin und wieder von fern verhallenden Schüssen durchzittert wurde. Sonst kein Laut. Endlich nahm der Mann das Wort.

II.

„Unser Vater war ein angesehener Bürger, der in der kleinen Stadt Krumau im Böhmerwalde einen ausgebreiteten, altbewährten Handel mit Honig und Wachs betrieb. Außer einem stattlichen Hause mit einer sogenannten Lebküchlerei besaß er vor der Stadt zwei große Gärten mit Bienenständen und im Umkreise dieser Anlagen eine ergiebige Feldwirtschaft. Als stiller, zurückgezogener Mann hatte er sich erst spät verheiratet und zwar mit einem Mädchen, das gleichfalls nicht mehr sehr jung, aber von ganz außerordentlicher Schönheit war. Sie stammte aus einer Familie, die, obgleich seit Menschengedenken in Krumau ansässig, ihren Ursprung von einem italienischen Einwanderer herleitete. Schon der Name Fossatti ließ das erkennen, und in der späten Enkeltochter war die fremde Rasse wieder mit voller Deutlichkeit zum Durchbruch gekommen. Nicht bloß im Äußeren, das ganz den südlichen Typus aufwies, sondern auch im Temperament und Charakter. Es konnte kaum eine lebhaftere, reizbarere und heftigere Frau geben, als meine Mutter, und sie hat ihrem sanften, zur Ruhe und Bequemlichkeit neigenden Gatten das Leben oft recht schwer gemacht. Auch an Grund zur Eifersucht mochte es anfänglich nicht gefehlt haben. Denn unser Laden vertrat in der Kleinstadt gewissermaßen die Stelle einer Konditorei, der auch männliche Besucher nicht fern blieben; gewiß weit mehr durch die reizvolle Erscheinung der dunkeläugigen Frau angezogen, die den Verkauf leitete, als von den ziemlich derben Süßigkeiten, die mit einem allerdings sehr schmackhaften Met geboten wurden. Das soll keine Anklage sein. Ich bin vielmehr überzeugt, daß meine Mutter die angelobte Treue unverbrüchlich bewahrt hat. Vielleicht nicht ganz ohne Kampf mit ihrem heißen Blute, aber geschützt durch eine andere große Leidenschaft, die sie im Herzen trug und welche ihr sehr bald Sinn und Verständnis für alles übrige benahm.

Sie hatte rasch nacheinander drei Kindern das Leben geschenkt. Das erste, ein Mädchen, starb bald nach der Geburt; das zweite war ich — das dritte mein Bruder, der bei der Taufe den Namen Franz Xaver erhielt. Zu diesem Knaben, der, als er das Licht der Welt erblickte, schon ihre Züge trug, faßte unsere Mutter eine an Raserei grenzende Liebe. Sie erdrückte ihn fast mit ihrer Zärtlichkeit, verhätschelte und verzog ihn in jeder Weise, von nun ab eigentlich nur mehr für ihren Xaver lebend. Dieser aber hatte auch ihr heftiges Naturell ererbt, das bei ihm als äußerste kindliche Bosheit zutage trat. Schon in der allerersten Zeit unseres gemeinsamen Aufwachsens hatte ich darunter schwer zu leiden. Kaum, daß er seinen Willen nur einigermaßen frei betätigen konnte, entriß er mir alles, was mein war: jedes Spielzeug, jedes Naschwerk — ja selbst die mir zugemessene Nahrung, obgleich er die seine stets reichlicher und auch, wenn möglich, schmackhafter erhielt. Dabei behandelte er mich als Sklaven. Ich sollte ihm auf den Wink gehorchen, und wenn das nicht sofort geschah, schlug er in sinnloser Wut mit geballten Fäusten auf mich los. In angeborener Gutmütigkeit ließ ich es mir meistens gefallen; auch widerstrebte es mir, meine weit überlegene körperliche Kraft dem zartgebauten, schmächtigen Bruder gegenüber zur Geltung zu bringen. Das aber reizte ihn nur noch mehr. Er überbot sich in seinen Angriffen, und wenn ich ihn dann, zur Abwehr getrieben, mit einer gelinden Tätlichkeit in die Schranken wies, begann er augenblicklich zu heulen und lief zur Mutter mit der Anklage, ich hätte ihn mißhandelt, was mir ihrerseits heftige Schelte und oft genug auch Schläge eintrug. Dann jubelte er schadenfroh. Infolgedessen wurde ich begreiflicherweise immer duldsamer; er aber verachtete mich darob und verspottete meine Furchtsamkeit, wie er mich später auch stets einen Feigling nannte, wenn ich an seinen schlimmen Knabenstreichen nicht teilnehmen wollte. Ließ ich mich manchmal doch dazu herbei, so schob er, wenn wir ertappt wurden, die Schuld der Anstiftung auf mich, und so hatte

ich zuletzt stets das Bad auszugießen. Als ich anfing, die Schule zu besuchen, trachtete er, mich durch allerlei Schabernack im Lernen und bei meinen schriftlichen Arbeiten zu stören; sein größtes Vergnügen war, meine Hefte und Bücher zu besudeln oder zu zerreißen. Trotzdem machte ich, da ich fleißig und aufmerksam war, gute Fortschritte, um die er mich, da er sich endlich selbst der Schule bequemen mußte, beneidete. Und dieser Neid steigerte sich allmählich zum Haß. Denn obgleich es ihm keineswegs an Fähigkeiten gebrach, war er doch ein abgesagter Feind alles Lernens. Er blieb vollständig zurück. Auch über sein sonstiges Verhalten hatten die Lehrer stets zu klagen, während ich — leider muß ich es aussprechen — zum Verdruß meiner Mutter die besten Zeugnisse mit nach Hause brachte. Sie aber hatte für meine Erfolge nur düstere Blicke und ärgerliches Schweigen. Auch mein Vater, der jedem Anlaß zu häuslichem Unfrieden ängstlich aus dem Wege ging, wagte es nicht, mich zu loben, und so kam es, da ich, um drohenden Zerwürfnissen vorzubeugen, mein Licht selbst unter dem Scheffel barg. Ich stellte mich allmählich träg, leichtsinnig und unwissend, blieb also auch schließlich in der Klasse weit zurück. Das aber gab ihm plötzlich den Ansporn, mich in seiner zu überflügeln, was ihm jetzt leicht genug gelang — zur großen Freude der Mutter, die mich nunmehr weniger lieblos behandelte, während er, hochmütig und stolz auf seine Siege, mich bei jeder Gelegenheit einen Dummkopf und Faulpelz nannte. Das waren die ersten Güsse des bitteren Trankes, mit dem mir mein Bruder den Kelch des Lebens füllte . . .

III.

Xaver galt also jetzt als der Begabtere, und vielleicht war er es auch, denn an Fähigkeiten fehlte es ihm, wie gesagt, nicht. Er sollte daher, den ehrgeizigen Plänen unserer Mutter gemäß, einer höheren Laufbahn zugeführt werden: er sollte „studieren". Und so faßte man anfänglich das Gymnasium

für ihn ins Auge. Dagegen aber sträubte er sich entschieden. Er wollte kein Bücherwurm, kein Kanzleihocker werden — viel lieber Techniker, Ingenieur oder Baumeister. Dieser Wunsch hing mit einer Familientradition zusammen, nach der ein Luigi Fossatti zu Padua ein berühmter Architekt gewesen sein sollte. Diesem nun wollte es Xaver seinerzeit gleichtun. Die Mutter, die keinen anderen Willen kannte, als den seinen, ging sofort lebhaft auf dieses Vorhaben ein, der Vater stimmte wie immer bei, und so sollte Xaver fürs erste die Realschule in Budweis besuchen. Obgleich unser Vater dort einige angesehene Geschäftsfreunde hatte, ja sogar ein näherer Verwandter von uns in dieser Stadt lebte, wollte doch die Mutter ihren Liebling um keinen Preis fremder Fürsorge anvertrauen; sie zog mit ihm nach Budweis, während ich bei dem Vater zurückblieb, um von ihm in das Geschäft eingeführt zu werden, das ich dereinst übernehmen sollte.

Begreiflicherweise hatte ich die beiden nicht mit allzu schwerem Herzen ziehen gesehen, und ich glaube, daß auch der Vater meine Empfindungen teilte. Denn obgleich er seine Frau sehr liebte, vor Xaver schien er, gleich mir, eine Art Furcht zu haben. Jedenfalls war ihm das stille, unbehelligte Leben, das wir nun begannen, nicht unwillkommen, und da er keinen Grund mehr hatte, seine Zuneigung zu verbergen, so ließ er mir eine sanfte, gleichmäßige Zärtlichkeit zuteil werden, die mir unendlich wohl tat. Auch die Tätigkeit, der ich mich jetzt hingeben mußte, sagte mir zu. Freilich nicht so ganz die im eigentlichen Geschäft, desto mehr aber jene, welche mit unserer ausgebreiteten Landwirtschaft zusammenhing. Schon früher war es meine liebste Erholung gewesen, mit den Knechten und Mägden auf die Felder hinauszuziehen, zu ackern und zu säen und bei der Ernte Sichel oder Sense zu schwingen. Nun konnte ich gleich mit der Wintersaat beginnen, und wenn auch bald der Winter selbst hereinbrach, so boten mir doch die langen Abende Muße zum Lesen. In unserem Hause gab es einen großen Schrank

voll alter Bücher, die niemand ansah. Ich selbst hatte zwar öfter darin gekramt, aber nur Bände hervorgeholt, die Kupfer oder Holzschnitte enthielten. Nun musterte ich alle durch, und wenn mir auch die meisten unverständlich erschienen, so fand sich doch einiges, das mich anzog und fesselte. Außerdem trug ich meine Spargroschen in die einzige Leihbibliothek des Städtchens, die von einem alten Tabakkrämer so nebenher geführt wurde. Da gab es denn, was mich entzückte: Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten. Aber ich stieß auch auf anderes, das in mir, wenn es mir auch nicht gleich behagen wollte, den Sinn für Besseres und einen gewissen Bildungstrieb erweckte. Ich bestimmte meinen Vater, eine damals weitverbreitete belletristische Monatsschrift zu halten, die auch gemeinverständliche wissenschaftliche Abhandlungen brachte. So war ich denn reichlich versorgt und kannte auch im Sommer kein schöneres Vergnügen, als nach getaner Arbeit oder an Sonntagen in einem unserer weitläufigen Gärten zu sitzen, ein Buch in der Hand.

Das Glück dieses ruhigen Daseins wurde stellenweise unterbrochen durch das Eintreffen der Mutter und des Bruders. Außer den mehrwöchentlichen Ferien geschah dies regelmäßig zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Xaver benahm sich während seiner Anwesenheit derart, daß ich diesen festtäglichen Zeitpunkten stets mit dem größten Bangen entgegensah. Er fühlte sich jetzt ganz als „Student" und ließ mir die verletzendste Geringschätzung zuteil werden. Besonders in Gegenwart anderer. Er nannte mich dann immer nur den „jungen Lebküchler", und vor gleichalterigen Mädchen, wenn wir mit solchen zusammentrafen, wurde er nicht müde, mich zu hänseln und in jeder Weise herabzusetzen. Frühreif, wie er war, ging er schon damals dem anderen Geschlechte nach; die Dienstmädchen im Hause wußten davon zu erzählen. Dennoch war er der allgemeine Liebling — und ich selbst konnte ihm eine gewisse Zuneigung nicht versagen. Seine jugendliche Schönheit, sein lebhaftes,

wenn auch oft freches Wesen hatten etwas unwiderstehlich Anziehendes. Und er war ja doch mein Bruder! Wenn ich ihn auch begreiflicherweise nicht liebte — die Empfindung, daß uns eine Mutter geboren, wirkte in meinem Innern fort, und wenn er mir je zuweilen ein gutes Wort, einen freundlichen Blick gönnte, war ich fast bereit, alles zu vergeben und zu vergessen. Aber da ereignete sich etwas, das dieses Grundgefühl brüderlicher Zuneigung für immer in mir austilgte.

Es war zu Ostern — und er mit der Mutter für drei Tage nach Krumau gekommen. Infolge einer Ausbesserung, die in unserer Wohnung vorgenommen werden mußte, schliefen wir in einer Stube. Sonst war es nicht der Fall gewesen, da er stets ein Zimmer für sich allein verlangte. In einem länglichen, ziemlich schmalen Raume standen unsere Betten; jedes an einer Seitenwand. Auf den Nachttischen hatten wir beide ein großes, mit Wasser gefülltes Glas stehen. Als wir uns zur Ruhe begaben, beliebte es ihm, wieder Unfug zu treiben. Er ergriff sein Glas und schüttete Wasser nach meinem Bette hinüber. Dieses Spiel wiederholte er in kurzen Zwischenpausen, so daß ich mich schon stark durchnäßt fühlte. Ich bat ihn jetzt, doch endlich aufzuhören. Statt dessen goß er das noch halbvolle Glas über mich aus. Darauf erwiderte ich mit einem ärgerlichen Ausruf den Guß, aber nur in geringem Maße. Niemals könnte ich den Ausdruck satanischer Wut vergessen, in der sich sein schönes Antlitz verzerrte. Und schon hatte er sein Glas mit solcher Gewalt nach mir hingeschleudert, daß es hart über meinem Kopf an der Wand zersplitterte. Wäre ich nicht instinktartig unter die Decke geschlüpft, er würde mich schwer verletzt — vielleicht getötet haben. Was ein anderer an meiner Stelle getan haben würde, weiß ich nicht. Mir selbst versagte jeder Laut; ich war wie erstarrt über diese Handlung, die mir den ganzen Abgrund seiner Herzlosigkeit aufdeckte. Er aber blies befriedigt das Licht aus, drehte sich gegen die Wand und schlief ein ...

IV.

Die Fortschritte, die Xaver in der Realschule machte, waren nur gering. Im ersten Jahre schien er zwar ein fleißiger Schüler zu sein und hatte ein ganz hübsches Zeugnis aufzuweisen. Im zweiten aber ließ er nach — und im dritten versagte er ganz, so daß eine Wiederholung der Klasse in Aussicht stand. Als nun die Ferien zu Ende gingen, erklärte er, er wolle nicht weiter lernen, sondern Soldat werden. Die Lust dazu erwachte in ihm durch den Umstand, daß ein Infanterie-Bataillon nach Krumau in Station gekommen war. Das bunte militärische Treiben, das er täglich vor Augen hatte, das schmucke Äußere der Offiziere und das Ansehen, in dem sie standen, verlockten ihn um so mehr, als der Major und einige Offiziere, die unseren Laden besuchten, an der Erscheinung des lebhaften jungen Menschen — er war eben siebzehn Jahre alt geworden — Gefallen fanden und ihn gewissermaßen aufforderten, als Kadett einzutreten. Obgleich ihm unsere Mutter, wie gesagt, alles zu Willen tat, so widersetzte sie sich doch sehr heftig diesem Vorhaben. Denn wie hätte sie es übers Herz bringen können, ihren Liebling den Fährlichkeiten des Soldatenstandes preiszugeben, auch bebte sie schon vor dem bloßen Gedanken einer möglichen Trennung zurück. Da er aber mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit darauf bestand, und der Major wiederholt den Fürsprecher machte, so willigte sie endlich ein, halbwegs durch die Zusicherung getröstet, daß Xaver vorderhand in Krumau bleibe und höchstens nach Budweis, wo sich der Regimentsstab befand, versetzt werden könne. Der Vater wurde nicht lange gefragt; man nahm seine Zustimmung vorweg. So zeigte sich denn Xaver bald zur Augenweide aller jungen Mädchen in der funkelnden weißen Uniform mit rosenroten Aufschlägen, welcher Anblick auch die Mutter mit der unwillkommenen Berufswahl auszusöhnen schien. Aber auch ich setzte jetzt die Erfüllung eines langegehegten Wunsches durch. Ich durfte einen landwirt-

schaftlichen Kurs in dem benachbarten Städtchen Hohenfurt durchmachen. Dort stand ich unter der Obhut eines alten kinderlosen Ehepaares, das mich in jeder Hinsicht knapp hielt. Da es mir bloß ums Lernen zu tun war, gab ich mich ganz zufrieden; auch war mir ja überall wohler als daheim . . .

Als ich nach Ablauf eines Jahres zurückkehrte, traf ich Xaver nicht mehr an. Das Regiment war plötzlich wider alles Vermuten nach Innsbruck versetzt worden. Der Abschied, den die Mutter von ihm genommen, mußte ein herzzerreißender gewesen sein. Noch jetzt fand ich sie in trostloser Verzweiflung, nur an den Entfernten denkend, der ihrer Sehnsucht und Besorgnis nicht oft genug Nachricht geben konnte. Er aber ließ sie immer lange warten, schrieb kurz und flüchtig — meistens nur dann, wenn er Geld brauchte, das ihm natürlich sofort gesendet wurde.

So vergingen zwei Jahre, und der Feldzug von 1859 bereitete sich vor. Da kam eines Tages von Xaver die Mitteilung, er sei Offizier geworden. Die Freude der Mutter war unbeschreiblich, und der Vater konnte nicht rasch genug die zur Equipierung nötige Summe abschicken. Bald darauf traf eine Photographie ein, die den jungen Leutnant darstellte. Dieses Konterfei wurde als Heiligtum betrachtet. Die Mutter wollte es gar nicht aus den Händen lassen. Es stand, sorgfältig eingerahmt, tagsüber vor ihr auf dem Tische, des Nachts an ihrem Bette. Jedermann mußte kommen und es bewundern. Aber dieser Jubel dauerte nicht lange, denn der Krieg begann, und Xaver war nach Italien abgezogen. Und nun kamen die von mütterlicher Angst durchtobten Tage und Nächte, die um so qualvoller waren, als Xaver gar keine Nachricht gab — vielleicht nicht geben konnte. So war man auf die zugänglichen Tagesblätter angewiesen, deren Berichte vom Kriegsschauplatze mit Zittern gelesen wurden. Endlich brachten sie die Kunde, daß der Feldzug zu Ende und der Friede geschlossen sei. Und nun schrieb auch Xaver, daß er bei Magenta und Solferino glücklich durchgekommen, Oberleutnant geworden sei und demnächst mit Urlaub zu Hause

eintreffen werde. Alles Leid war jetzt vergessen und die Mutter konnte in ihrem Freudentaumel die Stunde des Wiedersehens kaum erwarten. Ich aber — so unnatürlich traurig war ich vom Schicksal gestellt — sah der Ankunft des Bruders mit doppeltem Bangen entgegen . . .

Ich hatte nämlich eine erste Herzensneigung zu der Tochter eines Kaufmanns gefaßt. Das Mädchen war zu Linz in einem Kloster erzogen worden und befand sich erst seit einem halben Jahre wieder dauernd im elterlichen Hause. Eine anmutige Blondine mit braunen Augen, die fröhlich in die Welt hineinblickten. Sie schien meine Empfindungen zu teilen; auch ihren Eltern, die mit uns näher bekannt waren, konnte eine eheliche Verbindung nicht unwillkommen sein. Wir galten also im Städtchen gewissermaßen als Verlobte, obgleich eine bestimmte Erklärung noch nicht erfolgt war. Und nun sollte mein Bruder kommen! Ich hatte sofort die Überzeugung, daß er mir das Mädchen entfremden — daß er es zu sich hinüberziehen werde. So geschah es. Kaum war er da, so hatte auch Hedwig kein Auge mehr für mich: es war, als hätte sie nur darauf gewartet, sich ihm in die Arme zu werfen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß sich zwischen den beiden ein Liebesverhältnis entspann, das ich insofern begünstigte, als ich mich mit dem bitteren Gefühl, gegen Xaver nicht aufkommen zu können, schweigend zurückgezogen hatte; auch schien den Eltern, die ziemlich wohlhabend waren, der glänzende Offizier als Eidam erwünschter zu sein, als der — Bauer, wie er mich jetzt nannte.

Xaver hatte einen achtwöchentlichen Urlaub, der ihm auf sein Ansuchen um vierzehn Tage verlängert wurde. Endlich rückte die Zeit des Abschiedes heran. Da trat er eines Tages — ich war gerade von unseren Feldern nach Hause gekommen — in mein Zimmer. ‚Nun,‘ sagte er ohne jede Einleitung, ‚wann wirst du denn die Hedwig heiraten?‘

‚Ich?‘ erwiderte ich erstaunt.

‚Ja, du. Du bist doch mit ihr verlobt

‚Das war ich nie. Und wenn ich es auch gewesen wäre, so bist ja jetzt du —‘

‚Nun ja, ich hab’ sie gern. Aber heiraten werd’ ich sie nicht.‘

‚Warum denn nicht?‘

‚Ach was! Als Offizier — und so ein Mädel! Der Alte könnte zwar die Kaution hergeben. Aber es fällt mir nicht ein, so früh ins Joch zu kriechen.‘

‚Nun, das ist deine Sache‘, sagte ich und wollte das Gespräch abbrechen.

‚Allerdings ist es meine Sache‘, fuhr er aufbrausend fort. ‚Aber die Hedwig kann nicht so allein bleiben. Sie muß heiraten — und das bald.‘

Nun war mir alles klar. Er hatte Hedwig verführt — und ich sollte die Folgen auf mich nehmen! Die Ungeheuerlichkeit dieser Zumutung traf mich wie ein Keulenschlag vor die Stirn. Ich fand kein Wort der Erwiderung. Endlich hatte ich mich soweit gefaßt, daß ich sagen konnte: ‚Darauf geb’ ich gar keine Antwort.‘

‚Brauchst auch keine zu geben. Triff nur deine Anstalten, Hedwig ist ganz einverstanden.‘

Jetzt hatte ich auch die Erklärung für das rätselhafte Benehmen des Mädchens, das in letzter Zeit, gewiß auf seine Veranlassung, jede Gelegenheit benützt hatte, sich mir mit einschmeichelnder Freundlichkeit wieder zu nähern. Ein Abgrund tat sich vor mir auf. Elender! wollte ich ausrufen — aber ich bezwang mich. Denn ich wußte: mit Heftigkeit war ihm gegenüber nichts auszurichten. Ich sagte daher, indem ich mich von ihm abwandte, mit möglichster Ruhe: ‚Du begreifst, daß von dem allen zwischen uns nicht mehr die Rede sein kann.‘

‚Oho!‘ schrie er. ‚Sträube dich nicht, es nützt dir nichts. Ich habe bereits die Sache mit unserer Mutter durchgesprochen. Du wirst Hedwig heiraten — und damit basta!‘ Er verließ das Zimmer, die Tür hinter sich zuwerfend.

Als ich allein war, sank mir der Mut. Ich erkannte, daß sich da ein Netz über mich zusammengezogen hatte, dem ich nur durch einen Gewaltstreich entrinnen konnte. Welche verzweifelten Kämpfe standen mir jetzt bevor! Je länger ich darüber nachdachte, desto wehrloser fühlte ich mich . . . .

Da geschah es, daß wir in der Nacht durch Feuerlärm geweckt wurden. Es brannte im oberen Stadtteil, wo sich das Haus des Kaufmanns befand. Dort war auch das Feuer ausgebrochen; im Magazin eingelagerter Spiritus hatte sich entzündet. So wurde das Gebäude von unten hinauf ergriffen und die Inwohner befanden sich in der entsetzlichsten Lage. Dennoch gelang es, sie zu retten. Hedwig aber, die aus ihrem Zimmer über eine schmale, bereits glimmende Holztreppe flüchten wollte, verlor, von der Glut umqualmt, die Besinnung, stürzte und erlitt schwere Brandwunden, denen sie schon am nächsten Morgen erlag. ‚Schad' um das Mädel', sagte Xaver zu mir. ‚Aber sei froh! Du brauchst sie jetzt nicht mehr zu heiraten.'

V.

Rücksichtsloser Egoismus war der Grundzug seines Wesens. Aber er verband damit Eigenschaften, die nicht nur anderen, sondern auch ihm selbst verderblich wurden. Er war im höchsten Grade leichtsinnig, und sein Hang zu ausschweifendem Wohlleben kannte keine Grenzen. Budapest, wo jetzt sein Regiment lag, bot ihm alle Gelegenheit, sich die Zügel schießen zu lassen. Es war unglaublich, welche Summen er dort im Laufe zweier Jahre verausgabte. Nun waren wir allerdings wohlhabend, jedoch nur in schlicht bürgerlichem Sinne. Ein Sohn, der verschwenderisch in den Tag hineinlebte, mußte die Familie zugrunde richten. Das Gesicht unseres Vaters, der zu kränkeln begonnen hatte, wurde immer sorgenvoller — schließlich erklärte er, sich zu weiteren Leistungen nicht mehr herbeilassen zu können. Da berief sich die Mutter auf das Vermögen, das

sie mitgebracht. Allein sie vergaß, wie geringfügig dieses gewesen, und daß es, wenn sie es mit Hinweis auf Xaver in Anschlag brachte, längst verausgabt war. Zudem kam noch, daß sich im Laufe der Zeit und ihrer Wandlungen ein allmählicher Niedergang unserer Verhältnisse bemerkbar gemacht hatte. Vor allem im Handelsgeschäft, das einst unter unseren Vorfahren den Wohlstand des Hauses begründet hatte. Der Begehr nach Wachs und Honig wurde immer geringer; auch unser Laden war inzwischen wirklich durch den eines Zuckerbäckers in den Schatten gestellt worden, daher sich unser Vater entschloß, das wenig einträgliche Gewerbe einem Mieter abzutreten. Wir waren also jetzt hauptsächlich auf unsere Liegenschaften angewiesen, die sich allerdings noch sehr ergiebig zu erweisen schienen. Als aber der Vater plötzlich starb, da zeigte sich, daß er, was ich bereits geahnt, schon längst gezwungen war, Geld aufzunehmen, so zwar, daß er damit unseren ganzen Besitzstand schwer belastet — oder eigentlich überlastet hatte. Diesen durch pünktliche Verzinsung aufrecht zu erhalten, war jetzt im Einverständnisse mit unseren im allgemeinen nachsichtigen Gläubigern meine Aufgabe, an die ich mit redlichem Eifer ging, indem ich fürs erste alle Ausgaben auf das Notwendigste einschränkte. Mein Bruder, der, wie er mitteilte, dienstshalber bei dem Leichenbegängnisse nicht erscheinen konnte, erkundigte sich gleichwohl sofort nach seinem Erbteil. Der gerichtliche Bescheid, den er erhielt, tat ihm kund, daß er nicht das Geringste zu erwarten habe. Dennoch änderte er seine Lebensweise nicht, und da er kein Geld bekam, machte er Schulden, deren Zahlung er auf mich und die Mutter anweisen ließ. Um ihn nicht ins Verderben zu stürzen, geschah das Möglichste. Aber es nützte nichts. Eines Tages schrieb er, er habe gespielt — und ihm anvertraute Regimentsgelder verspielt. Wenn er nicht binnen achtundvierzig Stunden fünfhundert Gulden erhalte, sei er verloren — und es bleibe ihm nichts übrig, als sich zu erschießen. Das Geld hätte also sofort abgesendet werden müssen. Aber woher es nehmen? Zu

erborgen war es in so kurzer Zeit nicht. Man kannte in der ganzen Stadt unsere Verhältnisse und war überall rückhältig und schwierig geworden. Die Mutter wußte jedoch, daß bei mir eine größere Summe in Bereitschaft lag. Es war der Zinsenbetrag für einen übelwollenden Gläubiger, der unserem Vater auf zwei große, für uns sehr wertvolle Grundstücke ein bedeutendes Darlehen gegeben hatte. Ich wußte: des Mannes Sinn stand nach den Grundstücken; erhielt er die Zinsen nicht am bestimmten Tage, so kündigte er das Kapital und verlangte die Feilbietung.

Ich weigerte mich daher, das Depot anzugreifen. ‚Willst du deinen Bruder morden?‘ rief die Mutter aus. ‚Und auch mich? Denn das wisse nur: ich folge ihm nach!‘ Konnte ich anders? Ich sandte an Xaver die verlangte Summe. Was aber tat der Unselige? Er setzte sich damit noch in zwölfter Stunde an den Spieltisch — und verlor alles. So verfiel er seinem Schicksal. Er erschoß sich zwar nicht — aber er wurde kassiert und zu zweijähriger Festungshaft in Komorn verurteilt. Als die Mutter davon Kunde erhielt, fiel sie, wie ein gefällter Stamm, der Länge nach zu Boden. Der Schlag hatte sie gerührt. Sie erholte sich zwar wieder, aber sie blieb gelähmt. —

Noch größeres Leid stand ihr bevor. Denn in ihrer allverzeihenden Liebe hatte sie sich früher, als man geglaubt hätte, mit den Ereignissen ausgesöhnt. *Lebte* doch Xaver! Was lag daran, daß er seine Charge verloren, daß er nunmehr vor der Welt entehrt dastand? Wenn er nur in zwei Jahren in ihre Arme zurückkehrte! Diese Erwartung, diese Zuversicht sprach aus ihrem schönen, jetzt schon durchfurchten Antlitz, leuchtete aus ihren dunklen Augen, wenn sie tagsüber regungslos im Lehnstuhle saß. Obgleich sie nie davon sprach, wußte ich doch, daß sie die Monde, Wochen, Tage und Stunden zählte. Wie vernichtend mußte es für sie gewesen sein, als sie endlich erfuhr, was ihr so lange wie möglich verschwiegen wurde! Xaver war mit einem anderen Sträfling, einem ehemaligen Geniehauptmann, der sich große Unterschleife hatte zuschulden kommen

lassen, in einer stürmischen Spätherbstnacht aus der Festung entwichen. Trotz aller Bemühungen konnte man ihrer, da die Entweichung erst am nächsten Tage bemerkt wurde, nicht mehr habhaft werden. Es mußte den Flüchtlingen, so nahm man an, gelungen sein, in die Türkei zu entkommen.

Ein furchtbares, markerschütterndes Stöhnen drang aus der Brust der unglückseligen Frau. Dann aber verstummte sie. Auch in den nächsten Tagen kam kein Laut über ihre Lippen, sie verschmähte Trank und Speise — bis sie endlich nach und nach das Dasein wieder aufnahm, in der erwachenden, nie sich erfüllenden Hoffnung, doch noch etwas von Xaver zu vernehmen. Ich, ihr erstgeborener Sohn, dessen Anblick, das fühlte ich, ihre Qualen verdoppelte, konnte ermessen, was in ihr vorging. So duldete sie noch drei Jahre. Dann fand man sie eines Morgens entseelt in ihrem Bette."

VI.

Der Pächter tat einen tiefen Atemzug und schwieg. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Schon während des letzten Lebensjahres der Mutter hatte ich unser Hauswesen nur mit äußerster Anstrengung aufrecht erhalten können. Die beiden bedeutenden Grundstücke waren natürlich schon damals unter den Hammer gekommen. Da nun schon der Anfang gemacht war, so folgten nach und nach auch die anderen Gläubiger dem Beispiel, unbekümmert darum, daß sie doch ihre Zinsen regelmäßig erhielten. So blieb uns zuletzt nichts als das Haus mit dem vermieteten Geschäft — und einige nicht sehr ergiebige Felder, aus denen ich zur Not unseren Lebensunterhalt herausschlug. Aber auch das war eigentlich unser Eigentum nicht mehr; ein wohlhabender Bäcker konnte jeden Tag davon Besitz ergreifen. Es erwies sich als gutmütiger Mann, und solange die Mutter lebte, verzichtete er darauf. Jetzt aber machte er seine Ansprüche geltend, indem er zu mir sagte: ‚Seht, Herr Petzold, was nützt Euch der Rest, da ja doch alles andere

verloren ist. Ihr verblutet Euch nur daran. Aber ich will Euch in anderer Weise unter die Arme greifen. Ein Bruder von mir, das wißt Ihr, ist Gutsinspektor auf einer Herrschaft in Mähren. Dort will man einen kleinen, aber recht ergiebigen Hof, seiner stark exponierten Lage wegen, verpachten. Doch nicht an den Nächstbesten, man sucht einen vertrauenswürdigen Mann. Als solchen kenne ich Euch — zudem seid Ihr ein ganz tüchtiger Ökonom, wenn Ihr auch unter fatalen Verhältnissen nicht habt aufkommen können. Reist also hin und seht Euch den Hof an. Gefällt er Euch, und glaubt Ihr, dort wirtschaften zu können, so will ich Euch gegen mäßige Verzinsung so viel vorstrecken, als Ihr braucht, um die ersten Anschaffungen zu machen und für ein paar Jahre hinaus mit dem Pachtschilling gedeckt zu sein.' Freudigen Herzens nahm ich das Anerbieten an. Wäre die Mutter nicht gewesen, für die mir zu sorgen oblag, ich würde mich schon längst nach einer Stelle umgesehen haben — und hätte ich mich irgendwo als Schaffer verdingen müssen. Nun aber war mir die unverhoffte Gelegenheit geboten, ein neues Heim zu gründen — und zwar nicht für mich allein.

Das hing so zusammen.

Unser Laden hatte im Laufe der Jahre wiederholt die Mieter gewechselt. Zuletzt war eine Frau an die Reihe gekommen, die Witwe eines Lebküchlers aus Hohenfurt, der dort mit seinem Geschäft zugrunde gegangen war; die Frau aber wollte sich mit Hilfe eines bewährten Altgesellen, der die Ware auf den Jahrmärkten vertreiben sollte, in Krumau wieder aufbringen. Sie hatte auch ein junges Mädchen mitgebracht. Ein zartes, schlankes Geschöpf mit mattbraunen Haaren, das als Verkäuferin hinter dem Ladentische saß und dabei mit Nähen von Weißzeug beschäftigt war, denn es kamen nicht allzu viele Kunden. In ihrem feinen blassen Gesichtchen lag eine stille Traurigkeit, die mich eigentümlich anzog, so daß ich, so oft ich vorüberkam, in den Laden spähte, um sie zu sehen. Zuweilen trat ich auch unter irgend einem Vorwand hinein, um ein paar Worte

mit ihr zu wechseln und den sanften Klang ihrer Stimme zu vernehmen.

Als dies wieder einmal geschah, fand ich das Mädchen wie gewöhnlich allein und bemerkte, daß die Lider ihrer großen hellgrauen Augen feucht und gerötet waren. ‚Sie haben ja geweint', sagte ich.

Statt aller Antwort brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

‚Mein Gott, was haben Sie denn?'

‚Ich muß fort', erwiderte sie tonlos.

‚Fort? Weshalb denn?'

‚Die Frau will mich nicht länger behalten, weil ich nicht genug verkaufe. Kann ich dafür, daß die Leute so wenig Lebkuchen essen und keinen Met trinken wollen?'

‚Gewiß nicht ... Aber sind Sie denn so gerne hier, daß Sie — —'

‚Gerne? O nein! Die Frau hat mich immer schlecht behandelt. Sie gibt mir auch keinen Lohn, nur das bißchen Lebensunterhalt. Selbst von dem, was ich mir da mit Nähen verdiene, muß ich ihr die Hälfte ablassen. Aber ich bin doch irgendwo zu Hause. Und nun soll ich fort — und weiß nicht wohin.'

‚Haben Sie denn niemanden — —'

‚Nein. Ich bin eine Waise und stehe ganz allein.' Sie blickte vor sich hin wie ins Leere, in ihrer ganzen Erscheinung ein Bild verzweifelter Hilflosigkeit, die mir das Herz zerschnitt.

‚Sie sind aus Hohenfurt — nicht wahr?'

‚Ja. Aber dorthin zurück gehe ich nicht mehr — eher in den Tod!'

Ihre Miene drückte eine solche Seelenangst, solches Entsetzen aus, daß mir jede weitere Frage auf den Lippen erstarb. Aber eine plötzliche Eingebung erfaßte mich.

‚Verzweifeln Sie nicht', sagte ich nach einigem Besinnen. ‚Vielleicht kann ich Ihnen helfen.'

Sie faltete die Hände und sah mich mit erwartungsvollem Flehen an. ‚O, wenn Sie das könnten!'

‚Sie dürften wohl wissen,‘ fuhr ich fort, ‚daß ich eine kranke Mutter habe. Seit einiger Zeit ist sie vollständig gelähmt und daher besonderer Pflege und Wartung bedürftig. Die Personen, die bis jetzt neben unserer alten Hausmagd damit betraut waren, haben sich teils ungeschickt, teils unzuverlässig erwiesen. Wie wäre es, wenn Sie? — — Aber freilich, es ist ein anstrengender, aufreibender Dienst‘, setzte ich mit einem unwillkürlichen Blick auf ihren schmächtigen Körper hinzu.

‚O, ich bin nicht so schwach, wie ich aussehe‘, sagte sie rasch. ‚Ich muß ja hier auch morgens und abends die Dienste einer Magd verrichten. Und in der Krankenpflege bin ich erfahren. Meine arme Mutter hatte ein schweres Gichtleiden und konnte vor ihrem Tode ein Jahr hindurch gar nicht mehr vom Bett aufstehen. Ich war ganz allein um sie — und dabei mußte ich noch für alles andere sorgen. Nehmen Sie mich nur, Sie werden zufrieden sein.‘

So traf Johanna — das war ihr Name — schon in den nächsten Tagen mit einem kleinen Koffer, der ihre wenigen Habseligkeiten enthielt, bei uns ein. Unsere alte Margaret betrachtete sie mit Mißtrauen, meine Mutter mit sichtlichem Widerwillen. Bald jedoch zeigte sich, welch einen Schatz von Sorgfalt, Hingebung und Umsicht wir an ihr gewonnen hatten, so daß die Kranke gezwungen war, ihre innere Abneigung zu verhehlen. Mir aber war jetzt in unserer öden, traurigen Häuslichkeit ein Lichtstrahl aufgegangen, der immer heller leuchtete, und von Tag zu Tag wuchs meine Neigung zu dem stillen, sanften Mädchen, das gleich mir schon früh das Unglück des Lebens kennen gelernt hatte.

Sie war, wie ich nun von ihr selbst erfuhr, als uneheliches Kind geboren worden. Ihre Mutter hatte sich als Witwe eines untergeordneten städtischen Beamten, mit dem sie in kinderloser Ehe gelebt, noch in späteren Jahren vergangen und wurde infolgedessen von allen Verwandten und Bekannten in Acht und Bann getan. Sie ergab sich in ihr Los und fristete, da man ihr selbst die geringfügige Pension entzogen hatte, unter

den dürftigsten Umständen sich und ihrem Kinde das Leben. Die Kleine aber hatte schon in der Schule die Härte und Grausamkeit der Lehrer, den Hohn und die Verachtung der Mitschülerinnen — und als sie heranwuchs, jede Pein weiblicher Armut zu erdulden. Sie nähte mit ihrer Mutter Weißzeug für die Leute. Aber auch da machte sich der Fluch ihrer Geburt für beide geltend. Denn verfemt, wie sie waren, konnten sie nur Arbeit erhalten, wenn sie diese um einen Spottpreis herstellten. Dadurch aber erregten sie Haß und Verfolgung bei anderen Näherinnen, die sich in ihrem Gewerbe beeinträchtigt sahen. Als die Mutter erkrankte und die Tochter sie betreuen mußte, stand der Hungertod vor der Tür. Was blieb übrig, als um Erbarmen zu flehen — und bei mütterlichen Anverwandten zu betteln. Welche Abweisungen, welche Erniedrigungen hatte sie da erfahren! Zuletzt noch, als die Mutter schon auf dem Sterbebette lag, einen schändlichen Antrag — fast eine Gewalttat, der sie sich nur mit Aufgebot ihrer ganzen jungfräulichen Kraft hatte entringen können. O, nun wußte ich, warum sie lieber in den Tod gehen, als nach Hohenfurt zurückkehren wollte! Doch nun fühlte ich auch, daß wir für einander bestimmt waren. Und als wir beide allein an der Leiche meiner Mutter standen, und Johanna mit gesenktem Haupt leise fragte, was jetzt mit ihr geschehen würde, breitete ich die Arme aus und schloß sie an die Brust.

Im Frühling zog sie mit mir als mein Weib da herauf.

VII.

Mein Bruder war verschollen. Obgleich ich wußte, daß er meiner Mutter Tag und Nacht im Sinne lag, hatte ich seiner doch immer weniger gedacht — und im ersten Jahre meines Glückes hatte ich ihn vergessen. Dann aber tauchte seltsamerweise die Erinnerung an ihn ganz plötzlich wieder in mir auf. Was war aus ihm geworden? Wo mochte er weilen? Diese

Fragen begannen mich öfter und eindringlicher zu beschäftigen, und bei dem Gedanken, daß er eines Tages zurückkehren könnte, schnürte sich mir die Brust zusammen. Aber es gab ja gar keinen Anlaß zu solcher Befürchtung, und so suchte ich den gespenstischen Schatten immer wieder zu verscheuchen.

Eines Abends — es war im Juni, und das Korn fing schon zu reifen an — saßen wir, Johanna und ich, auf dieser Bank. Wir hatten eben Milch und Brot eingenommen und blickten, die Hände ineinander gelegt, nach der untergehenden Sonne, deren letzte Strahlen den Waldrand vergoldeten.

Da zeigte sich dort unten, den ansteigenden Feldrain betretend, eine männliche Gestalt in städtischer Sommertracht, einen hellen Hut auf dem Kopfe.

Das ist Xaver! zuckte es in mir auf.

Und er war es, der jetzt, Plaid und Reisetasche am geschulterten Stock tragend, emporschritt und bestäubt und sichtlich erschöpft auf uns zukam.

‚Da ist ja endlich die Kaluppe!‘ rief er mit heiserer Stimme. ‚Dachte schon, sie läge am Ende der Welt.‘ Damit ließ er seine Bürde zu Boden fallen und setzte sich auf die Bank, von der wir uns erhoben hatten. ‚Na, was siehst du mich denn so an?‘ fuhr er gegen mich gewendet fort. ‚Du wirst mich wohl noch kennen?‘

Ich vermochte nichts zu erwidern.

‚Scheinst nicht sehr erfreut zu sein. Gleichviel. Ich bin nun einmal da. Und das ist wohl die Frau Schwägerin?‘ Er betrachtete die schlanke, hier oben zu zarter und lieblicher Fülle gediehene Gestalt Johannas mit jenem frech begehrlichen Blick, der ihm, Mädchen und jungen Frauen gegenüber, seit jeher eigen gewesen. ‚Kein übler Geschmack. Aber gebt mir zu trinken! Die Zunge klebt mir am Gaumen. Wein mit Wasser. Ihr habt doch Wein?‘ Er sah mißtrauisch nach der Milchschüssel hin, die noch auf dem Tische stand.

Wir hatten ein paar Flaschen im Keller, obgleich wir niemals davon tranken. Johanna ging ins Haus.

Er folgte ihr mit den Augen. Dann blickte er in der Dämmerung um sich. ‚Ihr lebt da von aller Welt abgeschieden. Das ist mir gerade recht. Aber du hast keine Lust, zu reden. Auch gut.‘ Er zog ein Tabaketui hervor und begann eine Zigarette zu drehen.

Ich hatte mich einigermaßen gefaßt und betrachtete ihn, wie er so dasaß. Trotz seiner Kleider und einer goldenen Uhrkette an der Weste, sah er herabgekommen aus. In seinem Antlitz machte sich ein fremder, finsterer Zug geltend, den ein langer dunkler Bart noch schärfer hervorhob.

‚Woher kommst du?‘ fragte ich jetzt.

‚Woher? Von überall und nirgends. Zuletzt allerdings von Wien. Dort habe ich jemanden nach Krumau schreiben und Erkundigungen einziehen lassen — sonst könntest du dich wundern, daß ich dich so ohne weiteres aufgefunden habe.‘

‚Und was willst du hier?‘

‚Was ich will? Dableiben will ich. Denn hier vermutet mich niemand.‘

Johanna war mit Wein erschienen. Hinter ihr brachte die alte Margaret, die wir mit uns heraufgenommen, Wasser und einen Teller mit Brot und Butter. Als Xaver sie erblickte, rief er aus: ‚Was! Die ist auch da! Das nenn' ich patriarchalisch!‘

Margaret aber trat ihm mit gefalteten Händen näher und sah ihm forschend ins Gesicht. ‚Mein Gott, Herr Xaver, so seid Ihr es wirklich? Wenn das die Frau Mutter noch — —‘ Sie brach in Tränen aus.

‚Plärr' nicht!‘ herrschte er sie an. ‚Davon bin ich kein Freund.‘ Er mischte sich den Wein und leerte rasch nacheinander ein paar Gläser. Den Teller schob er zurück. ‚Gegessen hab' ich schon,‘ sagte er gähnend, ‚unten im Markt. Aber ich bin hundemüd' und möchte schlafen. Es gibt doch ein Zimmer für mich?‘

Es gab eines, das schon früher immer als Gaststube gegolten. Auch wir hatten ein Bett hineinstellen lassen. Ratlos, wie ich noch immer war, erteilte ich Margaret den Auftrag, ihn hinzuführen.

‚Also komm, alte Wetterhexe!‘ sagte er. ‚Nimm dort die

Sachen auf! Gute Nacht, schöne Schwägerin. Auf Wiedersehen morgen. Wir wollen gute Freunde werden. Eine Flasche könnt ihr mir noch bringen lassen!'

Er ging und wir blieben allein in der Dunkelheit zurück, die inzwischen hereingebrochen war.

‚Das also ist dein Bruder?' sagte Johanna tonlos, nachdem wir beide lange geschwiegen.

Ich bejahte stumm.

‚Ein entsetzlicher Mensch.' Sie schauderte.

‚Das ist er. Allem Anscheine nach wird er verfolgt und will sich hier verbergen.'

‚Mein Gott! Was werden wir da tun?'

‚Das weiß ich nicht. Aber er muß fort — und wenn es zum äußersten käme.'

Sie sah mich angstvoll an. Dann gingen wir ins Haus, wo wir eine schlaflose Nacht zubrachten.

VIII.

Am nächsten Morgen hatte ich meinen Entschluß gefaßt. Ich setzte mich hin und schrieb eine Anzeige an das Bezirksgericht, daß mein Bruder Franz Xaver Petzold, der im Jahre 1863 aus der Festungshaft in Komorn entwichen war, sich seit gestern abend bei mir befinde. Dann siegelte ich das Papier ein und steckte es zu mir. ‚So,' sagte ich zu Johanna, die totenblaß aussah, ‚jetzt gehe ich zu ihm hinüber und werde ihn auffordern, unser Haus zu verlassen.'

‚Er wird es nicht tun.'

‚Das glaube ich auch. Aber dann werde ich ihm sagen, daß ich ihn anzeigen muß.'

‚Das willst du ihm sagen!' rief sie.

‚Ich lasse ihm die Wahl. Ihn ohne weiteres anzuzeigen, wie ich eigentlich sollte, geht trotz allem, was er mir angetan, wider mein Gefühl.'

‚Du bist gut‘, sagte sie. ‚Er aber — — Nimm dich in acht! Er ist zu allem fähig.‘

‚Ich weiß es und bin daher auch auf alles gefaßt. Du kannst einstweilen unserem Knecht den Auftrag geben, daß er sich zu einem Gang nach dem Marktflecken bereit halte.‘

Sie sah mich mit ihren schimmernden Augen in stummer Seelenangst an. Dann warf sie sich an meine Brust und umschlang mich mit beiden Armen. ‚Geh’ nicht!‘ flehte sie.

Ich machte mich mit sanfter Gewalt los und strich mit der Hand über ihren braunen Scheitel. ‚Beruhige dich. Es geschieht nur, was geschehen muß. Er hat mich immer schwach und hilflos wie ein Kind gesehen. Nun aber zwingt mich das Schicksal, ihm als Mann gegenüberzutreten — und er wird ihn an mir finden.‘

Mit diesem Gefühl suchte ich das Zimmer im Hinterhause auf, wo sich mein Bruder befand. Der kurze Seitengang, der dahin führt, ist um einige Stufen erhöht. Das Zimmer selbst hat zwei Fenster. Ein größeres, dem Hofe zu; ein kleineres, das mit einem Vorhang verhüllt war, geht nahe der Tür auf den Gang hinaus.

Als ich bei Xaver eintrat, lag er noch im Bett und rauchte eine Zigarette. Neben ihm auf dem Tisch stand eine Tasse mit schwarzem Kaffee, den ihm Margaret auf sein Geheiß bereitet hatte.

‚Ah, du bist’s‘, rief er mir entgegen. ‚Da kannst du gleich von mir hören, daß das Bett miserabel ist, ihr müßt das Zeug umtauschen.‘

‚Das wird nicht mehr notwendig sein‘, erwiderte ich.

‚Wieso nicht notwendig?‘

‚Weil du nicht mehr hier schlafen wirst.‘

Er runzelte die Brauen. ‚Warum nicht?‘

‚Weil du wohl selbst einsehen wirst, daß ich dich nicht länger beherbergen kann.‘

Er hatte sich im Bett aufgesetzt und betrachtete mich mit

einem bösen Blick. ‚Was soll das alles heißen? Warum kannst du mich nicht länger beherbergen?‘

‚Weil du ein Flüchtling bist, und ich mich nicht der Gefahr aussetzen kann, daß man dich hier findet.‘

‚Immer der alte Feigling!‘ sagte er verächtlich. ‚Und was wäre denn dabei, wenn man dich auch einmal für ein paar Monate hinter Schloß und Riegel setzte? — Aber wer soll mich denn finden? Glaubst du, ich habe den Leuten in Ägypten auf die Nase gebunden, daß in Österreich ein Bruder von mir lebt? Ich heiße schon lange nicht mehr Petzold.‘ Er war aufgestanden und langte nach seinen Kleidern.

‚Du kommst also aus Ägypten —‘

‚Ja, von dorther komme ich‘, erwiderte er, während er die Schuhe anzog. ‚Aber auf Umwegen über Marseille, wo ich glücklich durchgewischt bin. Du siehst also, daß mich niemand hier suchen wird. Denn an die Festungsgeschichte denkt kein Mensch mehr.‘

‚Aber ich denke daran‘, sagte ich. ‚Und es verträgt sich nicht mit meinem Gewissen, dir Aufenthalt zu gewähren.‘

‚Mit deinem Gewissen!‘ höhnte er. ‚Ich kümmre mich den Teufel um dein Gewissen. Ich bleibe jetzt da, bis ich anderwärts Luft kriege.‘

‚Und wenn ich dich anzeige?‘

Er verfärbte sich. Aber wie ich sehr wohl erkannte, nicht vor Schreck, sondern aus Zorn darüber, daß ich ein solches Wort auszusprechen wagte. ‚Anzeigen willst du mich, du Memme? Sag' das noch einmal!‘

‚Ich sage es nicht, ich werde es tun!‘

Es war, als wollte er auf mich losstürzen. Aber in seiner Art, mich für nichts zu achten, wandte er sich mit einer Gebärde der Geringschätzung ab. ‚Lächerlich!‘ sagte er.

‚Du wirst es nicht lächerlich finden, wenn man dich in zwei Stunden verhaftet. Die Anzeige — ich wies sie ihm — ist schon geschrieben, und der Knecht wartet, der sie zu Gericht bringen soll.‘

Nun merkte er, daß es Ernst werde. Sein Antlitz verzerrte sich wie damals, als er das Glas nach mir geschleudert hatte. Rasch trat er auf seinen Reisesack zu, der offen auf einem Stuhl lag, und riß ein Doppelterzerol daraus hervor. Beide Hähne knackten. ‚Wenn du mich anzeigen willst, muß ich dich niederschießen wie einen Hund!‘ knirschte er, bebend vor Wut.

In diesem Augenblicke glaubte ich draußen leise Schritte zu vernehmen. Die Situation jedoch war derart, daß ich sie nicht beachten konnte. Ich fühlte, daß er schießen werde. Nur wenn ich mich sofort auf ihn warf, konnte ich es verhindern. Ich tat es. Aber er hatte auch schon losgedrückt. Der Knall ertönte, die Kugel pfiff und schlug durch die Scheiben des Fensters nächst der Tür. In dem atemlosen Ringkampf, der jetzt entstand, entlud sich der zweite Lauf gegen den Boden. Nun schleuderte ich Xaver von mir, daß er bis an das Bett zurücktaumelte.

‚Dein Glück!‘ rief ich ihm zu. ‚Sonst wärest du dem Henker verfallen!‘

Ich öffnete die Tür, trat hinaus — und erstarrte. Unter dem Fenster lag mein Weib mit blutender Stirn. Unser Knecht war über sie gebeugt. ‚Da seht nur her‘, stammelte er. ‚Die Frau hatte Angst um Euch — sie wollte am Fenster horchen — da kam die Kugel — Jesus Maria!‘

Was soll ich Ihnen weiter sagen — sie war tot . . . . . .“

* * *

„Und Ihr Bruder?“ fragte ich jetzt.

„Mein Bruder lebt — im Kerker. Aber er wird wieder frei werden. Wer weiß, was mir noch von ihm bevorsteht. Denn das Kapital, das mir der Bäcker in Krumau vorgestreckt hat, ist noch lange nicht abgezahlt. Und ich möchte keine Schuld zurücklassen, wenn ich aus der Welt gehe.“

Die Parzen.

Vorwort des Herausgebers.

„Die Parzen" hat Saar laut der Handschrift „Habrovan, im Oktober 1898" vollendet. Obwohl ihr der Untertitel fehlt, scheint sie doch mit ihren älteren, später durchstrichenen Lesarten dem ersten Druck in der „Wiener Abendpost" (15. bis 18. Februar 1899) zugrunde zu liegen, wo die Novelle den Untertitel: „Eine Wiener Geschichte" führt. Dieser begegnet uns auch noch in dem zweiten Druck in: „Der Kyffhäuser, Deutsche Blätter für Politik, Kunst und Leben", herausgegeben von Hugo Greinz, (II. Jahrgang 1900, 9. Heft, vom 1. August, Seite 197—200; 10. Heft, vom 15. August, Seite 217—219), der trotz der bestimmten Angabe: „aus einem im Herbst erscheinenden neuen Novellenband mit freundlicher Bewilligung des Dichters entnommen", doch auf der Wiener Abendpost beruht. In diesen beiden Drucken ist der Name des Prinzen minder durchsichtig mit 4 Punkten bezeichnet (W . . . .). Der ersten Auflage der Camera obscura, die die Novelle (1901, S. 57—97) zuerst in Buchform brachte, legte der Dichter die neu durchgesehene alte Handschrift zugrunde; diesem endgültigen Text gegenüber weist die zweite Auflage (1904, Seite 49—81) fast nur orthographische Veränderungen auf.

I.

In einer jener ausgedehnten, entlegenen Straßen, die sich, früher zur „Vorstadt" gehörend, im Laufe der Jahre so unbeträchtlich verändert haben, daß sich darin noch heute fast alles so ausnimmt wie in meiner Jugend, befand sich bis ins letzte Dezennium hinein ein Kaffeehaus, das ich im Winter 1854 täglich zu besuchen pflegte. Denn ich versah damals den Dienst eines Aufsichtsoffiziers im Garnisonsspital Nr. 2 und war auf dieses Lokal angewiesen, das sich schon zu jener Zeit höchst unvorteilhaft von den einladenden Interieurs anderer Wiener Kaffeehäuser unterschied. Die niedrig gewölbten Räume waren bis zur Unkenntlichkeit der einst lichtgrün gewesenen Tapeten verräuchert, die altmodischen Tische wackelten, und dem abgenützten Rohrgeflecht der Stühle drohte der Durchbruch. Zwei plumpe Billards, wahre Ungetüme, standen mehr im Wege, als daß sie benützt wurden; zog man aber doch hin und wieder die krummen Kugelstäbe aus der Lade, schepperten sie bedenklich. Zudem waren die dargereichten Getränke keineswegs von besonderem Wohlgeschmack, und da auch Beleuchtung und Beheizung zu wünschen übrig ließen, so erschien, namentlich im Winter, die übliche Bezeichnung „das kalte Kaffeehaus" nur zu gerechtfertigt. Infolgedessen war auch der Besuch ein geringer. Mit Ausnahme einiger alter bürgerlicher Stammgäste waren meistens bloß Offiziere des Trainregiments, das seine Kaserne ganz in der Nähe hatte, hier zu finden; ein un-

bekannter Zivilist, der sich zufällig von der Straße herein verirrte, wurde immer mit dem größten Erstaunen betrachtet. Der lahmbeinige und einäugige Mensch, der gemeinhin auf den Ruf „Zyklop" hörte und sich in einem schäbigen Frack als Marqueur gebärdete, brauchte sich also um so weniger anzustrengen, als er bei der Bedienung der Gäste von den Eigentümerinnen des Lokals unterstützt wurde, die — wohl hauptsächlich ihrer Dreizahl wegen — die „Parzen" genannt wurden.

Es waren die hinterlassenen Töchter des früheren Besitzers, dessen Geschäft sie in wahrhaft patriarchalischer Weise fortführten. Wer die Eltern nicht gekannt hatte und daher keinen Schluß auf maßgebende Vererbungen ziehen konnte, dem mußte beim Anblick dieser Damen die Vermutung ferne liegen, daß er drei Schwestern vor sich habe, so grundverschieden waren sie in jeder Hinsicht voneinander.

Die Erstgeborene, namens Berta und über die Dreißig schon hinaus, war eine rundliche, vollbusige Person mit einem kugelförmigen, von dichten schwarzen Haarflechten umwundenen Kopfe. Lebhafte Augen, frische Wangen und Lippen verliehen ihrem stumpfnasigen Gesicht einen gewissen Reiz, und da sie sich überdies einer höchst zutunlichen Koketterie befliß, so fehlte es unter den Offizieren nicht an solchen, die ihr in richtiger Erkenntnis ihres liebebedürftigen Wesens flüchtig den Hof machten, wobei sie nicht unterließen, sie um die Taille zu fassen oder ihr kurzfingeriges, fleischiges Händchen zu küssen. Einer jedoch liebte sie wirklich. Es war dies ein Stabsoffizier des Trains, kahlköpfig und einen sehr langen Hahnauschnurrbart zur Schau tragend. Sie aber, so versicherte sie, machte sich gar nichts aus dem alten „Schippel". Nichtsdestoweniger ging sie ihm, wenn er zur gewohnten abendlichen Whistpartie erschien, mit der weißen Patschhand sehr aufmunternd um den Bart.

Die Nächstälteste, die den höchst unpassenden Namen Laura führte, erschien als der gerade Gegensatz ihrer Schwester. Sehr

hoch gewachsen, war sie von erschreckender Magerkeit, die sie aber, jeder weiblichen Eitelkeit bar, weit eher ans Licht stellte, als verbarg. Sie trug statt der damals modischen Krinoline ein ganz schlaffes Kleid, das sie sackähnlich umschlotterte und die Eckigkeit ihrer Formen allenthalben erkennen ließ. Um den langen, knöchernen Hals hatte sie stets ein weißes oder eigentlich weiß sein sollendes Tüchlein gebunden. Denn sie litt an einem chronischen Kehlkopfkatarrh, der ihre Stimme teils rauh und schartig, teils schrill und kreischend erklingen machte. Das Tüchlein also, dessen Knoten und Zipfel sich beständig verschoben, so daß sie bald an der Seite, bald hinten zu sitzen kamen, bildete mit dem fahlen, stets mehr oder minder zerzausten Haar die unzertrennliche Folie zu einem hageren, fleckig geröteten Gesichte, das an Bissigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Diesem wenig einnehmenden Äußeren entsprach auch Lauras Wesen, das ihr ad personam den Supernamen „Furie" eingetragen hatte. Die meisten Kaffeehausgäste fürchteten sie, besonders die jüngeren. Denn sie sagte jedem unaufgefordert die unangenehmsten Wahrheiten ins Gesicht, wobei ihre kleinen, wimper- und brauenlosen Augen sehr boshaft in grünlichem Feuer leuchteten. Dennoch war sie im Grunde des Herzens teilnehmend und zu jeder Gefälligkeit bereit, wenn es auf eine solche wirklich ankam. Vor allem aber war sie grundgescheit, und wer sich einmal mit ihrer Häßlichkeit und absprechenden Art ausgesöhnt hatte, verkehrte mit ihr ganz gerne. Sie besaß einige selbsterworbene Bildung und blickte mit klarem Sinn in Welt und Leben hinein. Mit wahrer Leidenschaft las sie Zeitungen, besonders den politischen Teil. Höchst ergötzlich war es, zu vernehmen, wie sie dabei Kaiser, Könige und Minister abkanzelte, während sie gleichzeitig über die Frechheit und Niedertracht der Zeitungsschreiber loszog. Unter den Strich ließ sie sich nur selten hinab, und das nur, um zu sehen, welche Abgeschmacktheit dieser oder jener Feuilletonist wieder zu Markte gebracht habe. Mit der Belletristik stand sie überhaupt auf

gespanntem Fuße. Denn diese beschäftigte sich, ihrem Ausspruche nach, eigentlich bloß mit der Liebe, welche die größte Dummheit sei, die es auf Erden gebe. Das Recht zu dieser Dummheit gestand sie zwar notgedrungen der Jugend zu; wer aber schon in gewissen Jahren stand und sich noch mit derlei befaßte, den verachtete sie gründlich; ihre Schwester Berta nannte sie nie anders, als die alte verliebte Gans. Nichtsdestoweniger besaß auch sie einen Anbeter, den sie freilich mit besonders scharfer Hervorhebung des Wortes nur als ihren „Fraint" bezeichnete. Dieser Freund war ein schmächtiges, säbelbeiniges Männchen, das eine goldene Brille trug und an einem benachbarten Knabenpensionate als Lehrer angestellt war. Jeden Nachmittag, Schlag fünf, trat der Herr „Professor", einige Bücher unter dem Arm, ins Kaffeehaus und ließ sich an einem zunächst der Tür stehenden Tische nieder, wo ihm Laura eigenhändig die „Jausen-Melange" kredenzte. In diesem bedeutungsvollen Moment nahm sein breites, rosenrotes Antlitz, das ein kurzes, fuchsiges Backenbärtchen zierte, einen strahlenden Ausdruck an, und seine wasserblauen Augen verklärten sich unter der Brille. Laura setzte sich dann ihm gegenüber, und es begann eine intime Unterhaltung, der man sich in schweigendem Einverständnis möglichst ferne hielt. Diese Unterhaltung dauerte so lange, bis die sogenannte „Kurze", die sich der Professor nach andächtig genossenem Kaffee behutsam anbrannte, zu Ende geraucht war. Dann verschwand der Freund, nachdem er Laura ehrerbietig die Hand gedrückt, lautlos wie er gekommen.

Die jüngste Schwester, Selma genannt, war ein zartes, blutleeres Geschöpf, das sich durch prachtvolles aschblondes Haar und große braune Augen auszeichnete. Wenn sie — diese Obliegenheit war ihr bei der Arbeitsteilung zugefallen — in dem altmodischen Kassagehäuse saß, das Spiegelkästchen mit den Likörflaschen im Rücken, konnte man sie aus der Entfernung für eine Schönheit halten. Trat man aber näher, so erkannte man,

daß ihre Gesichtszüge sich wie verzeichnet ausnahmen. Dazu ein trocken gelblicher Hautton und ein etwas schiefgestellter Mund mit schadhaften Zähnen, die sie durch krampfhaftes Zusammenpressen der farblosen Lippen zu verbergen trachtete. Sie war daher nicht leicht in ein Gespräch zu verwickeln und gab meistens nur pantomimische oder kurz geflüsterte Antworten. Zu lachen getraute sie sich schon gar nicht. Überhaupt war sie eine schwermütige, sentimentale Natur und überließ sich am liebsten ihren Gedanken und Empfindungen, die sie, wie ihre Rehaugen, nur einem einzigen Gegenstand zukehrte — allerdings einem Gegenstande, der solcher Ausschließlichkeit nicht unwert erscheinen mochte.

Unter den militärischen Gästen sah man auch einen Rittmeister von den Kürassieren. Er hieß De Brois und war Reitlehrer an dem höheren Equitationsinstitute, das sich gleichfalls in dieser Gegend befand. Von ganz besonderer männlicher Schönheit, gehörte er zu den auffallendsten Straßenfiguren jener Zeit. Wenn er über den Graben und Kohlmarkt ging oder sich sonst an öffentlichen Orten zeigte, bewunderte man allgemein seinen ebenmäßig hohen Wuchs und sein vornehmes, dunkel gefärbtes Antlitz, das den Ausdruck strengen Ernstes trug. Er war sich des Eindrucks, den er hervorbrachte, voll bewußt und sichtlich stolz darauf, wenn er auch, hochmütig zurückhaltend, nie darüber sprach. Laura nannte ihn einen Hohlkopf und behauptete, er warte nur auf den Augenblick, wo ihm irgend eine Millionärin das Schnupftuch zuwerfen würde. Aus einer verarmten, seit langem in Österreich naturalisierten lothringischen Familie stammend, war er auf seine Gage angewiesen und daher gezwungen, sich in jeder Hinsicht einzuschränken. Während seine Schüler, die fast durchgehends dem hohen und höchsten Adel angehörten, gleich nach dem Unterrichte mit Fiakern in die Stadt fuhren, dort in den ersten Hotels dinierten und dann ihren vielseitigen Vergnügungen nachgingen, lebte er im allgemeinen sehr zurückgezogen. Er speiste bei dem Traiteur des

Instituts und nahm hierauf den „Schwarzen" mit einem Gläschen Kirsch im Kaffeehause, wo er Selma in herablassender Weise den Hof machte. Er richtete bei seinem Erscheinen einige Worte an sie und brachte ihr hin und wieder auch irgend eine Blume, die sie mit seligem Erröten ins Haar oder vor die Brust steckte. Im übrigen gönnte er ihr das Glück seines Anblicks. Und dieses Glück wurde ihr in reichlichem Maße zuteil, wenn er auch abends eintrat, um mit dem Verehrer Bertas und noch zwei anderen Herren einige Robber zu machen. Der Spieltisch befand sich der Kassa ziemlich nahe, und so konnte Selma oft und lange genug den so einzig schönen Mann betrachten, der auch sie zuweilen mit einem Augenaufschlag begnadete.

Wie Selma dem Rittmeister, so verhielt sich ihr gegenüber ein junger Mensch, der das lange fahle Haar hinter die Ohren gestrichen trug und seit einiger Zeit gleichfalls abends erschien, obgleich er sich in der soldatischen Umgebung sehr beengt fühlen mußte. Er war offenbar Student — und wie sich bald herausstellte, der Sohn eines wohlhabenden Hausbesitzers aus der Nachbarschaft. Dieser Jüngling nahm stets an einem der entlegensten Tische Platz, von welchem aus er jedoch die Kassa, oder vielmehr Selma ins Auge fassen konnte, die er über ein vorgenommenes Zeitungsblatt hinweg unverwandt anstarrte. Diese stumme Huldigung wurde anfangs gar nicht bemerkt, dann aber hartnäckig ignoriert. Dessenungeachtet fand der junge Mann den Mut, seinen Gefühlen durch ein Veilchenbukett Ausdruck zu geben, das der mit einem ansehnlichen Trinkgeld bestochene Zyklop verstohlen überreichen sollte. Der hinkende Liebesbote benahm sich aber so ungeschickt, daß man allseits gewahren konnte, wie Selma das Sträußchen befremdet betrachtete und gleich darauf mit einer entschiedenen Handbewegung zurückwies. Trotzdem fand sich schon am zweitnächsten Morgen im Kassabuche das Manuskript eines schwärmerischen Gedichtes vor. Dieses Blatt kam aber durch einen unglücklichen Zufall zuerst in die Hände Lauras, die sich schon

längst über den faden Toggenburg lustig gemacht hatte und nun die ätzendste Lauge ihres Spottes über den „gereimten Blödsinn" ausgoß.

So standen die Dinge, als ich eines Tages infolge dienstlicher Verzögerung viel später als sonst zum Frühstück erschien. Ich fand das Kaffeehaus ganz leer; nicht einmal der Zyklop war zu sehen, auch saß Selma nicht an der Kassa. Um meine Anwesenheit kund zu geben, ließ ich den Säbel klirren. Da noch immer niemand kam, pochte ich eindringlich. Nun vernahm ich aus der Kaffeeküche heraus die kreischende Stimme Lauras: „Gleich!" Und schon zeigte sie sich selbst in dem düsteren Hinterzimmer, um nach dem Dränger zu forschen. „Ah, Sie sind es! Was wünschen Sie denn?"

„Mein Frühstück, verehrte Laura."

„Richtig! Sie haben heute noch nichts genommen. Bitte, nur einen Augenblick Geduld!"

Sie verschwand wieder, und es dauerte noch eine Weile, bis sie den Kaffee vor mich hinstellte. „Er wird nicht mehr am besten sein", sagte sie, ein Körbchen mit Weißbrot herbeischaffend.

„Daran bin ich selbst schuld, weil ich so spät gekommen. Aber was haben Sie denn? Sie sehen ja ganz aufgeregt aus." In der Tat war ihre Frisur noch zerzauster, ihr Gesicht noch fleckiger als sonst, und die Zipfel des Tüchleins standen wie zwei Lanzenspitzen nach der Seite ab.

„Ach ja. Manchmal kommt alles zusammen. Ich bin heute der einzige Mensch hier. Jean hat einer Zeugenaussage wegen Vorladung zu Gericht erhalten. Auf neun Uhr — da hat er schon um sieben Toilette gemacht. Berta mußte in einer wichtigen Angelegenheit nach der Stadt, und Selma ist unwohl — liegt zu Bett. Zu allem Überfluß haben wir heute noch Waschtag. — Aber wissen Sie schon das Neueste?" fuhr sie fort, indem sie sich rasch mir gegenüber niederließ.

„Das Neueste —?"

„De Brois heiratet."

„Heiratet? Wen denn? Doch nicht —" Ihre Schwester wollte ich sagen, brach aber ab.

Sie hatte mich trotzdem verstanden. „Wie kann Ihnen nur so ein Unsinn einfallen! Übrigens wör' es nicht weniger dumm, als das andere. Die Cortesi heiratet er."

„Die Cor — —"

„Ja, ja: die Cortesi. Diese Lionne! Diese stadtbekannte Kokette, die mehr Liebhaber hat, als Haare auf dem Kopf!"

„Na hören Sie — bei der Lockenfülle der Dame —"

„Ach was! Das war so eine Redensart. Jedenfalls hat sie so viel Anbeter, wie täglich Herren mit ihr in den Prater reiten."

„Aber De Brois gehört ja zu denen gar nicht —"

„Das ist's eben. Er hat sie erst kürzlich auf dem Balle des Kavallerieinspektors kennen gelernt. Und da hat sich alles im Handumdrehen gemacht. Schon im Mai soll die Hochzeit sein. Die Sache kommt mir nicht richtig vor."

„Warum denn nicht? Die Cortesi wird sich in ihn verliebt haben. Das ist ja kein Wunder. Ein so schöner Mann —"

„Lassen Sie mich in Ruhe mit dieser Stallmeisterschönheit!"

„Nun gerade. Das stimmt zusammen. Sie ist eine passionierte Reiterin — und er —"

„Ach was! Pferde longieren können auch andere. Und so verblüht ist sie noch lange nicht, daß sie just einen De Brois nehmen müßte. Ihn aber wird hauptsächlich die Mitgift verblendet haben. Die dürfte jedoch so großartig nicht ausfallen. Der Herr Bankier hat seit jeher den luxuriösesten Aufwand getrieben, und wenn sich nicht die Geschichte mit dem Prinzen zugetragen hätte, wär' er vielleicht heute ein Bettler."

„Mit dem Prinzen?"

„Das wissen Sie nicht? Vor sechs Jahren diente in der

Armee ein junger Prinz W..., der, sowie andere hohe Aristokraten, auch in den Salon Cortesi kam. Der ausländische Grünling verliebte sich wie ein Narr in die Tochter, die gerade in ihrer Blüte stand und, man muß es sagen, schön war wie ein Engel — wenn auch damals schon geschminkt. Es hätte zu einer morganatischen Ehe kommen sollen. Aber im entscheidenden Augenblick wurde der junge Herr an seinen kleinen Hof abberufen, und man suchte von dort aus die Sache mit Geld zu applanieren. Papa Cortesi, der eben vor dem Bankrott stand, nahm es — und einen Orden dazu. Seitdem ist er wieder flott."

„Ich staune, wie genau Sie unterrichtet sind!"

„Ja, ich weiß alles, mein Lieber", erwiderte Laura und sah mich mit ihren grünlichen Augen durchdringend an. „Übrigens aus dem Finger hab' ich es nicht gesogen. Vox populi — —"

„Sie meinen wohl die weibliche Volksstimme", sagte ich nun auch ein wenig boshaft.

„Weiblich hin, weiblich her. Ich sage Ihnen nur, diese Heirat nimmt kein gutes Ende."

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und der Zyklop trat herein. Statt des gewohnten Fracks trug er einen defekten schwarzen Rock; den fragwürdigen Zylinder nahm er schon auf der Schwelle ab.

„Ah, da ist Jean!" rief Laura. „Nun verlasse ich Sie, Sie liebe Unschuld. Es ist Zeit, daß ich nach den Wäscherinnen sehe."

Damit ging sie. Ich bezahlte Jean meinen Kaffee und entfernte mich gleichfalls. Auf dem Heimweg überdachte ich alles, was Laura mit ihrer giftigen Lästerzunge vorgebracht. In manchem mochte sie nicht unrecht haben, jedenfalls übertrieb sie. Sollte sie nicht doch ihrer Schwester wegen gar so sehr gegen diese Heirat voreingenommen sein? Gleichviel. Was kümmerte es mich? Und so sah ich zuletzt im Geiste nur

das zukünftige, so ausgezeichnet schöne Paar vor mir, wie es Arm in Arm durch die Straßen Wiens schreiten würde. Er, im blendend weißen Waffenrock, das Antlitz gebräunt, dunkeläugig; sie, fast in gleicher Größe, ganz eigentümlich schlank und elastisch, das rötlich blonde Haar — diese Nuance war damals durch die Kaiserin Eugenie zu besonders hohem Ansehen gekommen — in langen Locken weit über den Rücken hinabfallend.

II.

Das Gespräch, das ich mit Laura gehabt, war das letzte gewesen. Denn sehr bald darauf mußte ich zum Regiment einrücken, das gleichzeitig den Marschbefehl erhielt. Es kam daher nur zu einem ganz raschen Abschied von den Parzen — das heißt, eigentlich bloß von zweien, weil Selma noch immer nicht zu sehen war. Ich ging also nach Böhmen ab, woselbst ich bis zum Beginn des italienischen Feldzuges verblieb.

Inzwischen aber hatten sich die schlimmen Prophezeiungen Lauras merkwürdigerweise in sehr kurzer Zeit erfüllt. De Brois war kaum ein Jahr nach seiner Hochzeit im Duell gefallen. Es war eine mysteriöse Geschichte, die niemals vollständig aufgehellt wurde. Man erzählte sich jedoch (die Zeitungen mußten damals über derlei Ereignisse schweigend hinwegsehen) mit allerlei Variationen folgendes. De Brois sei zum Major befördert und als Flügeladjutant zum Korpskommando in Budapest versetzt worden. Dort habe er eines Tages seine Frau tête à tête mit einem hohen ungarischen Magnaten überrascht und diesen mit der Reitpeitsche behandelt. Dem Magnaten blieb natürlich nichts übrig, als ihn zu fordern und beim ersten Schusse in den Sand zu strecken. Die Gattin De Brois' aber habe aus Schreck und Aufregung eine Frühgeburt getan, infolge deren sie gleichfalls gestorben sei. Der Vorfall mochte in gewissen Kreisen großes Aufsehen erregt haben; auf Fernerstehende wirkte er

nur als pikantes Tagesgespräch, wurde daher bald vergessen. Selbst von mir. Erst als sich das Regiment gleich nach beendetem Feldzuge wieder in Wien befand, wurde ich daran erinnert, und zwar hauptsächlich durch das kalte Kaffeehaus, das ich ja doch einmal aufsuchen mußte. Es kam nicht so bald dazu. Denn ich war damals gerade im Begriff, den Dienst zu quittieren, und hatte mich in Erwartung meines Abschiedes schon aller militärischen Leistungen entheben lassen. In Bücher und Schriften versenkt, blieb ich tagsüber auf meinem Zimmer in der Getreidemarktkaserne, ließ mir das Essen bringen und unternahm erst zu ziemlich später Stunde längere Spaziergänge, die mich jedoch nach ganz anderen Richtungen hinführten. Endlich, an einem neblichten Oktoberabende, lenkte ich meine Schritte dem Parzensitze zu.

Als ich in die bekannten Räume trat, hatte ich die Empfindung, daß sich hier gar nichts verändert habe. Die Wände dunkelten wie früher; selbst der Zyklop war kaum lahmer und hinfälliger geworden. Auch die Gäste schienen dieselben geblieben zu sein — bis zu den Whistspielern in der Nähe der Kassa, wo Selma, still wie einst, vor dem Kästchen mit den Likörflaschen saß. Allerdings erkannte ich bald, daß es Offiziere eines anderen Trainregiments waren, die sich im Lokal befanden, und bei der Whistpartie fehlten De Brois und der Verehrer Bertas. Auch diese vermißte ich jetzt. Laura jedoch saß in einer Ecke; ihre zerzauste Frisur kam über einem Zeitungsblatt zum Vorschein, in das sie vertieft war. Als sie zufällig nach der Seite blickte, erkannte sie mich sofort und streckte mir sichtlich erfreut die Hand entgegen.

„Das ist schön, daß man Sie wiedersieht! Sie waren in Italien unten und haben den Krieg mitgemacht — nicht wahr?"

„Eigentlich ja. Aber das Bataillon, bei dem ich stand, ist gar nicht ins Feuer gekommen. Ich habe die Kugeln nur in der Ferne pfeifen gehört."

„Desto besser. Es war ein unglückseliger Feldzug. Aber ich hab's vorausgesagt!"

„Sie sind eben eine Prophetin, Fräulein Laura", sagte ich, unwillkürlich lächelnd.

„Kann ich dafür, daß mir die Tatsachen recht geben? Erinnern Sie sich noch, was ich damals über die Heirat des De Brois — — Sie werden doch erfahren haben —"

„Allerdings. Aber lassen wir die Toten ruhen. Und was mich betrifft, so werde ich nicht lange mehr Soldat sein."

„Sie wollen austreten?"

„Ja."

„Und was werden Sie dann anfangen?"

Bei der mir bekannten Mißachtung, die Laura gegen alles Belletristische hegte, hielt ich mit meinen Absichten hinter dem Berge und sagte bloß: „Ich weiß noch nicht recht — ich bin eben auf der Suche —"

„Na, Sie werden schon etwas finden. Es ist übrigens ganz vernünftig von Ihnen. Beim Militär ist jetzt nichts mehr zu holen."

„Für mich gewiß nicht. — Aber sagen Sie mir, haben Sie in Ihrer Familie vielleicht einen Verlust erlitten?" Es war mir nämlich inzwischen aufgefallen, daß Selma in Trauer gekleidet war. Laura allerdings trug wie sonst einen farblosen Habit.

„Verlust? Gott sei Dank, nein. Seit unsere Eltern tot sind, haben wir nicht viel mehr zu verlieren. Aber Sie meinen das wahrscheinlich, weil Selma in Schwarz ist? So ziemt es sich ja für eine trauernde Witwe."

„Witwe?"

„In ihrem Sinn. Sie ist nämlich überzeugt, daß De Brois eigentlich sie geliebt und die Cortesi nur geheiratet hat, weil er infolge seiner Stellung eine reiche Partie machen mußte. Damit versöhnte sie sich also schließlich, weil sie selbst ihm nichts, oder nur äußerst wenig hätte mitbringen können. Aber sie

war seine Seelenbraut — und im Geiste hatte er die Ehe mit ihr geschlossen. Daher betrachtet sie sich jetzt auch als Witwe."

„Das ist aber —"

„Ein Wahnsinn ist's. Sie befindet sich jedoch sehr wohl dabei. Sie hat ja seit jeher in Einbildungen gelebt und stets ihr Glück im Unglück gefunden. Doch was sagen Sie zu d e m dort?" Sie deutete mit den Augen nach einem Herrn, der an einem entfernteren Tische saß und uns halb den Rücken zukehrte.

„Zu dem — —?"

„Erkennen Sie ihn nicht mehr?"

„Bei Gott, das ist ja — —"

„Freilich ist er's. Unser Toggenburg. Aber nicht mehr Student, sondern wohlbestallter Hausbesitzer, da sein Papa das Zeitliche gesegnet hat. Er ist auch, wie Sie sehen, inzwischen ziemlich feist geworden und hat einen Bart gekriegt. Er liebt Selma noch immer. Drei Heiratsanträge hat er ihr schon im Laufe der Jahre gemacht — und immer einen Korb erhalten. Nach jedem blieb er eine Zeitlang weg — nach dem letzten sogar sechs Monate. Ich dachte schon, jetzt hat er genug — aber er hat sich wieder eingefunden — und sitzt dort wie ein angemalter Türk."

„Er setzt also seine Bewerbungen fort?"

„So scheint's. Und diesmal möglicherweise nicht ohne Erfolg. Selma zeigt sich jedenfalls mürber. Sie gestattet ihm, daß er für einen Augenblick an die Kassa tritt. Sie nimmt Blumen in Empfang, auch Gedichte. Er hat sich nämlich jetzt ganz auf die Dichterei geworfen und gibt Bücher auf eigene Kosten heraus."

„Vielleicht nimmt sie ihn noch."

„Ich hätte nichts dagegen. Obgleich es ein Unsinn wäre. Der Mensch ist wenigstens zehn Jahre jünger als sie. Aber wenn er durchaus will, geb' ich meinen Segen. Um so mehr, als wir jetzt das Kaffeehaus verkaufen werden."

„Warum denn das?"

„Sie sehen ja, in welchem Zustand sich das Lokal befindet. Es ist schon eine wahre Schande. Um es jedoch von Grund auf restaurieren zu lassen, dazu fehlen uns die Mittel. Würde auch nicht viel nützen. Denn das Kaffeehaus ist doch zu entlegen, als daß trotzdem mehr Gäste kämen. Und da sich ein Käufer gefunden hat, so geben wir's her. Just zur rechten Zeit, denn auch ich werde heiraten."

„Sie!"

„Nicht wahr, da staunen Sie? Aber ich begehe keine Torheit. Ich heirate meinen Fraint. Also eine Vernunftehe, wie sich's gehört. Der Inhaber des Pensionats ist alt und müde geworden, er will die Anstalt aufgeben. Mein Zukünftiger wird sie übernehmen. Das heißt, eine andere, größere ins Leben rufen."

„Ich gratuliere."

„Danke. Wir werden schon prosperieren. Denn wir wollen alles aufs zeitgemäßeste einrichten. Haben auch schon ganz passende Lokalitäten in einem neu gebauten Hause der Marokkanergasse in Aussicht. Ich leite das Ökonomische. Auch sonst bin ich nicht auf den Kopf gefallen."

Das ist bekannt, verehrte Laura. Aber so geht jetzt die Schwestertrias auseinander. Und zwar auf dem ganz naturgemäßen Wege der Ehe. Wenn ich recht vermute, hat Fräulein Berta diesen Weg bereits betreten."

„Ja. Die hat schon vor drei Jahren geheiratet. Ihren Oberstleutnant."

„Also doch."

„Gewiß. So dumm sie ist, ihren Vorteil hat sie doch wahrgenommen. Dabei ist sie aber die alte Närrin geblieben. Noch immer den Kopf voll mit Liebesgedanken — und desperat, daß sie ihren Mann, der krankheitshalber in Pension ging, pflegen und warten muß. — Aber wenn man sie nennt, kommt sie gerennt." Laura wies nach der Eingangstür.

Diese war hastig geöffnet worden, und herein trat Berta in auffallendem Straßenputz, das runde Antlitz dicht verschleiert; auf den noch immer sehr vollen dunklen Haaren saß ein unter Blumen und Federn verschwindender Hut. Kaum hatte man sie wahrgenommen, so sprangen auch schon einige Offiziere von ihren Sitzen auf und eilten ihr entgegen. Sie ergriff und schüttelte die dargereichten Hände, wobei sich sofort ein lautes Geschäker entwickelte.

„Da sehen Sie nur," raunte mir Laura zu, „wie sie sich schön tun läßt! Der Mensch ändert sich nicht."

Nun trat Berta auch an uns heran. Es gab eine Erkennungsszene. Berta war sehr liebenswürdig. Da sie endlich sagte, sie sei gekommen, ihrer Schwester eine Mitteilung zu machen, nahm ich die Gelegenheit zum Aufbruch wahr und empfahl mich.

„Leben Sie wohl", sagte Laura. „Und kommen Sie bald wieder. Sie dürften uns nicht lange mehr hier antreffen."

III.

Ich sah die Parzen nicht wieder. Zwar hatte ich mir vorgenommen, das Kaffeehaus wenigstens noch einmal zu besuchen, aber es kam allerlei dazwischen — und als ich endlich doch hingelangte, war es bereits in anderen Besitz übergegangen. So schwanden die drei Schwestern aus meinem Gesichtskreis und im Laufe der nächsten Jahre auch ganz und gar aus meinem Gedächtnis.

Da schrieb mir eines Tages ein Bekannter, der auf dem Lande lebte, er sei gesonnen, seinen nunmehr zehnjährigen Knaben in einem Wiener Privatinstitute unterzubringen. Er baue dabei auf mich, und ich möchte fürs erste Erkundigungen einziehen, dann würde er auf meinen Rat hin das Weitere beschließen. Mir fiel natürlich sofort das Institut ein, das Laura mit ihrem Zukünftigen errichten wollte. Ihre damaligen Angaben erschienen mir vertrauenswürdig, und so wollte ich jeden-

falls nachsehen, der Ort war mir ja bekannt. Nachdem ich eines schönen Morgens — es war im Juni — im Stadtpark gefrühstückt hatte, schlenderte ich gemächlich nach der Marokkanergasse. Ich nahm auch bald eines der neuern Häuser wahr, an welchem eine schwarze Tafel mit der Inschrift prangte: Institut Feichtenböck. Laura hieß also jetzt Frau Feichtenböck, was ich nicht wissen konnte, da man ihren Freund immer nur den „Professor" genannt hatte. Im ersten Stockwerk angelangt, las ich gleich an der nächsten Tür das Wort „Direktion". Ich drückte an die Klingel. Ein nettes Stubenmädchen in weißem Häubchen öffnete und nahm mir auf die Anfrage, ob die „Gnädige" anwesend sei, meine Karte ab. Nach einer Weile kam sie mit dem Bescheid zurück: die Frau Direktor lasse bitten, in das Sprechzimmer zu treten, sie werde gleich dort erscheinen. Ich begab mich also in den mäßig großen, ziemlich kahlen Raum. An den Wänden das Bildnis Pestalozzis und eingerahmte Veduten in photographischer Aufnahme. Ein schmales, grünbezogenes Sofa, einige Stühle mit sehr hohen geraden Lehnen. Jetzt öffnete sich eine Seitentür, und Laura erschien, die ich beim ersten Blick nicht wieder erkannte, so sehr hatte sie sich verändert. Sie war nämlich, wie das bei mageren Personen zuweilen vorkommt, unförmlich dick geworden. Ein wahrer Koloß stand vor mir, und ich hatte Mühe, ein Auflachen zu unterdrücken.

„Sie sind es also wirklich?" fragte sie jetzt gedehnt, indem sie mich mit ihren hinter den Wangenwülsten fast verschwindenden Augen nicht allzu freundlich ansah. „Was wünschen Sie denn eigentlich?" Sie musterte dabei ziemlich mißtrauisch meinen äußeren Menschen. Jedenfalls hatte sie Kenntnis von meinem Berufe und vermutete vielleicht irgend ein mißliebiges, rein persönliches Anliegen. Da ich aber sogleich mit knappen Worten auf meinen Gegenstand zu sprechen kam, erhellte sich ihr nunmehr vollständig kupfriges Antlitz. Sie lud mich ein, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen, und nach einer kurzen,

energisch geführten Verhandlung waren wir vollständig im Reinen.

„Also abgemacht!" sagte sie, halb kreischend, halb fauchend. „Ihr Freund wird allen Grund haben, zufrieden zu sein. Wir werden auf den Knaben besonders achten. Zu Beginn des nächsten Schuljahres kann er aufgenommen werden. Auch sofort, wenn es besonders gewünscht wird."

Das Geschäftliche war somit erledigt. Eine kleine Pause trat ein. Dann aber wandte sich mir Laura mit halbem Leibe zu und sagte wieder einigermaßen gedehnt: „Sie sind also unter die Dichter gegangen?"

„Leider, Frau Direktor, leider —"

„Nun, Sie haben ja Erfolge aufzuweisen. Aber freilich, ein Schiller oder ein Goethe kommt nicht wieder."

Ich ließ diese sehr richtige Bemerkung schweigend über mich ergehen.

„Und wie geht es Ihnen sonst?" fuhr Laura fort.

„Erträglich. Jedenfalls nicht so gut wie Ihnen. Sie sehen wahrhaft blühend aus."

„Ja. Ich habe sehr zugenommen in den letzten Jahren. Auch sonst macht sich alles aufs beste. Die Anstalt floriert."

„Und haben Sie vielleicht Familie?" fragte ich anzüglich. Die Möglichkeit war ja nicht völlig ausgeschlossen.

„Familie? Was fällt Ihnen ein! Damit befassen wir uns nicht. Das lassen wir anderen Leuten über."

„Wenn jeder so dächte, Verehrte, wie stände es da um Ihr Pensionat? — Aber was machen denn Ihre Schwestern?"

Laura tat einen Ruck nach seitwärts. „Meine Schwestern? Die haben einen sehr traurigen Ausgang genommen. Selma sitzt im Irrenhause."

„Im Irrenhause?"

„Wie vorauszusehen war. Übrigens gab ein eigentümlicher Umstand die nächste Veranlassung. Sie hatte sich zuletzt doch entschlossen, ihren Toggenburg zu nehmen. Es war

schon alles in Ordnung gebracht und der Hochzeitstag festgesetzt. Da erkältet sich der glückliche Bräutigam, bekommt eine Lungenentzündung — und stirbt. Dieser Tod erschütterte den schwachen Geist Selmas. Nicht daß sie etwa diesen Verlust sehr schmerzlich empfunden hätte. Er ließ sie vielmehr ziemlich gleichgültig. Aber sie betrachtete ihn als höhere Fügung. Sie hatte immer bigotte Anwandlungen gehabt und erkannte nunmehr, daß sie zur Himmelsbraut bestimmt sei. Sie wollte durchaus ins Kloster gehen. Aber es gab da Schwierigkeiten. Sie hatte ja das Novizenalter längst überschritten, nur ein Orden der Barmherzigkeit würde sie aufgenommen haben. Dazu jedoch fehlte ihr das Zeug. Sie wurde also Betschwester in optima forma. Von früh bis abends saß und kniete sie in der Universitätskirche. Dabei vernachlässigte sie ihr Äußeres, daß es ein Jammer und eine Schande war. Das reine Kerzelweib, sage ich Ihnen. Endlich kam der religiöse Wahnsinn mit einer fixen Idee zum Durchbruch. Sie bildet sich ein, sie sei die unbefleckte Jungfrau Maria, die den Heiland gebären muß. Unheilbar."

„Sehr bedauerlich. — Und Berta?"

„Von der sollte man eigentlich gar nicht reden. Mich wundert nur, daß Sie ihr Schicksal nicht durch die Zeitung erfahren haben."

„Es muß mir jedenfalls entgangen sein."

„Nun also. Sie hatte das Unglück — oder ihrer Empfindung nach das Glück, ihren Mann zu verlieren. Er starb an der Wassersucht. Das Vermögen, das er ihr hinterließ, war nicht unbeträchtlich; sie selbst besaß einiges — und überdies hatte sie Anspruch auf Pension. Sie hätte also ein sorgenloses Wittum gehabt. Aber die Liebe! Denken Sie nur — man schämt sich ordentlich, es auszusprechen: sie vernarrte sich in einen ganz jungen Menschen — in den Kommis einer Modewarenhandlung, der übrigens aus ziemlich gutem Hause war. Ein sehr flotter Jüngling, der sich um so mehr zu einem fliegen-

den Verhältnis herbeiließ, als ihm Berta ein höchst angenehmes Leben bereitete. Übrigens übte sie ja noch immer höchst merkwürdigerweise eine gewisse Anziehungskraft aus. Als sie aber weiterging und ihm mit einer Heirat auf den Leib rückte — sie wollte für ihn ein ansehnliches Stadtgeschäft erstehen — da riß er aus. Und als sie jetzt nicht nachgab, ihn verfolgte und mit ihren Zärtlichkeiten bestürmte, wurde er brutal. Darüber geriet sie außer sich, bekam Nervenzufälle, magerte ab bis zum Schatten. So ging sie umher, ein Bild der Verzweiflung, mit zitternden Armen und Händen. Nach einem letzten fruchtlosen Versuche, ihn wieder zu fesseln, lief sie in das nächste Haus, stieg zum obersten Stockwerk hinan und stürzte sich durchs Fenster auf das Pflaster hinab."

Ich erwiderte nichts.

„Und mit solchen aberwitzigen Sachen haben jetzt Sie sich zu beschäftigen! Müssen noch ärgere erfinden! — Aber das Merkwürdigste dabei war, daß sie dem Treulosen testamentarisch ihr ganzes Vermögen vermacht hat. Übrigens muß zu seiner Ehre gesagt sein, daß er es nicht annehmen wollte. Aber seine habgierigen Eltern — er selbst war ja noch nicht einmal majorenn — hatten die Frechheit, in seinem Namen darauf zu bestehen. Wir haben natürlich Einsprache erhoben, denn der geistige Zustand der Erblasserin war kein normaler. Es kam zum Prozeß, den wir allerdings nur halb gewannen. Das heißt, bloß die Hälfte des Kapitals konnte für uns gerettet werden."

Inzwischen war die Seitentür leise aufgegangen und der Herr Direktor im Gemach erschienen. An ihm hatte sich nichts verändert; nur in dem schütteren Haupthaar und in dem fuchsigen Backenbärtchen zeigten sich Silberfäden. Er trat näher, wobei er mich mit seinen kurzsichtigen wasserblauen Augen forschend durch die Brille betrachtete.

„Der Herr ist wegen Aufnahme eines neuen Zöglings gekommen", sagte Laura, die gleich mir vom Sofa aufstand, mit

erhobener Stimme. „Du kennst ihn wohl noch? Aus dem Kaffeehause —"

Der Gatte brachte mir das rosenrote Antlitz noch näher, schüttelte jedoch den Kopf.

„Herr —", sie nannte meinen Namen.

„Ah, der — der —"

„Dichter!" schrie Laura. Herr Feichtenböck schien etwas schwerhörig zu sein.

„Richtig, richtig — sehr bekannt —"

„Und ich wünsche ihm Glück auf seiner weiteren Laufbahn", sagte Laura, die mir jetzt wohlwollend die Hand zum Abschied reichte. „Freilich, ein Goethe oder Shakespeare —" Sie vollendete den Ausspruch nicht und verschwand, während mich der Herr Direktor äußerst höflich ins Vorzimmer hinaus komplimentierte.

Der Burggraf.

Vorwort des Herausgebers.

Die Handschrift ist „Habrovan, im November 1898" datiert. Sie stimmt zwar in manchen älteren, später durchstrichenen Lesarten mit dem ersten Druck im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 2. April 1899 überein, dürfte aber kaum die unmittelbare Vorlage für ihn sein, da nicht nur der Untertitel: „Eine Wiener Geschichte", sondern auch andere Lesarten in ihr fehlen, die kaum auf den Korrekturen angebracht worden sein dürften. Dagegen ist die Handschrift nach genauerer Durchsicht mit ihren späteren Lesarten dem zweiten Druck in der ersten Auflage der Camera obscura (1901, Seite 99—138) zugrunde gelegt worden, von der sich die zweite Auflage (1904, Seite 85—117) nur an einer Stelle unterscheidet. Im ganzen sind die Varianten sehr wenig zahlreich und nicht bedeutend. Den Fehler in der Numerierung der Abschnitte, der in beiden Auflagen der Camera obscura erscheint (VI für IV), habe ich natürlich berichtigt.

I.

Eines Nachmittags hatte ich von Döbling aus, wo ich mich damals eben eingemietet hatte, einen Spaziergang über Grinzing nach der Wildgrube unternommen. Diese Gastwirtschaft war mir noch in guter Erinnerung, denn ich hatte sie früher bei geselligen Ausflügen nach dieser Gegend wiederholt besucht. Inzwischen schien sie einigermaßen in Verruf geraten zu sein. Trotz des prachtvollen, fast sommerlichen Septemberwetters waren nur wenige Gäste anwesend, so daß ich ziemlich einsam bei meiner Tasse Kaffee saß. Ich war es aber ganz zufrieden; konnte ich doch desto ungestörter die Aussicht über die Donau und ihre bereits bunt gefärbten Auen genießen. Auch hatte ich ein Buch bei mir, in dem ich lesen wollte. Es war Gracians Handorakel der Weltklugheit, übersetzt von Schopenhauer. Ich kannte es schon; da ich es aber Jahre hindurch in meiner Bücherei neben den Werken des Frankfurter Philosophen vermißte, so hatte ich das schlanke Bändchen, das ich erst kürzlich von einem Freunde zum Geschenk erhalten, heute zu mir gesteckt und wurde jetzt von dem Inhalt wieder mehr und mehr angezogen.

Inzwischen war die Sonne immer tiefer gesunken. Ich dachte also an den Rückweg. Und zwar über den „Kobenzl" und den „Himmel" nach Sievering hinunter. Auf der Avenue des Schlosses, in dem einst der geniale Freiherr von Reichenbach seinen odisch-magnetischen Studien obgelegen, fesselte mich noch ein prachtvoller Sonnenuntergang; dann schlug ich einen

Seitenpfad ein, der mich, wie ich annahm, rascher die Höhe hinableiten sollte. Aber er führte tiefer in den Wald hinein. Bei meinem mangelhaft ausgebildeten Ortssinn verirrte ich mich, und als ich endlich nach mancherlei Kreuz- und Quergängen die ersten Häuser von Sievering erreicht hatte, war die Dunkelheit längst hereingebrochen.

Die schmale, langgedehnte Ortschaft lag bereits in nächtlicher Ruhe vor mir. Die Haustore waren geschlossen, die Lichter verlöscht; nur durch die Fenster einzelner größerer und stattlicherer Häuser schimmerte es noch. Auch die Buschenschenken, die hier zur Herbstzeit offen stehen, und von der Stadt aus so zahlreich besucht werden, zeigten sich still und verödet. Nur in einer, der ich mich jetzt näherte, ertönte noch lustige Musik. Vor dem Eingang stand ein verwaister Einspänner, dessen Kutscher sich gewiß da drinnen beim Heurigen gütlich tat, während sein hagerer Gaul mit hängendem Kopf stumpfsinnig vor sich hindämmerte. Ein plötzliches Verlangen überkam mich. Ich wollte wieder einmal ein Stück Volksleben auf mich wirken lassen; auch hatte ich schon lange keinen jungen Wein mehr verkostet und konnte da gleich mein Abendbrot einnehmen. Ich trat also durch das halb offen stehende Tor. Aber schon im Hofe fühlte ich mich enttäuscht. Denn der angrenzende kleine Garten, offenbar zum Versammlungsort fröhlicher Zecher bestimmt, erschien fast leer und wurde nur sehr matt von einem einzigen, mit Glas geschützten Leuchter erhellt, in dem eine schlechte Talgkerze schwelte. In diesem Halbdunkel saßen ein paar Männer vereinzelt an verschiedenen Tischen und lauschten den Klängen einer Geige, einer Klarinette und einer Harmonika, die von drei Musikanten aus Leibeskräften gehandhabt wurden. Ich wollte schon umkehren. Da mich aber der bäuerliche Wirt, der in Hemdärmeln und blauem Fürtuch auch die Dienste eines Kellners versah, bemerkt hatte, so trat ich doch in den Garten und ließ mich an einem Seitentische nieder, der mit zwei anderen unter einer schützenden

Holzdachung stand. Der Wirt indes schien über mein Kommen nicht besonders erfreut zu sein. Denn er stellte mit sehr verdrossenem Gesicht ein zweites Licht vor mich hin und fragte dann ziemlich barsch nach meinem Begehren. Während er ging, das Verlangte herbeizuschaffen, wurde meine Aufmerksamkeit einem der Gäste zugelenkt, der an dem Tische mit dem Leuchter saß. Ich mußte ihn schon irgendwo gesehen haben. Es war ein junger Mann in den Dreißigern, nachlässig und mit sehr schadhafter Eleganz gekleidet. Der trübe Kerzenschein beleuchtete ein vornehmes, markantes Gesicht, das aber durch ein ungewöhnlich stark zurückweichendes Kinn entstellt wurde und einen hektischen Zug aufwies. Die langen hageren Beine weithin unter den Tisch gestreckt, die Hände in den Hosentaschen, blickte er mit eingesunkener Brust nach den Musikanten, die eigens für ihn aufzuspielen schienen, denn sie standen in nächster Nähe vor ihm.

Jetzt brachen sie ihr Stück mit einem überstürzten Finale ab und nahmen die Instrumente unter den Arm.

„Spielt's weiter!" sagte der junge Mann in befehlendem Tone. Seine Stimme klang heiser und gebrochen.

„Verzeign S', gnä' Herr," versetzte der Geigenmann als Leiter des Trios, „verzeign S', mir mürssen no' nach Salmansdorf umi. Mir san dort b'stöllt, wal tanzt wird. Es is eh' scho' d' hechste Zeit. Mir bitten also um unser Dussär." Damit nahm er die Mütze ab und hielt sie, um den erhofften Lohn zu empfangen, dem Gast entgegen.

Dieser sah ihn ausdruckslos an. Dann wendete er den Kopf nach dem Wirt, der mir eben Wein und Imbiß gebracht hatte, und sagte nachlässig: „Geben Sie den Leuten fünf Gulden."

Der Wirt sah ihn über die Achsel an. „Was? I soll ihna fünf Gulden geb'n? I? Dös mürssen Sö tuan, i nöt!"

„Ich habe nicht gewechselt."

„Nöt g'wexelt hab'n S'? I wir Ihna scho' wexeln. Sö wer'n do nöt glei' an Tausender bei Eahna hab'n! Auf an

Zehner kann i scho' aussa geb'n. Wird eh' g'rad glenga mit der Zech. Und es is Zeit, daß S' dö zahl'n. Es is scho' spät und i mecht' zurspirn."

„Ich habe kein Geld bei mir", erwiderte der andere kurz.

„Was? Ka Geld? Und da sitzen S' scho' zwa Stund' da und lassen Ihna geb'n, was guat und teier is? Und extra no' d' Musikanten aufhalten und vorspüln lassen! Ah, da legst di nieder!"

„Und i kriag no' mei' Fuhr!" schrie der Kutscher des Einspänners, aus dem Dunkel hervortretend, in dem er bis jetzt verweilt hatte. „Aus der Stadt hab' i 'hn aussag'fihrt — und jetzt so lang warten —"

„Dös a no'!" rief der Wirt drohend. „O Sö Fallott!"

Der junge Mann war bei dem allen gleichmütig sitzen geblieben. Nunmehr aber hob er stolz den Kopf und sagte: „Ich bin der Graf ...." Er nannte einen Namen von hocharistokratischem Klang, der mir sofort auf die Spur half. Ich wußte jetzt, wann und wo ich den Gast schon gesehen hatte.

„Was? A Graf? Dös kunnt' a jeder sag'n!"

„Du, Floder," warf jetzt ein alter, verkommen aussehender Mann in halb bäuerlicher Tracht ein, der sich inzwischen gleichfalls genähert hatte, „mir scheint, er is a Graf. Er wohnt, glaub' i, in Unterdebling —"

„Plausch nöt, du B'suf!" erwiderte der Wirt, etwas betroffen. „Wer waß, wen du manst! Und wann er wirkli a Graf is, muaß er do' was bei eahm hab'n! A Uhr, an Ring — oder so was. Hab'n S' was?" wandte er sich an den Gast. Dieser zuckte die Achseln. „Nix? No, da ziagn ma Ihna halt in Rock aus!" Er machte Miene, gleich zur Tat überzugehen. Der Angegriffene erhob sich aber mit halbem Leibe und stieß ihn kräftig zurück.

„Was? Stessen tuan S'!" brüllte der Taumelnde. „Na wart'n S', Sö Lump! Schorschl!!" Dieser Ruf galt einem halbwüchsigen Jungen, der eben im Hofe am Brunnen Wasser

schöpfte. „Lauf umi, Schorschl, auf d' Sicherheitswachstub'n, daß aner herkummt! Den saubern Grafen wer'n mer glei' hab'n! Pack' mer'n derwal!" setzte er, die Umstehenden anfeuernd, hinzu.

Die Situation war nun wirklich eine sehr kritische geworden; ich begann mich für den Bedrohten zu schämen. „Lassen Sie den Herrn!" rief ich eindringlich von meinem Tisch hinüber. „Ich werde für ihn bezahlen."

Der Wirt drehte sich um und sah mich verdutzt an. Aber auch ärgerlich. Es schien ihm gar nicht erwünscht zu sein, daß der Handel gütlich geschlichtet werde. „Sö woll'n zahl'n?" fragte er geringschätzig. „Wer san denn Sö?"

„Das braucht Sie nicht zu kümmern. Genug, daß Sie Ihr Geld bekommen. Machen Sie die Rechnung."

„Dö wird glei' g'macht sein", erwiderte er unwillig. „Drei Viertel Heurigen und zwa Flaschen alten Nußberger. Und a kalt's Hendl. Und was der Konfertabl g'habt hat —"

„An Liter!" schrie dieser.

„Und d' Musikanten — dö warten scho'," betonte der Wirt.

„Da haben Sie zehn Gulden", sagte ich. „Geben Sie den Leuten, was ihnen zukommt."

„Es g'lengt nöt, wann d' Musikanten —"

„Mir san mit zwa Flörln z'frieden", riefen die Spielmänner im Chorus. „Her damit!" Dann gingen sie, vom Wirt entlohnt, im Eilschritt davon. Auch der Kutscher entfernte sich, nachdem er das Seine erhalten. Allerdings nicht sehr befriedigt. Man hörte ihn noch im Hof ein Scheltwort ausstoßen und draußen mit der Peitsche auf den armen Gaul einhauen, bis das Gefährt von dannen gerumpelt war.

Der Urheber aller dieser Szenen war inzwischen ohne aufzublicken auf seinem Platze geblieben. Jetzt schien er in Verlegenheit, was er tun sollte. Endlich stand er auf und ging vornüber geneigt mit schwanken Tritten auf mich zu. „Ich weiß

nicht," sagte er, gleichsam herablassend, „mit wem ich — wie so Sie — ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen —"

„Aber ich kenne Sie, Herr Graf. Sie waren vor ungefähr acht Jahren Leutnant bei den Dragonern — nicht wahr?"

„Allerdings."

„Und lagen damals in Schwechat?"

„Ganz richtig. Waren Sie vielleicht auch —"

„Ich befand mich bei einem Infanteriebataillon in Kaiser-Ebersdorf. Und da sind wir einige Male zusammengetroffen — freilich nur ganz flüchtig."

„Ihr Name?"

Ich nannte mich.

„Kann mich nicht entsinnen. Aber gleichviel. Wir waren früher Kameraden. Es kann mir also nur angenehm sein, einstweilen Ihr Schuldner zu bleiben. Und wir wollen jetzt gleich eine Flasche miteinander trinken. He!!"

„Lassen wir das lieber. Nach dem, was vorgefallen —"

„Ach was! Ich will noch trinken. Das wäre nicht übel, wenn man sich genieren müßte. — He!!"

Sein klanglos kreischender Ruf verhallte. Es kam niemand. Endlich zeigte sich der Wirt.

„Noch eine Flasche Nußberger!"

Der Wirt sah ihn grimmig an, ging aber doch um den Wein.

„Das is d' letzte", sagte er grob, als er die Flasche auf den Tisch stellte. „A End' muaß sein. Dös is ka Wirtshaus. I hab' bloß ausg'steckt."

„Beruhigen Sie sich", entgegnete ich. „Wir werden bald aufbrechen. Nehmen Sie gleich die Bezahlung."

„Ich begreife Sie nicht", sagte der Graf, als wir wieder allein waren. „Wie können Sie sich nur mit solchen Leuten in Unterhandlungen einlassen?"

„Immer besser, als sich Rohheiten aussetzen, denen gegenüber man machtlos ist. Es ist übrigens wirklich schon spät."

„Spät? Wie viel ist es denn?" Er griff an die Westentasche, in der sich keine Uhr befand.

Ich sah nach der meinen. „Über Zehn."

„Das ist ja gar keine Stunde", rief er, die Gläser füllend, und leerte das seine mit einem Zuge. „Aber was haben Sie da für ein Buch?" Ich hatte es auf dem Tische liegen; er griff danach und blätterte es an. „Wie kommen Sie dazu, derlei zu lesen?" fragte er hochfahrend.

„Nun, ich lese es eben."

„So. Sie scheinen also wissenschaftliche Bildung zu besitzen. Auch ich habe studiert. Könnte Doktor Juris sein. Ich glaube, Sie zweifeln?" Er sah mich mit einem drohenden Blick an.

„Keineswegs."

„Mein Latein und Griechisch habe ich noch nicht verschwitzt. Und den Gracian da vermöchte ich im Original zu lesen. Auch kann ich, wenn Sie befehlen, mit einigen orientalischen Sprachen aufwarten."

„Da wüßt' ich allerdings nicht Bescheid."

„Wie meinen Sie das?" fragte er und lehnte sich herausfordernd zurück. Er hatte inzwischen ein zweites Glas hinuntergestürzt und mit dem dritten begonnen; in seinem schmalen Antlitz wiesen sich bereits Anzeichen der Trunkenheit.

„Ich meine es nicht anders, als daß ich diese Sprachen nicht verstehe."

„Aber ich! Denn ich habe die orientalische Akademie besucht. Man hatte mich für die diplomatische Karriere bestimmt. Doch sie taugte mir nicht — ebensowenig wie später der Militärdienst. Ich kann mich nicht binden. Ich liebe die Freiheit. Aber dazu braucht es ein großes Vermögen — ausgedehnte Besitzungen. Die fehlen mir. Und so habe ich mich auch mit der Misère des Lebens herumzuschlagen." Er ließ den Kopf sinken und stierte, die Augen verglast, mit hängender Unterlippe vor sich hin.

So trat eine Pause ein, während der ich ihn betrachtete. Er sah jetzt mit seinem wie weggeschnittenen Kinn geradezu häßlich aus. Das lebhafte Sprechen schien ihn angestrengt zu haben; seine eingefallene Brust bewegte sich keuchend auf und nieder. „Noch eine!“ rief er plötzlich, indem er sich gewaltsam aus offenbar sehr trüben Gedanken emporraffte und den Rest der Flasche in sein rasch geleertes Glas goß.

„Nein, durchaus nicht“, sagte ich. „Ich kann Sie natürlich nicht hindern. Aber was mich betrifft —“

„Sie sind Temperenzler“, bemerkte er verächtlich.

„Nicht doch. Aber es ist wirklich Zeit, daß wir uns von hier entfernen.“

„Nun, wenn Sie durchaus wollen — meinetwegen! So versäume ich wenigstens morgen nicht wieder die Messe.“

Ich sah ihn unwillkürlich erstaunt an.

„Ich pflege nämlich jeden Tag die Frühmesse zu besuchen,“ fuhr er nachdrücklich fort. „Haben Sie vielleicht etwas dagegen?“

„Was könnte ich dagegen haben —“

„Aber Sie finden es lächerlich.“

„Keineswegs.“

„Sie finden es lächerlich! Ich seh' es Ihnen an.“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Offenbar gehörte er zu denen, in welchen geistige Getränke Streitlust erregen.

„Sie irren“, sagte ich.

„Ich irre mich nicht. Aber ich werde mich in keinen Meinungsaustausch einlassen. Sie verstehen das einfach nicht. Ich höre die Messe, weil ich es von Kindheit an gewohnt bin. Es liegt uns im Blute.“

Er hatte die letzten Worte mit stolzem Emporwerfen des Kopfes ausgesprochen. Ohne Zweifel sollten sie mir den Unterschied klar machen, der zwischen uns beiden bestand. Gleich darauf aber langte er nach dem Buche, das ich, zum Aufbruch bereit, eben an mich nehmen wollte. „Das leihen Sie mir“,

sagte er gebieterisch und steckte es, ohne meine Einwilligung abzuwarten, in die Hintertasche seines fadenscheinigen Jacketts. „Ich werde es Ihnen nächster Tage mit dem, was Sie mir vorgestreckt, zurückstellen. Wo wohnen Sie?"

„In Döbling."

„Also auch in Döbling. Gasse?"

„Alleegasse."

„Nummer?"

„13."

„Also Alleegasse 13. Das merk' ich mir schon. Und nun gehen wir!"

Er hatte noch den letzten Tropfen aus dem Glase geschlürft, erhob sich mühsam und suchte wankend nach Hut und Stock. Dann verließen wir den Garten und das Haus, dessen Tor der Wirt hinter uns abschloß.

Auf der menschenleeren Straße fing mein Begleiter zu taumeln an; es fehlte nicht viel, so wäre er über einen Schotterhaufen zu Boden gestürzt. Ich wollte ihn schon unter dem Arm fassen. Aber ich unterließ es; er sollte nicht wissen, daß ich seinen Zustand bemerkte. So setzten wir in der mondlosen Nacht unseren Weg fort, mit dem der Graf beständig zu kämpfen hatte.

Nun waren wir an dem alten Friedhof vorübergekommen und erreichten die ersten Häuser von Unterdöbling. Bei einer der nächsten Gassen angelangt, blieb er stehen. „Da wohne ich", sagte er. „Gute Nacht!" Und ohne den Hut zu lüften, bog er in die Gasse ein.

Ich sah ihm nach, wie er sich in Schlangenlinien fortbewegte, bis er endlich vor einem ziemlich großen, weiß getünchten Gebäude hielt, das in sonderbaren Umrissen zwischen dunkleren, hüttenähnlichen Nachbarhäusern aufschimmerte.

II.

Am nächsten Mittag aß ich wie gewöhnlich im Gasthause „Zum Hirschen". Und zwar an einem Tische mit dem Direktor der Volksschule, dessen Familie sich noch auf dem Lande befand, während ihn selbst die Amtspflicht bereits zurückberufen hatte. Es war ein liebenswürdiger, unterrichteter Mann, mit dem ich mich gerne unterhielt. Im Laufe des Gespräches ließ ich ein Wort über den Grafen fallen; ich wollte wissen, ob er dem Direktor bekannt sei. Dieser lächelte und sagte: „Ach ja, Sie meinen den Burggrafen."

Ich sah ihn fragend an.

„Man nennt ihn so, weil er in der ehemaligen Sodawasserfabrik wohnt, die einst ein geschmackloser Architekt ganz in mittelalterlichem Stil erbaut hat. Ein Witzling hatte sie sofort die kohlensaure Burg genannt, und diese Bezeichnung erhielt sich bis heute, obgleich der Besitzer der Fabrik längst zugrunde gegangen ist und das Gebäude als Mietkaserne für die ärmere und ärmste Klasse unserer Bevölkerung dient. — Aber wo haben Sie den verkommenen Menschen kennen gelernt?"

„Ich erinnere mich seiner noch aus meiner Militärzeit. Und gestern bin ich zufällig mit ihm zusammengetroffen."

„Hat er Sie da nicht gleich angepumpt?"

„Nicht eigentlich. Aber der Eindruck, den ich empfing, war ein höchst trauriger. Ich begreife nicht, wie man bei solcher Abkunft so tief sinken kann."

„Um das zu ergründen, müßte man mit allen genealogischen Verhältnissen aufs genaueste vertraut sein. Der Himmel weiß, von wem er sein Dekadententum ererbt hat. Sein Vater war ein ziemlich hoher Staatsbeamter, der sich nebenher auf den Gelehrten hinausspielte. Als dritter Sohn war er ohne Vermögen, wurde jedoch von seinem ältesten Bruder standesgemäß unterstützt. Er blieb bis in sein späteres Alter Hage-

stolz, dann aber heiratete er ein Fräulein aus einer gänzlich verarmten freiherrlichen Familie. Aus dieser Ehe stammt unser Graf."

„Da hat man ihn vielleicht als nicht ganz ebenbürtig behandelt?"

„Keineswegs. Seine Mutter, die eine etwas exzentrische Dame gewesen sein mochte, scheint man sich allerdings vom Leibe gehalten zu haben. Als sie aber gestorben war, löste sich jede Spannung. Sein Vetter gewann ihn sogar äußerst lieb und setzte ihm, als er das Majorat übernahm, eine Apanage von zehntausend Gulden aus. Das war um so reichlicher, als ja das Vermögen des Hauses nicht gerade ein enormes genannt werden kann. Aber was waren zehntausend Gulden für den Grafen Leupold! Sie wissen wohl, daß er so heißt. Womit er ein Jahr auslangen sollte, das war in ein paar Monaten durchgebracht. Verspielt und vertrunken. Das letztere Laster scheint bei ihm sehr früh zum Durchbruch gekommen zu sein. Also das Fixum reichte nicht und er machte Schulden. Ungeheure Summen, die wiederholt gezahlt wurden, da mehr als einmal die Ehre des Namens auf dem Spiele stand. Endlich aber mußte sein Vetter ein Ende machen. Er sah sich gezwungen, öffentlich zu erklären, daß er nicht länger für den Verschwender aufkomme, den er unter Kuratel setzen ließ. Trotzdem gibt er ihm jährlich noch so viel, daß eine ganze Familie sehr anständig davon leben könnte."

„Er bezieht also noch eine Rente?"

„Dreitausend Gulden. Daß er damit nicht auskommt, begreifen Sie. Auch werden ihm seine Einkünfte immer gleich entrissen. Denn es gab doch noch Wucherer, die ihm borgten. Diese Leute zogen ihn förmlich aus, so daß er nach und nach ins größte Elend geraten ist — und seit einem Jahre in der kohlensauren Burg wohnt, wo er von den Hausmeisterleuten erhalten wird."

„Von den Hausmeisterleuten?"

„Das heißt insofern, als er oft monatelang ohne einen Kreuzer Geld ist. Da verköstigen sie ihn denn wohl oder übel, sorgen für die Bedienung und sonstige geringe Bedürfnisse. Soweit es angeht, entschädigt er sie dann. Er hat sich nämlich zuletzt auch auf das Schreiben von Bettelbriefen geworfen, die er an hohe und höchste Persönlichkeiten richtet. Schändlicherweise mit der Begründung, daß ihn sein Vetter hartherzig verhungern lasse."

„Woher wissen Sie das alles?"

„Von ihm selbst. Denn er ist nicht der Mensch, der mit seinen Verhältnissen hinter dem Berge hält. Er kam früher täglich in dieses Gasthaus, und ich gestehe, daß ich anfänglich nicht ungern mit ihm verkehrt habe. Denn er ist doch vielseitig gebildet; auch war es mir interessant, die heterogenen Eigenschaften zu beobachten, die er in sich vereinigt. So seine starre Bigotterie bei sonstigem vollständigen Indifferentismus. Er nimmt vor jeder Kirche, vor jedem Heiligenbild auf der Straße den Hut ab und betrachtet es fast als Verbrechen, wenn er einmal die Messe versäumt."

„Das ist mir bekannt", warf ich ein.

„Und dann sein grenzenloser aristokratischer Hochmut neben einer ganz unglaublichen Nichtachtung und Wegwerfung der eigenen Persönlichkeit! Es ist ganz merkwürdig. Eines abends, als er mir wie gewöhnlich über seine mißliche Lage vorjammerte, bemerkte ich halb im Scherz, halb im Ernst, daß es ihm ja nicht schwer fallen dürfte, seinen Namen zu einer vorteilhaften Heirat zu verwerten. Da hätten Sie ihn sehen sollen! Auf den Tisch schlug er, daß Teller und Gläser klirrten. Was ich denn von ihm halte, da ich ihm zumute, eine Mesalliance zu machen? Sich an eine reiche Jüdin zu verkaufen! Er konnte gar kein Ende finden und wurde zuletzt aufs äußerste beleidigend. Ich verzieh es ihm halb und halb, da ich wußte, wie leicht ihm der Wein zu Kopfe steigt. Schließlich war ich aber doch froh, daß er Zechschulden halber wegblieb, und verzichtete gern auf die Rück-

erstattung gewisser Darlehen, wie einiger Bücher, die ich ihm geborgt und die er wahrscheinlich bei irgend einem Antiquar verkauft hat."

III.

Nicht lange nach diesem Gespräch mit dem Direktor saß ich eines Vormittags am Schreibtisch, als es an meine Tür pochte. Auf das Herein trat eine Frauensperson ins Zimmer, bei deren Anblick ich fast erschrocken zurückprallte, so ganz ungemein häßlich war sie. Eine große, derbknochige Gestalt mit ungeheueren, abgearbeiteten Händen und plumpen Füßen, die in schadhaften Hausschuhen staken. Auf den struppigen, schon leicht ergrauten Haaren saß eine schwarze Tüllhaube mit verschossenen blauen Bändern und erhöhte die Fahlheit des grotesken Gesichtes, das dem einer geblendeten Eule glich. Über das rechte Auge war das obere Lid vollständig herabgesunken, das linke blinzte matt und unsicher. So stand die Person vor mir, ein altes, schalartiges Tuch, das einst gelb gewesen sein mochte, um die Schultern geschlagen.

„San Sö der Herr, der neuli' mit'n Grafen in Sievring war?" fragte sie mit krächzender Stimme.

„Jawohl. Was wünschen Sie?"

„Er laßt Ihna bitten, Sö mechten zu eahm kummen. Er is krank und liegt im Bett."

„Was fehlt ihm denn?"

„I waß 's net. Hursten tuat er. Der Doktor maint, es kunnt a Entzintung wer'n."

Ich überlegte. Denn ich verspürte gar keine Lust, dem Verlangen nachzukommen. Aber er war krank, ließ mich zu sich bitten — und da konnte ich wohl nicht anders. Auch begann sich Neugier in mir zu regen; ich wollte seine Behausung sehen.

„Nun gut", erwiderte ich. „Sagen Sie dem Herrn Grafen daß ich gleich kommen werde. Sie sind wohl —"

„I bin die Tochter vom Hausmaster." Damit machte sie kehrt und schritt ohne Gruß zur Tür hinaus. Ich glaubte inzwischen bemerkt zu haben, daß sie gesegneten Leibes war.

Nachdem ich mich zum Fortgehen angekleidet, schlug ich den Weg nach dem Hause ein, das ich damals in der Dunkelheit hatte aufschimmern sehen. Ich gewahrte jetzt, daß es sich seiner ganzen Bauart nach mit einer wartturmähnlichen Flanke wirklich wie eine kleine Feste ausnahm.

Die Sendbotin erwartete mich schon am Tor. Sie führte mich zwei Treppen hoch und dann über eine schwanke hölzerne Seitenstiege in ein Giebelzimmer, das zwar nicht ungeräumig, aber grenzenlos vernachlässigt war. In einem dürftigen Bette lag der Graf. Er schien zu fiebern, und das hektische Rot auf seinen eingesunkenen Wangen brannte wie Feuer. Als er mich wahrnahm, zog er, um seine schadhafte Wäsche zu verbergen, eine abgenützte karrierte Decke bis zum Kinn empor.

„Sie sehen mich zu Bett", sagte er, mühsam atmend, indem er, um mich zu begrüßen, seine schmale, langfingerige Rechte vorsichtig unter der Decke hervorstreckte. „Infamer Katarrh! Ich leide zwar öfter daran, aber diesmal ist er ganz besonders stark zum Ausbruch gekommen. Wahrscheinlich infolge einer Erkältung. Konnte daher nicht zu Ihnen gelangen und mußte Sie bitten lassen, sich zu mir zu bemühen. Sie könnten mir einen ganz besonderen Dienst erweisen."

„Ich bin nach Möglichkeit bereit", erwiderte ich und ließ mich auf den harten Sessel nieder, den mir die Eule auf seinen Wink in die Nähe des Bettes gerückt hatte.

„Gehen Sie jetzt", sagte der Graf zu ihr.

Es war, als hörte sie ihn nicht. Sie wollte offenbar im Zimmer bleiben.

„Hinaus!" schrie er und verfiel infolgedessen in ein heftiges Husten.

Ihr Gesicht nahm den Ausdruck stumpfsinnigen Trotzes an. Aber sie entfernte sich langsam.

„Also gleich in medias res!“ begann jetzt der Graf keuchend. „Ich befinde mich in einer verzweifelten Lage. Bin ohne alle Mittel — dabei von Gläubigern aufs äußerste bedrängt. Kurz: wenn ich nicht schon in nächster Zeit über einige tausend Gulden verfügen kann, bin ich verloren. Ich habe das wiederholt in sehr dringenden Briefen meinem Vetter — dem Chef unserer Familie — mitgeteilt, aber keine Antwort erhalten. Ich erkenne daraus, daß er die Absicht hat, mich zugrunde gehen zu lassen — ja, daß es ihm höchst erwünscht ist, wenn ich zugrunde gehe. — Sie sind Schriftsteller, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich habe das mittlerweile in Erfahrung gebracht. Wie wäre es, wenn Sie an meinen Vetter schrieben? Sie könnten fürs erste hervorheben, daß Sie mit mir in der Armee gedient haben. Schildern Sie ihm die Verhältnisse, in denen Sie mich jetzt angetroffen.“ Er ließ die Blicke bedeutungsvoll im Zimmer umherschweifen. „Entwerfen Sie ihm ein Bild meines Elends — und fordern Sie geradezu, daß mir geholfen werde. Widrigenfalls Sie mein Schicksal durch einen Zeitungsartikel vor das Forum der Öffentlichkeit bringen. Sie könnten dabei mit der Bekanntgabe gewisser Details drohen, die ich Ihnen zur Verfügung stellen würde.“

Im ersten Augenblick war ich über diese Zumutung sprachlos. Dann übermannte mich Entrüstung, und ich stand im Begriffe, mir mit den schärfsten Worten Luft zu machen. Aber der Anblick des Jammermenschen, der sichtlich in den ersten Stadien der Lungenschwindsucht vor mir lag, dämmte meinen Zorn zurück.

„Davon bitte ich nicht weiter zu sprechen“, sagte ich mit möglichster Ruhe.

„Und warum nicht? Es würde ja Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie sich in dieser einfachen Sache —“

Ich bezwang mich wieder. „Es ist keine einfache Sache. Sie müssen sich da an einen Revolverjournalisten wenden.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ brauste er auf. Aber er schien mehr erstaunt als entrüstet zu sein.

„Sie haben mich sehr wohl verstanden“, erwiderte ich, indem ich mich erhob.

In diesem Augenblick ertönten draußen auf der Holztreppe schwere und hastige Tritte. An der Tür wurde gepocht und ein Postbote trat, ohne das Herein abzuwarten, ins Zimmer. Er hielt dem Grafen einen Brief mit fünf Siegeln entgegen.

„Von meinem Vetter!“ rief der Graf, nachdem er einen Blick auf die Adresse geworfen. Er erbrach die Siegel mit zitternder Hast, wobei seine hageren, halb entblößten Arme zum Vorschein kamen, und verschlang den Inhalt des kurzen Schreibens, dem einige Banknoten beigelegt waren, mit den Augen.

Ich hatte mich inzwischen schon zum Fortgehen gewendet. „Alles bewilligt!“ rief er mir nach. „Schon in den nächsten Tagen bin ich im Besitz der ganzen erforderlichen Summe. — Tinte und Feder! Ich muß das Rezepisse unterschreiben.“ Dieser Befehl galt der Eule, die hinter dem Briefträger erschienen war.

Ich aber ging ärgerlich und verstimmt nach Hause. Es war ja nicht das erstemal, daß ich, wenn auch nicht gerade einen solchen, so doch immerhin den Beweis erhielt, welche Meinung man von dem Beruf hegte, dem ich mich geweiht.

* * *

Ich war froh, dem Grafen, der sich wohl körperlich wieder erholt hatte, nicht mehr zu begegnen; er mochte seine Behausung aufgegeben haben. Verfügte er doch jetzt über Geldmittel, und eines Tages glaubte ich, ihn auf der Ringstraße in einem Fiaker fahren zu sehen.

Im Frühling aber hatte ich einen Ausflug auf den Kahlenberg unternommen und kehrte erst bei einbrechender Nacht zurück. Als ich die dunkelnde Grinzinger Allee durchschritt, gewahrte ich auf einer der dort angebrachten Bänke einen Mann

sitzen. Weit zurückgesunken, die langen Beine von sich gestreckt, hatte er die ausgebreiteten Arme auf der Banklehne ruhen. Es war der Graf. Ob er mich erkannt, ja auch nur wahrgenommen, weiß ich nicht. Er war offenbar volltrunken und starrte, als ich an ihm vorüberkam, zum gestirnten Nachthimmel empor, der eben jetzt durch den aufsteigenden Mond weithin erhellt wurde.

Er schien also die kohlensaure Burg doch nicht verlassen zu haben.

IV.

Bald darauf verließ ich Wien. Hin und wieder kehrte ich für kürzer oder länger zurück; dauernden Aufenthalt nahm ich dort nicht mehr.

So waren etwa drei Jahre verflossen. Eines Nachmittages, im August — ich war eben wieder eingetroffen —, hatte ich mich von der Stadt aus, wo ich wohnte, nach der „Hohen Warte" begeben. Ich hoffte einen Bekannten zu finden, von dem ich wußte, daß er dort den Nachmittagskaffee einzunehmen pflegte. Ich traf ihn jedoch nicht an. Nachdem ich eine Stunde fruchtlos gewartet, entfernte ich mich und schlug den wenig begangenen Feldweg ein, der nach Unterdöbling führt. Es wurden damals in dieser Gegend zahlreiche Neubauten in Angriff genommen, die teils schon ziemlich weit geführt, teils erst in wüsten Baugründen abgesteckt waren. In der Nähe der ersten Gassen dehnte sich noch ein dürftiger Wiesengrund aus. Einige ärmlich gekleidete Kinder, Knaben und Mädchen, spielten dort im Strahl der niedergehenden Sonne. Am Rande des vergilbten Rasens saß ein strickendes Weib. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es die Tochter des Hausmeisters war. Sie sah ganz so aus wie damals, nur ihre Haare waren jetzt vollständig ergraut, so daß sich die schwarze Tüllhaube — es schien noch immer dieselbe zu sein — trotz starker Bestäubung schärfer davon abhob. Auch bemerkte ich jetzt, daß ein schmächtiges

blasses Knäblein mit auffallend großem Kopfe dicht an ihrer Seite saß. Ich trat auf sie zu und begrüßte sie.

Sie blinzelte mich eine Weile stumpfsinnig an. Dann sagte sie: „I kenn' Ihna net."

Ich half ihr auf die Spur.

„A jo, richti! Sö san der Herr aus der Alleegassen —"

„Können Sie mir vielleicht sagen, wie es dem Herrn Grafen geht?"

„Der is tot."

„Tot? Wann ist er denn gestorben?"

„A Joahr wird's her sein. Net lang nach seiner Heirat."

„Ja, hatte er denn —?"

„Frali. A Matreß hat er g'heirat't."

„Wen —? "

„A Matreß. Die frih're G'lirbte von an reichen Herrn. Sie hat woll'n Gräfin wer'n."

„Und die hat er? —"

„Frali. Ibrigens woars ka richtige Eh'. Sö san glei' nach der Trauung ausanand gangen. A jed's für sich. Aber viertausend Gulden 's Joahr hat er kriagt. Sie hat's leicht geb'n kiena. Denn er woar eh' scho' halbtot. D' Arzt' hab'n a glei' da wo abi g'schickt ans Meer." Sie machte eine vage Bewegung mit der Hand.

„An die Riviera —"

„Jo, i glaub', so haßt's. Und dorten is er a g'sturb'n."

Ich hatte mittlerweile das Knäblein betrachtet, das regungslos und mit erloschenem Blick auf ein paar gelbliche Blümchen niedersah, die es zwischen wachsbleichen Fingern hielt.

„Und ist für Sie — hat er Ihnen —?"

„Ob er mir was g'lassen hat, manen 'S? D e n da hat er ma g'lassen. Sonst nix. Das haßt, er hat mer zahlt, was er ma schuldi war. Und dös hab' i für d e n ang'legt."

„Aber konnte denn nicht sonst etwas für Sie — hat nicht die Gräfin — —"

„Dö? Dö is froh, daß er nimma lebt. Sie is a Geizkrog'n. 'S Kind hat's ma woll'n abkaufen — um zwatausend Guld'n. Awer i hab's net hergeb'n. Es g'hert mei'. I wir's scho' daziagn."

Beklagenswerter Wurm, dachte ich mit einem letzten Blick auf den Kleinen, der die Züge seines Vaters im Antlitz und den Todeskeim der Schwindsucht in der Brust trug, „deine Mutter wird nicht lange an dir zu erziehen haben. Und das ist wohl das Beste für dich, du armes, schuldloses Halbblut!

„Leben Sie wohl", sagte ich, von Wehmut ergriffen, und wendete mich zum Gehen.

„Adje!" erwiderte sie kurz, die unterbrochene Strickarbeit aufnehmend. Nicht die leiseste Spur einer Empfindung war in ihrem fahlen Gesicht wahrzunehmen.

Der Brauer von Habrovan.

Vorwort des Herausgebers.

Die Handschrift ist von Oslavan 22. Juli 1899 datiert. Sie wurde zunächst dem ersten Drucke in der Wiener Wochenschrift: „Die Wage", herausgegeben von Dr. R. Lothar und E. V. Zenker (III. Jahrgang, 1900, 1. Halbjahr, Nr. 1 vom 1. Januar, S. 17—19, Nr. 2 vom 7. Januar, S. 36—38) zugrunde gelegt; dann aber auch, mit neuen stilistischen Korrekturen versehen, für die erste Auflage der „Camera obscura" (1901, S. 139—152) verwendet. „Aus des Verfassers letzterschienenem Novellenbuch Camera obscura" ist die Erzählung dann in dem österreichischen Familienblatt „Deutsch-Böhmerland", geleitet von Herm. Cl. Kosel (I. Jahrgang 1901/2, Heft 1 S. 11—13, Heft 2, S. 43 f., Heft 3, S. 71—73, Braunau) wieder abgedruckt worden. Die zweite Auflage der Camera obscura (1904, S. 119—155) beruht auf der ersten und weist nur wenige stilistische Änderungen auf. Sie liegt unserer Ausgabe zugrunde.

I.

Die Bevölkerung der Ortschaft, woselbst ich so manchen Sommer und Winter zugebracht, wurde eines Tages durch ein außerordentliches Ereignis in die größte Aufregung versetzt. Ein dort ansässiger Schuhmacher hatte sein junges Weib aus — wie es hieß — grundloser Eifersucht ermordet und sich dann, nachdem er eine Zeitlang in den nahen Wäldern umhergeirrt, dem Gerichte gestellt. Wie begreiflich, wurde für das entseelte Opfer allgemein Partei ergriffen. Namentlich die Frauen konnten kein Ende finden, den entmenschten Wüterich zu verdammen, den sie schon jetzt am Galgen baumeln sahen. Sie priesen laut die häuslichen Tugenden, durch die sich die Tote im Leben ausgezeichnet, und schwuren hoch und teuer, daß sie, wenn auch ein wenig gefallsüchtig, doch das treueste Weib gewesen, das jemals auf Erden gewandelt. Aber auch die Männer, die in dieser Hinsicht nur wenig Korpsgeist besitzen, zogen über den Übeltäter los. Sie nannten ihn einen elenden Säufer und hirnverbrannten Narren, seit jeher unwert des schönen Weibes, das er, der ruppige, pechgeschwärzte Kerl, besessen. Und schön war sie, die Schustersfrau, das konnte ich selbst bezeugen. Zwar ihr Gesicht verdiente diese Bezeichnung nicht eigentlich. Denn es war breit, stumpfnasig und überdies stark mit Sommersprossen behaftet. Aber lebhafte schwarze Augen, leicht gekräuseltes rotbraunes Haar und ein eigentümlich lachender Zug um den frischen Mund verliehen diesem Gesicht um so mehr Reiz, als auch die ganze Gestalt in ihrer bieg-

samen Schlankheit höchst anziehend war. Zumal in der heißen Jahreszeit, wo sie sich immer möglichst leicht bekleidet sehen ließ. Wenn sie so, außerdem noch hochgeschürzt, blink und blank bis über die Knöchel in dem seichten Wasser des an ihrem Hause vorüberfließenden Baches stand, Geschirr oder Wäsche reinigend, da konnte man nicht umhin, sie wohlgefällig zu betrachten. Sie wußte das auch und vollführte dann, durchaus nicht ohne Absicht, die anmutigsten Bewegungen, so daß mir jetzt die Eifersucht ihres Mannes keineswegs unbegreiflich erschien.

Mein nachbarlicher Freund, Doktor Hulesch, hatte die gerichtliche Obduktion vorzunehmen. Als ich mit ihm später darüber sprach, hob er die ganz besondere Grausamkeit hervor, mit der der Schuster den Mord vollbracht. Denn nach den ersten tödlichen Stößen, die er mit einer Ahle nach dem Herzen seines Weibes geführt, hatte er in unstillbarer Mordgier ringsumher weiter gestochen, und so habe sich fast die ganze Vorderseite der Leiche wie tätowiert ausgenommen.

Ich fragte den Doktor, wie er eigentlich über die Sache denke.

Sein volles, kräftig gerötetes Gesicht nahm einen verschmitzten Ausdruck an. „Wenn Sie mich aufs Gewissen fragen," antwortete er, „so will ich bekennen, daß ich in solchen Fällen immer auf der Seite des Mannes bin, wenn ich ihm auch selbstverständlich nicht das Recht einräume, ein Verbrechen zu begehen."

„Sie glauben also, daß die Frau des Schusters —?"

„Ich glaube nichts. Noch weniger behaupte ich etwas. Ich möchte nur den Satz aufstellen: Jeder, der eifersüchtig ist, hat auch Grund, es zu sein."

„Das ist eigentlich auch meine Meinung", erwiderte ich.

„Die nur von wenigen geteilt wird. Man fordert in der Regel Beweise und erkennt nicht, daß die Eifersucht an sich schon der triftigste Beweis ist. Sie entspringt einem Mangel an Selbstgefühl, herbeigeführt durch das mehr oder minder deutliche Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit einer geliebten Person gegenüber. Daher das beständige Mißtrauen, der stets lauernde

Verdacht — ein höchst qualvoller Zustand, der bei Individuen von schwächerer Gehirntextur schließlich zur Raserei führen kann. Daß sich die Eifersüchtigen meistens auf falscher Fährte befinden, ist wohl wahr, aber der Hauptsache nach behalten sie immer Recht. Das hat mir ein ganz merkwürdiger Fall bewiesen, den ich vor Jahren gewissermaßen miterlebte."

Da es mich begreiflicherweise interessierte, Näheres zu vernehmen, so ließ sich Hulesch auch gern zur Erzählung herbei.

II.

„Es war zu Anfang meiner zivilärztlichen Praxis. Ich hatte mich in einem kleinen, aber nicht ganz unansehnlichen Städtchen niedergelassen, das außerdem nicht allzu weit von meiner Vaterstadt Olmütz entfernt lag. Dort lebte ein Mädchen, das ich zu ehelichen gedachte; deshalb hatte ich mich auch vom Militärdienst, zu dem ich als Zögling des ehemaligen Josephinums verpflichtet gewesen, nach dem letzten Kriege loszumachen gewußt. Die Sache zog sich jedoch anderer Umstände halber in die Länge und fand durch den unvermuteten frühen Tod meiner Verlobten ein trauriges Ende. Damals aber lebte ich noch in schönen Hoffnungen, nebenher die Leiden und Freuden eines Landarztes kennen lernend.

Eigentümlich war es mir stets erschienen, daß der Sonntag auch für den Arzt zu einer Art von Ruhetag wird. Es ist, als wollten selbst die Krankheiten feiern, denn ich habe gefunden, daß die wenigsten gerade an einem Sonntag ausbrechen oder tödlichen Ausgang nehmen. Aber ich lasse das dahingestellt sein und sage nur, daß ich an Sonntagen nur selten neue Patienten bekam. Das war mir natürlich sehr angenehm. Nicht bloß der nötigen Erholung wegen, sondern vielmehr deshalb, weil mir diese Pausen wissenschaftliche Lektüre ermöglichten, zu der ich sonst, oft weit in der Umgegend hin- und herfahrend, kaum gelangen konnte. Ich verbrachte also meine Sonntagsnachmittage

immer zu Hause; des Sommers im meinem kleinen schattigen Garten, des Winters in der traulichen, wohlgeheizten Stube.

So erfreute ich mich auch einmal — es war im Dezember und der Schnee fiel draußen in dichten Flocken — der lieben Ruhe. Ich hatte mir einen guten Jausenkaffee bereiten lassen, die lange Pfeife angebrannt und mich in den Lichtkreis der frühen Lampe gesetzt. Mir war sehr behaglich zumut und mit wahrer Wonne vertiefte ich mich in eine erst vor kurzem erschienene neue Monographie Hyrtls, die aufgeschlagen vor mir auf dem Tische lag. Die Stunden vergingen und die Zeit des Abendessens, das ich in einem nahen Gasthause einzunehmen pflegte, rückte heran. Plötzlich vernahm ich, wie ein schwerfälliger Schlitten — ich erkannte das an dem Geläut' — in die Seitengasse einbog, in der ich wohnte. Sollte das mir gelten? dachte ich unwillkürlich. Richtig: der Schlitten hielt unter meinen Fenstern. Und schon kam auch die Frau, die für meine Bedienung sorgte, die Treppe hinan und in das Zimmer geeilt. ‚Machen Sie sich nur gleich fertig, Herr Doktor! Sie müssen nach Habrovan fahren.'

‚Nach Habrovan? Zu wem denn?'

‚Zum Brauer. Das Kind ist schwer krank.'

‚Gibt's denn dort eines?'

‚Na freilich. Im August hat's die Frau geboren.'

‚Davon wußt' ich gar nichts.'

‚Wie hätten Sie's auch wissen sollen? Sie waren ja damals noch nicht bei uns. Übrigens hat man auch bloß die Hebamme geholt. Zum Glück ist alles gut gegangen. Denn der Brauer ließe seine Frau lieber sterben, als daß er sie so von einem Arzt —'

Das stimmte nun freilich zu dem, was ich über den Mann schon gehört. Er stand in dem Ruf eines Sonderlings, der sein schönes Weib gleich einer Gefangenen halte. Früher in einer ansehnlichen Brünner Brauerei bedienstet, hatte er vor zwei oder drei Jahren das kleine zum Teil schon verfallene Habrovaner Bräuhaus samt einigen Grundstücken von der Gutsverwaltung

gepachtet. Das Geschäft betrieb er, so hieß es, nur lässig, und zwar mit Hilfe eines bejahrten Küfers und eines verheirateten Knechtes, die er beide mit dem fundus instructus übernommen. Im übrigen behalf er sich mit Tagelöhnern, die er jeweilig dingte.

Ich hatte mich schon daran gemacht, meine Handapotheke instand zu setzen. Nun zog ich Schneestiefel an und warf den Fahrpelz um die Schultern; den Fußsack ließ ich mir von der Frau nachtragen. So ausgerüstet, bestieg ich das höchst primitive Gefährt, dessen Kutscher, die Kapuze seiner schadhaften Halina über den Kopf gezogen, den vorgespannten Gaul antrieb, indem er ihm mit dem Leitseil auf den Rücken schlug. Die Fahrt durch das weitläufige Städtchen ging ziemlich glatt. Als wir aber ins freie Feld gelangt waren, wo uns ein scharfer Nordwest anfiel, befürchtete ich Schlimmes. Denn die Gegend ist dort flach und nach allen Seiten hin offen, daher auch die Landstraße starken Verwehungen ausgesetzt. Wirklich gab es bald genug Schwierigkeiten; das bereits von der Herfahrt ermüdete Pferd hatte an mancher Straßeneinsenkung alle Mühe, den wuchtigen und nicht einmal beschlagenen Schlitten durch die angehäuften Schneemassen zu bringen.

Endlich ging es nicht mehr vorwärts. Wir mußten an einer besonders getieften Stelle abspringen und nachschieben. Als sich das, nicht allzu weit mehr vom Ziele, wiederholen wollte, verlor ich die Geduld. Ich ließ den Pelz im Schlitten zurück und machte mich auf die Stiefel. Bei jedem Schritt fast bis an die Kniee einsinkend, erreichte ich schließlich, trotz der Bärenkälte in Schweiß gebadet, den bereits nachtschlafenden Ort und schlug den Weg nach dem Brauhause ein, das sich, ganz einsam gelegen, dunkelschwarz von der weißen Fläche abhob. Kein Licht war zu erblicken; nur ein Teil des Daches zeigte sich vom Hof aus, wo ein etwas höheres Wohnhaus aufragte, leicht beschimmert. Ich pochte an das verschlossene Tor. Ein wütendes Hundegebell erhob sich, aber es kam niemand. Endlich nahten schlurfende Tritte, der Schlüssel wurde gedreht und eine dünne,

meckernde Stimme fragte durch die Torspalte, wer draußen sei. Ich hatte Mühe, mich in meiner Eigenschaft erkennbar zu machen. Dann wurde ich eingelassen und befand mich einem hageren, greisenhaften Menschen gegenüber, der, so viel ich bei zweifelhaftem Licht wahrnehmen konnte, in einer schmutzigen Flanelljacke steckte und den Kopf mit einer Pudelmütze verwahrt hatte. Er führte mich durch den Hof, wo allerlei Braugerät wüst durcheinander lag, nach dem Wohnhause. Eine kurze Treppe hinan — und ich stand in der Schlafstube des Brauers. Als mir dieser, den ich niemals vor Augen gehabt, jetzt entgegentrat, blickte ich ihn erstaunt an. Eine Kolossalgestalt, die fast bis zur Decke reichte. Der Bauch weit vorspringend, der feiste Rücken gewölbt. Einen so dicht an den Rumpf gewachsenen Kopf hatte ich noch nicht gesehen; dem Manne schien der Hals vollständig zu fehlen. Dazu eine niedere, unter wirrem Kraushaar nahezu verschwindende Stirn, eine unförmliche Nase, wulstige Lippen — und doch war dieses Gesicht nicht eigentlich häßlich oder brutal zu nennen. Es lag vielmehr ein Zug von Weichheit und Seelengüte darin. Auch klang die Stimme des Brauers, der jetzt einige begrüßende Worte sprach, um so sanfter, als ich eigentlich das Gebrüll eines Stieres zu vernehmen erwartet hatte. Erst nachdem er beiseite getreten war, konnte ich den Stubenraum überblicken. Und da gewahrte ich bei den ehelichen Betten die Wiege mit dem Kind; davor, in ein Knie gesunken, die Mutter. Ich will sie Ihnen nicht beschreiben und sage bloß: ein wahres Madonnengesicht, das, von einem Kopftuch umrahmt, mit großen Augen angstvoll nach mir hinsah. Ich trat rasch heran und warf einen forschenden Blick auf das kleine Geschöpf, das mit geschlossenen Lidern und cyanotisch gefärbt in den Wiegekissen lag. ‚Mein Gott!‘ rief ich erschrocken aus, ‚das Kind muß ja schon längere Zeit krank sein!‘

Die Frau schwieg. Der Mann aber zuckte trotz sichtlicher Verstörtheit die Achseln und sagte: ‚Nun ja, es hat ein paar Tage gehustet.‘

Ich hatte mich schon an die nähere Untersuchung gemacht, und erkannte eine hochgradige Bronchitis.

„Gewiß hat es gehustet", sagte ich. „Jetzt aber hustet es nicht mehr — und schwebt zwischen Leben und Tod!"

Die Frau schluchzte auf. Er aber erwiderte, meinem vorwurfsvollen Blick ausweichend: ‚Das haben wir nicht vorausgesehen, sonst hätten wir ja schon früher —'

‚Das hätten Sie unter allen Umständen müssen!' fiel ich ein und war im Begriff, eine heftige Standrede zu halten. Aber ich verschluckte meinen Unwillen; ich wußte ja aus Erfahrung, daß man sich auf dem Lande meistens erst in zwölfter Stunde entschließt, nach dem Arzt zu schicken. Auch galt es vor allem, Hilfe zu leisten, denn die Atmung war schon aufs äußerste gehemmt, der Puls kaum mehr zu fühlen. Ich entnahm also meiner Handapotheke etwas Belebendes, das auch Wirkung tat. Das Kind schlug die Augen auf und begann leise zu wimmern. Hierauf flößte ich mit Hilfe der Mutter das kräftigste Expektorans ein, das ich in diesem Falle zu reichen vermochte.

‚So', sagte ich. ‚Das muß in einer halben Stunde wiederholt werden. Die Wirkung der ersten Dosis will ich hier noch abwarten.' Dabei sah ich mich unwillkürlich nach einem Sitz um, denn ich fühlte mich nach der zwar nicht langen, aber höchst anstrengenden Fußwanderung ganz erschöpft.

Der Brauer bemerkte es. ‚Möchten Sie sich's nicht im andern Zimmer bequem machen, Herr Doktor?' fragte er. ‚Und wenn Ihnen vielleicht ein Nachtessen gefällig wäre —'

‚Nun, das verschmäh' ich nicht. Ich bin in der Tat hungrig — und auch durstig. Aber keine Umstände, wenn ich bitten darf. Ein Trunk Bier, ein Stück Brot mit Butter oder Käse genügen mir vollständig.'

‚Ach, es ist ja Selchfleisch im Hause', nahm jetzt die Frau das Wort. ‚Auch Eier können Sie haben —'

‚Geht hinunter, Otac,' wandte sich der Brauer an den Alten, der mir das Tor geöffnet hatte und, wie ich erst jetzt be-

merkte, mit abgelegter Pudelmütze in einer Ecke des Zimmers stand. ‚Franzka soll hergeben, was da ist. Und holt einen Krug Bier aus dem Keller — vom guten Lager. Ich will den Herrn Doktor einstweilen hinüberführen.‘

‚Wo ist denn das Zimmer?‘ fragte ich, da ich keine Seitentür bemerkte.

‚Gleich da drüben — keine zwei Schritte weit. Sie können jeden Augenblick wieder hier sein.‘

Ich beugte mich noch einmal über das Kind, das eine bessere Färbung zu zeigen schien; auch hatte sich der Puls ein wenig gehoben. ‚Nun also,‘ sagte ich zur Frau, ‚verzweifeln Sie nicht. Ich werde bald wieder nachsehen. Sollten Sie sich inzwischen ängstigen, so rufen Sie mich.‘ Hierauf folgte ich ihrem Manne über das schmale Vorhaus in ein geräumiges Gemach, das durch eine Hängelampe erhellt war. ‚Dort können Sie Platz nehmen‘, sagte der Brauer, auf einen mit Leder bezogenen Diwan weisend. ‚Mein Küfer wird gleich alles heraufbringen. Und später werde ich mir erlauben, Ihnen Gesellschaft zu leisten.‘ Damit ging er und ließ mich allein.

Ich blickte umher. Es war offenbar die Prunkstube, in der ich mich befand. Wohl auch das Arbeitszimmer des Brauers. Denn in der Nähe des Fensters stand ein Pult mit Regal, auf dem Rechnungsbücher lagen. An den Wänden hingen einige Ölfarbendrucke in dürftigen Goldrahmen. Auch ein verblaßtes Daguerreotyp, den Brauer und seine Frau als Brautpaar vorstellend, war zu erblicken. Dem Diwan gegenüber gleißte ein Glasschrank mit allerlei Schaugeschirr und buntem Krimskrams, wie man ihn bei festlichen Anlässen geschenkt erhält. In einem großen Kachelofen glosteten noch Überreste der letzten Feuerung.

Ich hatte mich noch nicht lange gesetzt, als auch schon der Küfer auf Filzsohlen hereinschlurfte und den Tisch zu decken begann. Erst jetzt konnte ich ihn näher betrachten. Ein widerlicher alter Gesell mit einem Bocksgesicht, das durch einen ergrauten Spitzbart noch mehr in die Länge gezogen ward und

ganz zu der meckernden Stimme paßte, die ich am Tor vernommen. Nachdem er Speise und Trank vor mich hingestellt, fragte er, ohne mich anzusehen: ‚Soll ich Holz nachlegen?'

‚Nun, wenn Sie wollen. Es ist nicht gerade übermäßig warm.'

Er näherte sich dem Ofen und schob einige von den bereitliegenden trockenen Scheiten hinein, die alsbald laut aufprasselten. Dann blieb er noch eine Weile stehen und rieb die Handflächen lauernd aneinander. ‚Und wie ist's mit dem Kinde, Herr Doktor', fragte er plötzlich. ‚Wird es aufkommen?'

‚Ich hoffe', antwortete ich kurz.

Seine Stirnhaut schnellte empor, so daß ein Büschel weißgesprenkelter Haare, das darüber stand, in Bewegung geriet. Und mit einem sonderbaren Aufhüpfen verschwand er aus dem Zimmer.

Ich nahm mir nicht Zeit, über den Kerl nachzudenken; das Rauchfleisch, das er gebracht, duftete gar zu einladend. Es mundete auch vortrefflich, weit besser als der dünne Gerstensaft, von dem ich, um meinen brennenden Durst zu löschen, fürs erste ein Glas hinuntergestürzt.

Ich war eben daran, mein rasches Mahl zu beenden, als der Brauer eintrat. ‚Wohl bekomm's, Herr Doktor! Lassen Sie sich nicht stören.'

‚Ich bin fertig', entgegnete ich, den Teller von mir schiebend.

‚Dann ist Ihnen wohl eine Zigarre gefällig. Ich selbst bin zwar kein Raucher, aber da ist ein kleiner Vorrat —'

‚Ich danke', sagte ich und nahm einen von den trockenen Glimmstengeln. ‚Aber ich will doch noch früher drüben nachsehen —'

‚Wie Sie wollen. Notwendig, glaub' ich, ist es nicht. Die Frau hat ihm grade die Medizin gegeben. Sie können schon noch eine Weile mit mir sitzen bleiben. Und ich bitte Sie darum, denn ich möchte Ihnen ein Bekenntnis ablegen.'

‚Ein Bekenntnis?'

‚Ja, eine Beichte.'

‚Was werde ich da vernehmen?' fragte ich, befremdet durch den ernsten, zitternden Ton seiner Stimme.

‚Nichts Gutes. Vor allem sollen Sie wissen, daß meine Frau schon vor zwei Tagen nach Ihnen schicken wollte. Aber ich hab' es verhindert.'

Ich legte die Zigarre, die ich mir eben anzünden wollte, beiseite. ‚Und warum haben Sie das getan?'

‚Weil ich wollte, daß das Kind stirbt.'

Ich fuhr mit halbem Leibe empor.

‚Bleiben Sie ruhig, Herr Doktor. Ich habe gesagt, daß ich eine Beichte ablegen will. Sie brauchen mich ja nicht zu absolvieren. Sie können die Anzeige machen. Dann soll mit mir geschehen, was da will. So kann ich ohnehin nicht mehr leben.'

Er saß jetzt wie gebrochen mir gegenüber; sein groteskes Gesicht hatte einen unsagbar schmerzlichen Ausdruck angenommen. Ich wurde unwillkürlich ergriffen.

‚Und warum wollten Sie, daß das Kind stirbt?' fragte ich nach einer Pause.

‚Weil ich glaube, daß es nicht meines ist.'

‚Haben Sie Grund zu dieser Annahme?'

‚Wir sind nun an die acht Jahre verheiratet — und meine Frau hatte früher nie —'

‚Das beweist gar nichts. Der Kindersegen kann sich auch spät einstellen. Ich kenne ein Ehepaar, das sich sehr jung vermählt hatte — und erst nach achtzehn Jahren — —'

‚Das ist wohl möglich. Aber das Kind konnte doch von einem andern Vater — —'

‚Allerdings. Schon dem alten Spruche nach, daß der Vater immer ungewiß ist. Zum Glück ist nicht jeder Ehemann so mißtrauisch wie Sie. Aber trotzdem! Auf das allein hin können Sie einen so schwerwiegenden Zweifel nicht hegen. Sie müssen doch noch andere Anhaltspunkte — —'

‚Die hab' ich auch. Im vorigen Spätherbst hatte ich wieder einmal gebraut. Und da trafen wie gewöhnlich zwei Aufseher von der Finanzwache hier ein. Bisher waren es

immer ältere, gesetzte Männer gewesen; diesmal war ein junger dabei, der es offenbar auf meine Frau abgesehen hatte.'

‚Hat er näher mit ihr verkehrt?'

‚Das konnte er nicht. Die Leute waren in der Brauerei untergebracht. Das Essen ließ ich ihnen im Wirtshaus reichen. Und meine Frau hab' ich nicht aus den Augen gelassen.'

‚Und dennoch glauben Sie —?'

‚Aber ich mußte mich in einer wichtigen Angelegenheit von hier wegbegeben. Ich konnte es nicht gut aufschieben, denn es handelte sich um eine gerichtliche Vorladung. Zudem sollten die Aufseher, da der Sud vollbracht war, schon am nächsten Morgen von hier abgehen. So entschloß ich mich dazu, wenn auch mit schwerem Herzen.'

‚Wie lange waren Sie fort?'

‚Kaum vierundzwanzig Stunden. Und dem Küfer hatte ich den Auftrag gegeben, meine Frau zu überwachen.'

‚Dem Küfer? Diesem Alten da?'

‚Er ist ein verläßlicher Mann und mir sehr ergeben.'

‚Und trotzdem!? Aber wie konnten Sie nur Ihrer Frau zutrauen, daß sie während Ihrer kurzen Abwesenheit — —? Hatte sie Ihnen denn schon Anlaß gegeben zu einer so schmählichen Voraussetzung?'

‚Nein — eigentlichen Anlaß nicht', erwiderte er tonlos.

‚Also bloße Vermutungen? Fühlen Sie denn nicht, wie sehr Sie dadurch Ihre Frau — und sich selbst entwürdigen?'

Er blickte vor sich hin. ‚Ja, das sag' ich mir oft selbst und mache mir schwere Vorwürfe. Doch es ist stärker als ich. Ich kann den Gedanken nicht losbringen —'

‚Das grenzt an Wahnsinn.'

‚Mag sein. Aber ich habe seit jeher die Empfindung gehabt, daß, wenn es auf sie ankäme — —. O, Sie wissen nicht, was ich gelitten. Deshalb konnt' ich auch in Brünn nicht länger bleiben, wo es so viele Leute gibt — Fabrikanten, Offiziere, Beamte, die schönen Weibern nachstellen. Ich hätte dort noch

einen Mord begangen!' Er ballte die Fäuste, die Adern an seinen Schläfen schwollen an; er keuchte.

Ich betrachtete ihn schweigend. ‚Sie sind eben von krankhafter Eifersucht besessen', sagte ich endlich.

‚Das waren auch immer ihre Worte, wenn ich ihr vorwarf, daß sie nach diesem oder jenem hingeblickt. Und sie hatte nichts dagegen, als ich den Entschluß faßte, aufs Land zu ziehen. Ich würde dort weniger Anlaß finden, sie zu quälen, meinte sie. Und so war es auch. In der Abgeschiedenheit begann ich aufzuatmen. Ich wurde ruhiger und bat ihr oft auf den Knieen ab, was ich ihr früher in meiner beständigen Aufregung angetan. Auch sie schien sehr zufrieden zu sein. Der Obst- und Gemüsegarten, die Wiesen und Felder beschäftigten sie und machten ihr Freude. Ich fühlte mich schon so glücklich! Da kam das Kind.'

‚Nun wieder das Kind! Dieser fixen Idee müssen Sie um jeden Preis Herr werden. Denn nach allem, was ich da vernommen, sage ich Ihnen: Sie tun Ihrer Frau schweres Unrecht. Das Kind ist das Ihre.'

Der Ton innerster Überzeugung, mit dem ich das gesprochen, schien ihn mächtig ergriffen, schien den qualvollen Verdacht in seiner Seele überwältigt zu haben. Sein Antlitz hellte sich auf, seine Brust dehnte sich wie befreit. Doch das dauerte nur einen Augenblick. Gleich darauf fiel er wieder in sich selbst zurück. ‚Aber es hat keinen Zug von mir!' rief er aus.

‚Das ist wahr. Es sieht jetzt seiner Mutter ähnlich. Aber das verschlägt nichts. Die körperlichen Entwicklungsstadien eines Kindes sind immer mit Veränderungen verbunden. Die Kleine kann noch ganz nach Ihnen geraten. Jedenfalls aber dürften im Laufe der Zeit ganz untrügliche Wahrzeichen zutage treten, die Ihnen dann jeden Zweifel benehmen werden.'

‚Und wie lange kann das dauern?' fragte er angstvoll.

‚Je nach Umständen. Es kann sehr bald geschehen — in Wochen, in Monaten, allerdings auch erst in einigen Jahren.'

‚In einigen Jahren!‘ rief er verzweifelt. ‚So lange soll ich die Ungewißheit ertragen? Das ist mir nicht möglich!‘

‚Aber was wollen Sie denn tun?‘

Er ließ das Haupt sinken. ‚Das weiß ich nicht‘, versetzte er dumpf.

In diesem Augenblick steckte der Küfer den Kopf zur Tür herein, um mich zu rufen. Das Kind habe einen plötzlichen Hustenanfall bekommen. Ich eilte, von dem Brauer gefolgt, hinüber.

Der Anfall war ein konvulsivisch heftiger, aber er zeigte sich auch von der erhofften Wirkung des Medikaments begleitet; es erfolgte eine Lösung, die reichlich vor sich ging. Ich konnte daher die Hauptgefahr als gehoben betrachten und an den Heimweg denken; denn es war schon spät und am Morgen harrten meiner die Kranken im Städtchen. Ich fragte nach dem Schlitten. Der sei vor einer Stunde heimgekehrt, hieß es. Der Brauer befahl, ein frisches Pferd vorzuspannen. Bis dies geschehen war, beschäftigte ich mich noch mit dem Kinde. Beim Fortgehen sagte ich zur Mutter: ‚Haben Sie keine Sorge mehr, es wird gesund werden. Von der Medizin geben Sie ihm jetzt jede Stunde einen kleinen Löffel voll. Morgen vormittag komme ich mit eigener Gelegenheit wieder, um nachzusehen. Auch bei *Ihnen*,‘ wandte ich mich an den Brauer, ‚denn Sie brauchen gleichfalls einen Arzt.‘ Ich betonte die letzten Worte sehr nachdrücklich, der Frau wegen, die als schweigende Dulderin, die sie zu sein schien, mein Mitleid erregte.

Der Schlitten war bereit, und der Brauer begleitete mich vors Tor. ‚Also auf morgen! Da sprechen wir weiter‘, sagte ich bedeutungsvoll.

Er erwiderte nichts und grüßte nur mit dankender Gebärde zum Abschied.

Zu schneien hatte es aufgehört. Der Mond war aus den Wolken getreten und warf blendenden Schimmer auf die weiße Fläche. Das Pferd zog kräftig an, und so ging die Rückfahrt

besser vonstatten Gleichwohl schlug die Turmuhr des Städtchens bei meiner Ankunft die zweite Stunde nach Mitternacht.

Als ich am nächsten Vormittag in Habrovan erschien, fand ich das Kind in entsprechend besserem Zustande, den Brauer aber als Leiche. Er hatte sich im Gebälk des Malzbodens erhängt.

III.

„Die Geschichte ist nicht zu Ende", sagte ich, da der Doktor eine Pause eintreten ließ.

„Gewiß nicht; es würde ja sonst die Pointe fehlen. Also hören Sie nur weiter.

Ich gestehe, daß mich der Selbstmord des Brauers zwar überrascht, aber nicht besonders befremdet oder erschüttert hatte. Der Mann war jedenfalls psychopathisch veranlagt, wie sich denn bei der Sektion die Gehirnhäute ungemein verdickt und stellenweise mit der Schädeldecke verwachsen zeigten. Welche Martern wären ihm, welche Martern der Frau und nun gar dem Kinde noch bevorgestanden, wenn dieses nicht bald genug deutliche Merkmale seiner rechtmäßigen Abstammung würde zur Schau getragen haben. Ich hielt also das Ereignis weit eher für einen Glücks- als für einen Trauerfall und verwunderte mich gar nicht, daß die Witwe keinen sonderlichen Schmerz an den Tag legte, sondern sich mehr mit der Sorge zu beschäftigen schien, wie sich nunmehr die Verhältnisse für sie gestalten würden. Es zeigte sich, daß der Brauer einiges Vermögen hinterlassen hatte, das natürlich dem Kinde und somit auch fürs erste ihr zufiel. Da sie nun vollständige Freiheit der Bewegung besaß, kündigte sie den Pachtvertrag und siedelte nach Wischau über. Dort lebten nähere Anverwandte von ihr, die sie jedoch niemals hatte besuchen dürfen, wie auch ihr selbst jeder Empfang verwehrt gewesen. Nach beendetem Trauerjahr verheiratete sie sich mit einem dortigen Gastwirt. Von ihren späteren

Schicksalen aber hatte ich um so weniger etwas erfahren, als nicht lange darauf meine Berufung als Werksarzt hierher erfolgte.

Da geschah es nach Ablauf von vollen zwanzig Jahren, daß ich mich für kurze Zeit nach Wien begeben mußte. Ich nahm Absteigequartier in der Weintraube, einem kleinen, aber vielbesuchten Hotel auf der Wieden, das meinen Verhältnissen angemessen und überdies für meine Zwecke sehr bequem gelegen war. Tagsüber von Geschäften in Anspruch genommen, besuchte ich abends öffentliche Vergnügungsorte, vor allem die Theater, und nahm dann das Nachtmahl im Hotel ein, in dessen Speiselokalitäten auch zahlreiche auswärtige Gäste erschienen. In einem kleineren Zimmer, wo ich gewöhnlich Platz nahm, befand sich ein sogenannter Stammtisch, an dem eine Gesellschaft älterer Herren zu erblicken war. Dem Aussehen nach Beamte und Geschäftsleute aus der Umgegend. In diesem ziemlich lauten Kreise fiel ein Mann in Uniform besonders auf. Es war ein Finanzwache-Kommissär, der sich sehr selbstgefällig auf den Offizier hinausspielte. Wie eitel er sein mußte, erkannte man sofort an der Geschniegeltheit seines Äußeren und an der Art, wie er mit seiner gepflegten, am kleinen Finger stark beringten Hand den Schnurrbart zwirbelte. Er führte stets das laute Wort und schien überhaupt das unterhaltende Element der Gesellschaft zu sein. Die Tischgespräche drehten sich wohl auch um politische und andere Tagesereignisse, lenkten aber, wie dies im Kreise alternder Männer nicht selten der Fall zu sein pflegt, sehr bald in ein nicht allzu lauteres Fahrwasser ein, auf welchem der Herr Finanzwache-Kommissär besonders gerne segelte. Trotz einer sehr in die Augen fallenden Glatze schien er noch immer auf Abenteuer aus zu sein. Jedenfalls hatte er zahlreiche hinter sich und gab sie auch, mehr oder minder verschleiert, dem aufmerksamen Auditorium mit sichtlicher Vorliebe zum besten.

Am Abend vor meiner Abreise war ich sehr spät erschienen. Alle Gäste hatten sich schon entfernt, nur die Tischgesellschaft fand ich noch fröhlich beisammen. Ich saß nun ganz allein in

einer Ecke und konnte, da man sich drüben nicht den geringsten Zwang auferlegte, jedes Wort der Unterhaltung vernehmen, bei welcher sich die hohe Stimmlage des Herrn Kommissärs wieder so recht geltend machte.

‚Glauben Sie mir, meine Herren,‘ hörte ich ihn sagen, ‚wir haben eine viel zu ideale Vorstellung von dem Wesen der Frauen, vor allem aber von der sogenannten weiblichen Tugend. Ich kann Sie nur versichern, daß es mit dieser nicht viel besser bestellt ist, als mit der männlichen — ja in vielen Fällen noch weit schlimmer, so daß man gar keine Ahnung davon hat, was in dieser Hinsicht einer Frau alles zuzutrauen ist. Ich könnte Ihnen da ein Erlebnis aus meinen jungen Jahren erzählen, das Ihnen ganz unglaublich erscheinen wird — und doch beruht es buchstäblich auf Wahrheit.‘

Da er nun selbstverständlich dringend aufgefordert wurde, fuhr er fort:

‚Es war zu Anfang der sechziger Jahre. Ich hatte mich schon längere Zeit hindurch in einer sehr fatalen Lage befunden. Ich war nämlich, wie ich heute mit einiger Beschämung gestehen muß, kein sehr fleißiger Student gewesen, war bei der Matura durchgefallen und, nachdem ich mich in verschiedenen Berufszweigen ohne besondere Vorliebe versucht hatte, trat ich endlich zu Brünn, das, wie Sie wissen, meine Vaterstadt ist, in die Finanzwache, wo sich mir, da ich doch immerhin Kenntnisse genug besaß, Aussichten zu eröffnen schienen. Gleich bei meiner Aufnahme wurde ich zu einer Abteilung versetzt, die auf dem platten Lande detachiert war. Mein erster Dienst bestand darin, einen alten, griesgrämigen Aufseher nach einem kleinen Dorfe zu begleiten, wo sich ein Bräuhaus befand. Eine miserable, baufällige Kaluppe, deren ganzer Betrieb sich auf ein paar lumpige Pfannen belief. Es war gar nicht der Mühe wert, hinzugehen; man hätte dem Brauer ruhig freie Hand lassen können. Den aber hätten Sie sehen sollen, meine Herren! Ein wahres Monstrum, sage ich ihnen, das man in einer Jahr-

marktsbude hätte ausstellen können; sein Wanst mochte allein einen halben Zentner gewogen haben. Und dieser unförmliche Talgriese, schon in den Vierzigern, hatte ein junges, schlankes Weib, das an Schönheit seinesgleichen suchte. Eine Blondine mit großen blauen Augen, die unter langen Wimpern hervorschmachteten. Ich hatte schon damals einen scharfen Blick für alles Weibliche und was damit zusammenhängt, erkannte daher sofort, daß sie in wenig glücklicher Ehe lebe. Da kann geholfen werden, dachte ich, und suchte gleich meine Netze für diese holde Turteltaube aufzurichten. Aber ich hatte die Rechnung ohne das Mastodon gemacht, an das sie gekettet war. Der Brauer war nämlich eifersüchtig wie ein Türke und hielt seine Frau hinter Schloß und Riegel. Man konnte sie nur jeweilig am Fenster wahrnehmen. Obgleich ich nun merkte, daß sie sich gerne sehen ließ, so zog sie sich doch, wenn ich mit Blicken oder Zeichen nach einer Anknüpfung suchte, gleich wieder zurück, sie wußte sich offenbar beobachtet. Denn da war auch ein Küfer, der aussah wie ein alter Ziegenbock und, wahrscheinlich im Auftrage, stets um das Wohnhaus herumschlich, wenn sich der Brauer nicht drinnen befand. So war denn der Liebe Müh' umsonst. Aber gerade dadurch wurde meine Sehnsucht nach dem reizenden Weibe jeden Tag stärker. Ich fühlte mich schon ganz elend, Essen und Trinken mundete mir nicht, und nachts wälzte ich mich schlaflos hin und her, während mein Kollege, der auf das schlechte Bier, das er sich weidlich schmecken ließ, immer noch einige Schnäpse aufsetzte, wie eine Sägemühle schnarchte.

Da geschah es gerade in der Zeit, da das Gebräu schon eingelagert war, und wir am nächsten Tage bei unserer Abteilung einrücken sollten, daß der Brauer irgend eine Berufung erhielt, die ihn zwang, eine Nacht fern zu bleiben. Als ich das vernahm, war auch sofort mein Plan gefaßt. Das Wohnhaus grenzte dicht an einen ausgedehnten Garten. Vor einem Seitenfenster der ehelichen Schlafstube, die ich schon ausgekundschaftet hatte, ragte ein ziemlich hoher Birnbaum auf.

Diesen Baum wollte ich bei einbrechender Nacht besteigen. Denn ich war überzeugt, daß sich, sobald ich mich irgendwie würde bemerkbar gemacht haben, das Fenster öffnen werde — und dann konnte ich, gewandt wie ich damals war, mit einem kühnen Schwunge oder Sprunge in das Zimmer gelangen.

Es war eine rauhe Spätherbstnacht und insofern dem Unternehmen günstig, als vollständige Dunkelheit herrschte. Aber gerade diese Dunkelheit erschwerte es mir auch, mich in der Krone des Baumes erkennbar zu machen; zudem sauste ein scharfer Nordwind und drohte jedes leisere Geräusch, mit dem ich mich allenfalls ankündigen konnte, zu verschlingen. Dennoch erletterte ich, als mir die richtige Zeit gekommen schien, und ich das Fenster erleuchtet sah, den Baum. Hinter den Scheiben befand sich ein Vorhang, der aber nicht vollständig schloß; die Stelle, die er frei ließ, war groß genug, um mir Einblick zu gewähren. Was ich nun vor Augen hatte, entzieht sich der näheren Schilderung, meine Herren. Das schöne Weib, dessen blondes Haar, vom gewohnten Kopftuch befreit, in losen Flechten herabfiel, war eben daran, sich langsam zu entkleiden. In regungsloser Spannung stand ich zwischen den Ästen, mein Herz jedoch pochte wie ein Hammerwerk. Nun galt es aber, mich bemerklich machen, doch wie? Alles Lärmende, das möglicherweise erschrecken konnte, mußte vermieden werden. Ich brach also einen längeren dürren Zweig, um damit sacht, aber vernehmlich in kleinen Zwischenpausen an die Scheiben zu tippen. In diesem Augenblicke öffnete sich im Zimmer die Tür — und der Alte mit dem Bocksgesicht kam hereingehüpft. Und, ohne die Mütze abzunehmen, gerade auf die Frau los, die halb entblößt dastand, um sie — es war wie ein Blendwerk der Hölle — zu umarmen und zu küssen. Sie machte zwar eine Armbewegung, um ihn abzuwehren, aber sie ließ sich doch von ihm weiter seitwärts ins Zimmer hineindrängen, so daß ich jetzt nichts mehr sah, als undeutliche Schatten an der Wand ....

Meine Situation können Sie sich vorstellen, meine Herren!

Ich war außer mir vor Wut und wollte schon das Fenster einschlagen, um mit Gewalt ins Zimmer zu dringen; aber ich hielt an mich, denn ich fühlte mich auch vor mir selbst beschämt, und glitt lautlos auf den Boden hinab. Dort raffte ich eine Hand voll Sand zu einem kräftigen Wurf nach den Scheiben auf; denn ihren Schrecken sollten die Sünder doch haben.

Schlafen konnte ich begreiflicherweise nicht und wälzte noch allerlei unsinnige Entschlüsse im Kopf herum, die ich am Morgen wieder fallen ließ. Als uns aber beim Abzuge der Küfer mit sichtlich verstörter Fratze gerade noch in den Wurf kam, versetzte ich ihm einen Rippenstoß, daß er an die Wand taumelte, und raunte ihm zu: ‚ich weiß alles, du alter Schurke!'

Nun wird das Pärchen doch in beständiger Angst leben, dachte ich, und später wandelte mich auch noch die Lust an, dem Brauer irgend eine anonyme Mitteilung zukommen zu lassen. Aber ich tat es nicht und fand schließlich eine gewisse Befriedigung bei dem Gedanken, daß der ausbündige Großtürke von seinem Eunuchen — obwohl diese Bezeichnung im eigentlichen Sinne hier nicht zutraf — gehörnt werde.'"

* * *

„Also der Brauer hatte doch recht mit dem Kinde", sagte ich, als der Doktor schwieg.

„Nein, er hatte nicht recht. Und das ist ja das punctum saliens der Geschichte. Das Kind war wirklich das seine. Darüber habe ich im vorigen Jahre vollständige Gewißheit erlangt."

Ich blickte ihn verwundert an.

„Sehen Sie, ich bin ein großer Obstfreund. In unserer Gegend gedeiht nicht viel Gutes, und so pflege ich meine Einkäufe gelegentlich auf dem Brünner Markte zu machen. Das geschah auch einmal im verflossenen Sommer, gerade zur Zeit der Melonen, von denen ich ein besonderer Liebhaber bin. Wie ich mich nun auf dem weiten, herrlich von Blumen und Früchten durchdufteten Platz umsehe, gewahre ich eine Händ-

lerin, deren Äußeres eine solche Ähnlichkeit mit dem des Brauers hat, daß ich glaube, er sitze, beiläufig um ein Drittel verkleinert, in Weiberkleidern da. Ich gehe auf die Händlerin zu, die sich in der Nähe weit jünger ausnimmt als vom weiten, und frage: ‚Na, Frauchen, haben Sie schöne Melonen?‘

‚Freilich‘, erwiderte sie mit gequetschter, gleichsam in Fett erstickender Stimme. ‚Sie sehen sie ja. Sind aus Wischau.‘

‚Aus Wischau? Sie beziehen sie also von dort?‘

‚Wir ziehen sie selbst. Mein Mann ist Handelsgärtner, und um die Zwischenhändler zu ersparen, hab' ich mir die Erlaubnis verschafft, viermal die Woche hier meinen Stand aufzuschlagen.‘

Sie war offenbar eine gute Seele, die sich mit den Käufern gern in ein Gespräch einließ. ‚Haben Sie Kinder?‘ fuhr ich fort.

‚Natürlich. Drei Stück.‘

‚Und was machen denn die, wenn Sie so oft vom Hause weg sind?‘

‚Auf die Kinder gibt die Mutter acht. Sie hat ein Wirtsgeschäft.‘

‚Und führt sie das allein?‘

‚Mit ihrem zweiten Mann. Von dem hat sie aber keine Kinder.‘

‚Sie sind also aus erster Ehe?‘

Das fortgesetzte Verhör schien sie nun doch schon zu befremden. ‚Freilich‘, versetzte sie etwas barsch. ‚Warum fragen Sie denn?‘

‚Weil ich glaube, daß ich Ihren Vater gekannt habe. War der nicht ein Brauer?‘

‚Ja, in Habrovan. Und dort bin ich auch geboren. Aber kaufen Sie Melonen?‘“

Außer Dienst.

Vorwort des Herausgebers.

„Außer Dienst" hat unter den späteren Novellen Saars wohl die merkwürdigsten Schicksale durchgemacht. Gerade das, was wir unten lesen, war anfangs in ihr gar nicht enthalten. Der älteste Entwurf führt zuerst den Titel „Junge Herzen", den Saar aus der ersten Fassung des „Exzellenzherrn" (Band VIII, Seite 43) wieder aufgegriffen, gleich darauf aber mit dem Namen der Heldin „Fanuschka" vertauscht hat. Dieser Entwurf, dessen Eingang später für den „Hellenen" verwendet wurde, enthält nur den I. Abschnitt, den Rahmen. Er erzählt von einer Tischgesellschaft in einem bescheidenen Wiener Vorstadtgasthause, in dem ein neu eintretendes Paar die Aufmerksamkeit der Tafelrunde erregt. Es ist ein reicher Fabrikantensohn, der eine Balletteuse gegen den Willen seines Vaters geheiratet und freiwillig auf sein Erbteil verzichtet hat. Diese Geschichte macht auf einen Hauptmann, der einstmals den Mut der Liebe nicht besessen hat, den tiefsten Eindruck und er vertraut dem ihn begleitenden Dichter in einem Kaffeehaus unter den Tönen der Nachtigall, dem Nachtgesang der Liebe, sein Erlebnis an, das der Dichter im folgenden aus der Erinnerung niederschreiben wollte. . . . Diesen Rahmen hat Saar aber später durch den weniger konventionellen ersetzt, den wir in der zweiten Handschrift finden. Diese zweite Niederschrift, die Saar „Deocum Blansko. 26. Jänner 1902" begann, und die wieder den Titel „Fanuschka" trägt, zeigt uns, daß die Novelle auf einen viel größeren Umfang angelegt war. Sie ist hier in vier Abschnitte gegliedert, von denen nur der erste (bis Seite 122, Zeile 1 unserer Ausgabe) mit dem endgültigen Text zusammenstimmt, während alles Folgende viel weitläufiger aus-

geführt ist. Im Abschnitt II beginnt der pensionierte Oberleutnant seine Erzählung von Fanuschka: er hat sie im Hause eines Kollegen, des Oberleutnants Müller, kennen gelernt. Dieser, ein Geck, Gourmand und heimlicher Wucherer, hat sie zu einem Souper en trois bestellt und den Helden hinzugezogen. Vor den Zudringlichkeiten und dreisten Zumutungen Müllers rückt das Mädchen immer mehr zu dem Helden hinüber, so daß der Wirt ihr endlich eine Banknote hinwirft und sie aus dem Hause weist. Auf dem Heimwege finden sich die beiden und sie sinkt ihm laut aufschluchzend an die Brust. Der folgende Abschnitt (III) erzählt, wie dem Helden aus dem intimen Verkehr mit dem anrüchigen Mädchen, die sich aber doch ihre innerliche Reinheit bewahrt hat, Schulden und bei den Vorgesetzten Schwierigkeiten erwachsen, so daß er endlich den zufällig eintreffenden Marschbefehl als die glücklichste Lösung des unhaltbaren Verhältnisses empfinden muß und der Meinung ist, Fanuschka würde ihn bald vergessen haben. Zu Anfang des IV. Abschnittes finden wir ihn in Wien, wo auch er selber durch das Wiedersehen mit der Mutter und durch die Zerstreuungen der Großstadt die Geliebte schon vergessen hat —, als diese plötzlich bei ihm erscheint. Hier ist der Dichter, wie die doppelte Fassung zeigt, über die Fortsetzung ins Schwanken geraten. Zuerst wollte er Fanuschka eben erscheinen lassen, als die in Iglau hinterlassenen Schulden für den Helden drückend werden; später ließ er ihn in froher und angenehmer Stimmung sich für eine Abendgesellschaft umkleiden, wo seiner ein interessanter Flirt wartete. So verschieden aber auch die drohenden Konflikte angedeutet sind, die Szene des Wiedersehens (eine der schönsten, die Saar jemals geschildert hat) ist in beiden Fassungen gleich. „Wie kommst du hierher?“ fragt der ernüchterte Liebhaber. „Hast du mich denn nicht erwartet?“ sagt sie mit einem unbeschreiblichen Blick und will die Arme aus dem alten grauen Tuch wickeln, um ihn zu umfangen. Und als er unwillkürlich eine abwehrende Bewegung macht: „Wie hätte ich dich erwarten sollen?“, da erwidert sie tonlos: „Du hast mich nicht erwartet!“ Hier bricht das Fragment mitten in der Erzählung, an ihrem schönsten Punkte, ab. Den Dichter mochte wohl auch die große Ähnlichkeit mit Ginevra in den Motiven, wenn auch nicht in den Charakteren, bestimmt haben, diese Entwicklung der Novelle fallen zu lassen.

In den gedruckten Fassungen ist die Novelle, wie man sieht, zu einer bloßen Skizze zusammengeschrumpft. Nur den Anfang hat

der Dichter wörtlich benutzt und für die verlorene Reinschrift, die dem ersten Druck zugrunde liegt, vielleicht auch einige Blätter der ersten Niederschrift verwenden können, die im Nachlasse fehlen. Der erste Abdruck ist in dem „Österreichischen Novellenbuch", herausgegeben von Max Morold (Wien und Leipzig 1904, Seite 1—21) erfolgt. Er ist von „Blansko, April 1902" datiert und enthält den später gestrichenen Schlußsatz: „wenn mir die Kunst nicht schirmend zur Seite gestanden wäre." Für die zweite Auflage der Camera obscura (1904, Seite 157—176) hat der Dichter den Text einer Durchsicht unterzogen. Ungefähr gleichzeitig ist die Novelle auch in dem „Deutschen Skizzenbuch" (Münchs Hausschatz, Band II, S. 40—49, Charlottenburg [1904]) erschienen, dessen Lesarten meistens mit der Camera obscura, mitunter aber auch noch mit dem „Österreichischen Novellenbuch" übereinstimmen. Seinem Zweck gemäß, die Kolportageromane in den unteren Volksschichten durch eine edlere Lektüre zu verdrängen, hat sich der Herausgeber dieser Sammlung einige Änderungen gestattet: sittlich Anstößiges ist getilgt, die Fremdwörter sind durch deutsche Ausdrücke ersetzt, und das Treffen (Seite 119 unserer Ausgabe) findet bei „Oeversee" statt.

An einem klaren, aber kalten Maitage, dessen scharfe Luft mich sehr eindringlich an Heines Wort vom „grün angestrichenen Winter“ erinnerte, langte ich in einer elenden Postkutsche bei dem Städtchen an. Ich will es nicht nennen, um diese Zwischenstation mit ihrer landschaftlichen Umgebung nicht in Verruf zu bringen, desto freimütiger jedoch kann ich mich darüber äußern. Ich hatte bisher die Überzeugung gehegt und oft ausgesprochen, daß es eine eigentlich häßliche Gegend nicht gebe, daß die Natur nie und nirgend unschön sein könne. Denn um ihren Zauber voll zu empfinden, brauche ich nicht etwa den Golf von Neapel oder irgend eine großartige Alpenlandschaft: mir genügt ein Stückchen Flur oder Feld, von ein paar Bäumen bestanden, oder ein schütteres Kiefernwäldchen auf einem sandigen Hügel; selbst vereinsamt klaffende Bodenrisse, in denen sich allerlei Gestrüpp und Unkraut angewuchert hat, können mich durch ihren malerischen Reiz in Stimmung versetzen. Nun: Flur und Feld mit vereinzelten Bäumen darauf, eine erhöhte schüttere Waldung und weithin klaffende Bodenrisse gab es auch hier. Aber es war alles so wie durcheinander geworfen am unrechten Fleck angebracht; das Auge konnte keine Linie verfolgen und suchte umsonst nach einem Ruhepunkte. Das fahle Grün der Vegetation verschmolz gleichsam mit dem bräunlichen Grau des Bodens, eine Mischung, die sich wie Schmutz ausnahm. Diesen Farbenton wies auch das Städtchen auf. Mit seinem halb in sich zusammengesunkenen Kirchturm und den windschiefen Dächern lag es wie ein Haufen Elend und Verkommenheit da, und zwei

angerußte Fabriksgebäude in nächster Nähe machten das Bild nicht lieblicher. Ich empfand also auch nicht die geringste Lust, während des kurzen Aufenthaltes, der mir hier bevorstand, die Gassen und den mutmaßlichen Hauptplatz in Augenschein zu nehmen, sondern zog es vor, im Gasthause zum „Posthorn" zu bleiben, das gleich am Eingange des Städtchens lag, und wo nunmehr die Pferde, der Kutscher und auch meine Wenigkeit abgefüttert werden sollten. Was mich betraf, so verspürte ich bereits große Eßlust. Denn nach einer nächtlichen Eisenbahnfahrt hatte ich nichts anderes zu mir genommen, als ein Glas jenes berüchtigten Milchkaffees, der an Bahnhöfen verabreicht wird. Aber das Aussehen des „Posthorns", sowie seine ganzen inneren Einrichtungen ließen keine sehr leckere Mahlzeit erwarten. Dagegen hatte das kleine Herrenzimmer neben der allgemeinen Gaststube etwas den Appetit Niederschlagendes. Es war offenbar seit längerem nicht gelüftet worden und roch nach Feuchtigkeit und altem Tabakqualm. Aber was war zu tun? Resigniert setzte ich mich an einen der wenigen Tische und ließ mir meinen Mittag auftragen. Während ich noch die wässerige, mit ockergelben Fettaugen überdeckte Suppe löffelte, trat ein Mann herein, der mich mißmutig von der Seite betrachtete und sich schwerfällig an einem anderen Tische niederließ. Er schien hier Stammgast zu sein, denn hinter ihm erschien sofort die Aufwärterin und stellte mit barscher Vertraulichkeit die Suppenschale vor ihn hin.

Er saß mir schräg gegenüber, und das Zimmer war so schmal, daß wir einander sehr deutlich ins Auge fassen konnten. So erkannte ich auch jetzt in ihm einen Regimentskameraden aus meiner Militärzeit. Verändert hatte er sich allerdings in hohem Maße. Früher schlank und zierlich gewachsen, war er jetzt zu unförmlicher Leibesfülle gediehen, die ihm um so übler ließ, als seine ursprünglich schönen und feinen Gesichtszüge gleichsam im Fett zerflossen waren. Dazu noch vor der Zeit gelichtetes, schon leicht ergrautes Haar und vernachlässigte Klei-

dung, die aus einer Lodenjoppe, ziemlich abgetragenen Beinkleidern und hohen Stiefeln bestand.

Ich hatte das Gefühl, daß auch er mich erkannt habe; da aber keiner den Anfang zu einer Kundgebung machen wollte, so verzehrten wir beide schweigend unser kärgliches Mahl. Endlich, nachdem die Teller abgeräumt waren, fragte er mit einer Art Verdrossenheit zu mir herüber: „Bist du's, oder bist du's nicht?"

„Ich werd' es wohl sein", erwiderte ich. „Und du bist es wohl auch."

„Freilich bin ich's", sagte er und blickte mich dabei wie herausfordernd an. „Aber du bist mit dem Postwagen gekommen und fährst weiter nach B...?"

„Nicht nach B..., nur nach K..."

„Aha, nach K...! Gewiß zu der dortigen Herrschaft, die dich geladen hat? Du bist ja, wie ich zufällig in der Zeitung gelesen habe, ein berühmter Mann geworden." Um seine schlaffen Mundwinkel zuckte es wie verbissener, mit Hohn vermischter Ärger.

Derlei halbe Ausfälle schon gewohnt, ließ ich diese Äußerung unbeachtet. „Nein," sagte ich, „ich bin nicht bei der Herrschaft geladen; ich kenne sie gar nicht. Ich besuche nur einen Freund, der in K... ein kleines Anwesen hat; dort will ich den Sommer zubringen. Aber wie kommst du hierher?"

„Wie ich hierher komme? Ich lebe hier in Pension."

„In diesem Nest?"

„Wo soll ich denn leben? Etwa in Wien — damit ich dort verhungere?"

„Nun, es gibt noch andere Orte —"

„Keinen gibt's, wo man mit einer Oberleutnantspension auskommen könnte. Es wäre denn irgend ein ganz weltverschlagenes Dorf. Und dahin könnte ich mich auch nicht ziehen, weil ich doch in einem gewissen Kontakt mit den Militärbehörden bleiben muß. Also eine Stadt taugt für mich nicht — und alle größeren Ortschaften auf dem Lande haben längst an-

gefangen, sich zu modernisieren und in Sommerfrischen oder Luftkurorte umzuwandeln. Davon ist hier keine Rede."

„Das glaub' ich", sagte ich. „Die Gegend ist nicht danach angetan."

„Zum Glück nicht. Denn siehst du, gerade diese Gegend ist mir ans Herz gewachsen. In ihr fühl' ich mich wohl — soweit ich mich überhaupt wohl fühlen kann."

„Aber wie ist es eigentlich mit dir?" fragte ich zögernd. „Warum bist du denn in Pension gegangen?"

„Gegangen!" hohnlachte er. „Gegangen! Aber freilich, du bist ja schon viel früher weg, und da kannst du nichts wissen. So will ich dir's kurz auseinandersetzen. Bekannt ist dir, wie auffässig mir unser Oberst seit jeher gewesen. Warum, weiß ich eigentlich selbst nicht."

„Nun, Anlaß hast du ihm hin und wieder schon gegeben."

„Was für Anlaß?" erwiderte er giftig. „Im Dienst hab' ich immer meinen Mann gestellt, das wirst du mir nicht bestreiten können. Nur die Gage hat bei mir nie gelangt. Und da hab' ich Schulden gemacht. Aber das war so ziemlich allgemein. Bist du vielleicht mit den dreiunddreißig Gulden ausgekommen?"

„Allerdings nicht."

„Na also! Und der Conte Suechia — und der Desy — und wie sonst die Günstlinge des Trentusch hießen, die verspielten Hunderte im Macao und wurden von dem Prager Juden auf Wechsel geklagt, ohne daß es ihnen bei dem gestrengen Herrn geschadet hätte. Aber weil ich bei dem Gastwirt in der Nähe der Kaserne mit dem Kostgeld in Rückstand geblieben war — und den Schuster und die Waschfrau nicht bezahlen konnte, drohte er mir mit Entlassung. Ich war eben ein armer Teufel, der sich nicht zu helfen wußte. Von Hause bekam ich gar nichts. Denn meine arme Mutter lebte selbst nur sehr kümmerlich von einem kleinen Witwengehalt. Das allein hat mich in seinen Augen schon herabgesetzt, denn er wollte nur vermögende Offi-

ziere im Regiment — oder Komißknöpfe, die die Kunst verstanden, von Wasser und Brot zu leben. Wie oft er mich bei der Beförderung zum Oberleutnant übergangen hat, wird dir doch wohl noch in Erinnerung sein. Auch daß ich während des Feldzuges im Jahre 59 zum Depotbataillon versetzt worden bin, nur damit ich nicht etwa Gelegenheit fände, mich auf dem Schlachtfelde auszuzeichnen. Als der Friede geschlossen war, konnt' ich wieder einrücken. Du hast damals quittiert, ich aber mußte als Leutnant weiter dienen, während einige meiner Rangsgenossen schon Hauptleute waren. Was ich dabei litt, kannst du dir denken. Aber was hätte ich anfangen sollen? Zum Glück kam ich nach einiger Zeit in ein anderes Regiment. Zu Nr. 80. Dort unter Fremden war die Sache erträglicher. Auch traf ich auf einen wohlwollenden Oberst, der Anteil an meinem Geschick nahm. Aber was half's? Befördern konnte er mich doch nicht; es gab ja jetzt Überzählige genug. Erst im Jahre 64, als wir in Schleswig-Holstein für die Preußen die Kastanien aus dem Feuer holten, und das Regiment dorthin abzog, eröffneten sich Aussichten. Aber gleich im ersten Treffen bei Oversely bekam ich zwei dänische Kugeln in den Leib. Die eine da ins linke Bein, die andere in die rechte Seite zwischen die Rippen. Und die hab' ich noch in mir."

„Die hast du noch?"

„Freilich hab' ich sie. Sie konnte nicht aufgefunden werden. Da war an kein Weiterdienen zu denken. Schon des Hinkebeins wegen, das mir geblieben ist. Und so bin ich denn noch glücklich als Oberleutnant pensioniert worden."

„Und die Kugel macht dir keine Beschwerden?"

„Nicht sonderlich. Sie wandert so in mir herum. Einmal spür' ich sie da, einmal dort. Und dann stellen sich auch Beklemmungen und Atemnot ein."

„Aber da würde ich mich doch gründlich untersuchen lassen."

„Was nützt alle Untersuchung! Ich kann mir doch den Leib nicht zerschneiden lassen."

Ich schwieg, denn Röntgens Entdeckung war noch nicht gemacht.

„Die Ärzte haben mir damals gesagt," fuhr er fort, „daß die Sache solange nichts auf sich habe, bis sich die vermaledeite Bohne an irgend ein edles Organ macht. Dann freilich könne es sehr arg werden. Na, und das wart' ich ab."

„Das ist sehr traurig", sagte ich nach einer Pause.

„Lustig ist's nicht. Aber ich habe mich nachgerade an diesen Zustand gewöhnt und bin schließlich froh, daß ich mein verpfuschtes Dasein in Ruh' und Frieden ausknirschen kann."

„Hättest du nicht doch trachten können, irgend eine Beschäftigung zu finden —"

„Beschäftigung?" erwiderte er, den Kopf zurückwerfend. „Etwa als Schreiber bei einem jüdischen Advokaten? Oder so was. Dafür dank' ich ergebenst. Ich ziehe es vor, unabhängig zu leben. Und dazu ist dieser Ort, an den ich durch einen Zufall geraten bin, wie geschaffen."

„Aber bringt dich hier nicht die Langeweile um? Was tust du denn den ganzen Tag?"

„Mein Lieber, darauf kann ich dir mit der alten Anekdote aus den Fliegenden Blättern antworten. Ein Professor fragt einen Ziegenhirten auf freiem Felde, woran er den ganzen Tag denke? Ich bin nicht so dumm, versetzte der Ziegenhirt, daß ich an etwas denken müßte. Und siehst du: ich bin nicht so dumm, daß ich etwas tun müßte. Ich habe mir meinen Tag eingeteilt, und da vergeht er mir sehr rasch."

„Da wär' ich doch neugierig."

„Wirst es gleich hören. Des Morgens — allzu zeitig erwache ich nicht — nehm' ich den Kaffee im Bett und rauche meine Pfeife dazu, denn Zigarren trägt es mir nicht. Dann kleid' ich mich langsam an und mache trotz meiner Schwerfälligkeit einen ausgiebigen Rundgang um das Städtl. Immer denselben Weg, nur daß ich ihn zur Abwechslung einmal von rechts, einmal von links beginne. Dabei freue ich mich, daß

ich stets auf die bekannten Gegenstände treffe. Aha, denk' ich mir, da steht der alte Birnbaum, den die Raupen jeden Sommer kahl fressen. Und jetzt komm' ich bald an den breiten Graben, den ich nur mit Mühe übersetzen kann. Und dort seh' ich schon die verfallene Hütte, vor der die zerlumpten Kinder lungern und mich anbetteln. Zuweilen schenk' ich ihnen auch einen Kreuzer. Na, und so vergeht die Zeit bis Mittag. Da verzehr' ich, wie du gesehen hast, meinen Schlangenfraß. Er könnte noch schlechter sein, denn der Wirt hat mich gegen Überlassung von zwei Dritteln meiner Pension in Wohnung und Verpflegung genommen. Ob er etwas dabei verdient, weiß ich nicht; jedenfalls läßt er mich merken, daß er mir eine Gnade erweist. Nach Tisch rauche ich auf meinem Zimmer wieder meine Pfeife. Dabei fange ich zu lesen an. Romane natürlich. Lauter solche, die heute schon ganz aus der Mode gekommen sind; in der hiesigen Leihbibliothek kriegt man eben keine anderen. Begonnen habe ich mit Sue und Dumas. Die Geheimnisse von Paris, der ewige Jude — und auch der Montechristo sind ganz großartige Werke. Auch von Boz einiges. Die Pickwicker und den Oliver Twist habe ich mehrmals nacheinander gelesen. Ich glaube nicht, daß einer, der heute schreibt, ähnliches zustande bringt. Aber auch der Hauff, der Zschokke und der Van der Velde sind ganz tüchtige Kerle. Nun bin ich freilich schon zu Clauren, Cramer und Spieß hinauf- oder eigentlich herabgekommen — und so wird es nicht mehr lange weitergehen; werde nach alten Zeitungen greifen müssen. Also wie gesagt: nachmittags lese ich. Dann hänge ich in den Dämmerstunden meinen Gedanken nach und lasse meine ganze Vergangenheit an mir vorüberziehen. Lauter böse Erinnerungen. Aber sie schmerzen mich nicht. Vielmehr ist es mir ein eigenes Behagen, bei den ärgsten zu verweilen und mir alle Einzelheiten so recht im Geiste auszumalen. Dabei sag' ich mir mit einer Art Genugtuung: siehst du, das alles hast du erleben müssen!"

„Aber du wirst doch auch angenehme Erinnerungen haben?"

„Keine! Keine einzige! Nicht einmal aus meiner frühen Jugend, wo doch jeder mal, und wenn es ihm auch sonst noch so schlecht erging, seine Freuden gehabt hat. Mein Vater war sehr früh gestorben, und so wurde mir meine Knabenzeit durch einen Vormund vergällt. Der hatte beständig an mir zu nörgeln und zu hofmeistern. Ich lernte ihm immer zu wenig, und sein größtes Vergnügen war, in Gegenwart meiner Mutter die Prophezeiung auszusprechen, daß ich es niemals zu etwas bringen würde. Na, und eigentlich hat er ja recht gehabt."

„Du bist doch Offizier geworden."

„Mit Müh' und Not! Anderen kam das goldene Portepee nur so zugeflogen. Ich aber habe mich fünf Jahre lang als Kadett schinden müssen. Unter dem Hauptmann Wucic, dem rohen Kroaten — und unter dem heimtückischen Pasch. Das war eine Höllenzeit!"

„Aber später als Leutnant. Du warst doch ein hübscher Bursche, und soviel ich weiß, hat es dir an Liebschaften nicht gemangelt."

„Liebschaften!" rief er unwillig aus. „Verliebt war ich freilich oft genug, aber wie Nestroy in einem seiner Stücke sagt: mit der Gegenliebe hat es gehapert. Ich bin niemals an die Rechte gekommen."

Wie war's denn mit der schönen Juwelierstochter in Prag, die aussah wie eine Neapolitanerin. Die soll doch —"

„Hör' mir auf mit der! Die war nichts als eine abgefeimte Kokette, die mit dreien von uns zu gleicher Zeit angefangen hatte. Mit mir, dem Hübl und dem Paravicini. Jedem hat sie Blumen geschickt, jedem auf Rosapapier die ganz gleichen Briefchen geschrieben und ihn dahin bestellt oder dorthin. Ins Theater, ins Konzert — oder auf die Sophieninsel. Schließlich sind wir ihr darauf gekommen; du kannst dir denken, was für Gesichter wir gemacht haben. Und auf den Schlag waren fast alle, denen ich wie ein Narr nachgerannt bin.

„Aber die schlanke Blondine, mit der man dich so oft gesehen hat. Die hättest du ja, glaub' ich, heiraten sollen?"

„Freilich hätt' ich! Und ich war auch nahe daran, die Torheit zu begehen und ihretwegen in den Finanzdienst zu treten. Kaution hatte sie ja keine. Aber ich habe noch zu rechter Zeit erfahren, daß sie vor mir ein Verhältnis mit einem Studenten gehabt hatte, das nicht ohne Folgen geblieben war. Die hatte sich mir allerdings an den Hals geworfen, aber geliebt hat sie mich nie. Ich sage dir: mich hat nur einmal ein Mädel wirklich gern gehabt: die kleine Fanuschka in Znaim."

„Die —?"

„Mach' kein so verächtliches Gesicht! Das war eine Perle — wenn man sie auch bei der Madam Kokum haben konnte. Ihre eigene Mutter hat sie hingeschickt, wenn sich kein Kreuzer Geld im Hause befand."

„Du hast dich also näher mit ihr eingelassen?"

„Nun ja — wie man's nimmt. Mir gefiel das arme Ding, das gleich beim ersten Zusammentreffen eine Neigung zu mir gefaßt hatte. Die erste im Leben, wie sie mir sagte. Sie war ja auch noch blutjung, kaum siebzehn. Die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen, waren schauderhaft. Einen Vater schien sie nie gekannt zu haben. Ihre Mutter, ein noch ganz hübsches Weib, war dem Trunk ergeben und hing überdies an einem verlumpten Kerl. Außerdem war eine alte Großmutter im Hause, stocktaub und seit Jahren gelähmt. Daß ich unter solchen Umständen mit Geld aushelfen mußte, begreifst du. Es war freilich nicht viel, denn die Kleine machte gar keine Ansprüche und war zufrieden, wenn sie sich ein bißchen Kaffee kochen konnte. Auch die Mutter war bei all ihren Untugenden nicht gerade habgierig. Aber ich hatte ja selbst nichts und mußte mich schließlich an einen Wucherer wenden, der mir die Haut über die Ohren zog. Darum war ich auch froh, als der plötzliche Marschbefehl der Geschichte ein Ende machte, und kümmerte mich den Teufel um die Tränen des verzweifelten Mädels, das mich beim Abschied fast wie eine Irrsinnige umklammerte. Ich hatte noch die letzte Nacht bei ihr zuge-

bracht und konnte nur mit Gewalt verhindern, daß sie mir um fünf Uhr morgens auf den Hauptplatz nachrannte, wo schon meine Leute mit dem Vorspannswagen auf mich warteten, denn ich hatte als Quartiermacher vorauszugehen. Ja, damals steckte ich auch noch voller Vorurteile und legte keinen Wert auf die Liebe des unglücklichen Geschöpfes. Heute möcht' ich sie mit meinen Nägeln aus der Erde herauskratzen."

„Aus der Erde? Ist sie tot?"

Freilich. Hier in meiner Einsamkeit hab' ich die Briefe gelesen, die sie mir nach Wien schrieb — und die ich damals unbeantwortet gelassen — ja oft gar nicht angesehen hatte. Ich sage dir: trotz der ganz unmöglichen Orthographie, um einen Stein zu erweichen. Und da hat mich eine solche Sehnsucht nach ihr überkommen, daß ich auf gut Glück nach Znaim schrieb. Eigentlich ein Unsinn, denn es waren ja fast zehn Jahre darüber hingegangen. Natürlich erhielt ich keine Antwort. Aber ich wollte nun einmal etwas über ihr Schicksal erfahren; wenn's halbwegs möglich gewesen wäre, hätte ich sie hierher genommen. Und so wendete ich mich an das dortige Gemeindeamt. Man ließ mich warten. Endlich kam die Nachricht, daß Franziska Bischof am 1. Mai 1856 gestorben ist."

Er schwieg und blickte vor sich hin.

„Kannst du dich noch erinnern, wie sie aussah?" fragte er nach einer Weile.

„So ganz deutlich nicht mehr. Ich habe sie ja auch nur ein paarmal flüchtig gesehen."

„Reizend war sie mit ihrem zierlichen Körperchen! Die lockigen goldbraunen Haare rundum geschnitten — ein wahres Engelsköpfchen. Und die lieben blauen Augen! Aber daß sie Anlage zur Schwindsucht hatte, ließ sich auch schon erkennen. An ihren Schläfen war die Haut so fein und durchsichtig, daß man die Äderchen darunter zählen konnte. Und das Rot, das oft auf ihren Wangen brannte, war kein gesundes." Er strich mit der Hand über die Tischplatte. „Na, hin ist hin! Ich werd's

auch nicht mehr lange machen. Und das ist gut. Morto io, morto un cane."

„Du solltest so nicht reden."

„Warum denn nicht? Ich bin überzeugt, daß du dir ganz dasselbe denkst. Und dann soll man mich auch einscharren wie einen Hund. Einen militärischen Leichenkondukt, den sie etwa aus B... hierher senden möchten, werd' ich mir verbitten. Schad' ums Pulver, das dabei verschossen würde. — Aber mir scheint, da kommt schon der Kutscher, um dich zu holen. Es ist Abfahrtszeit."

Es war so.

„Also, leb' wohl", sagte er, während wir uns jetzt beide erhoben. „Wiedersehen werden wir uns wohl kaum mehr."

„Nun, vielleicht bei meiner Rückkehr."

„Ach was, bis dahin —"

Es klang wie eine Ablehnung, und so drückte ich ihm schweigend die Hand.

Er geleitete mich zum Tor, unter dessen Bogen er stehen blieb. Als sich der Wagen in Bewegung setzte, winkten wir noch einander zu.

Der Tag hatte sich inzwischen verdüstert. Graue Wolken waren aufgestiegen und trieben am Himmel hin. Zu beiden Seiten der Straße zeigten sich weitgedehnte fahlbraune Felder mit kümmerlicher Saat, aus welcher hin und wieder krächzende Dohlen träg aufflogen. Ich hüllte mich fester in meinen Mantel. Tiefe Traurigkeit überkam mich, während ich jetzt ein Menschenschicksal überdachte, das vielleicht auch mein eigenes hätte werden können.....

Die Heirat des Herrn Stäudl.

Vorwort des Herausgebers.

Die Novelle ist zum ersten Male in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" am 10. und am 17. Mai 1902 (Nr. 397 f., S. 94 ff. und 111 ff.) gedruckt worden. Für die zweite Auflage der Camera obscura (1904, Seite 177—211) hat sie der Dichter einer Durchsicht unterzogen. Auf der gleichen Vorlage beruht auch nach der richtigen Angabe der Herausgeber der Abdruck in der unabhängigen Monatsschrift für Literatur, Theater, Kunst und Politik: „Das literarische Deutsch-Österreich", herausgegeben von Wilhelm Schriefer und Eduard von Waclawiczek (Wien-Leipzig, 4. Jahr, 4. Heft, Seite 12—19; 5. Heft, Seite 11—17, April und Mai 1904).

I.

„Danke, Herr Landesgerichtsrat. Ich setze mich nicht. Ich kann aufrecht vor Ihnen stehen." Und Herr Stäudl richtete seine eingesunkene knochige Hünengestalt in ihrer ganzen Höhe empor, so daß ihn der Untersuchungsrichter und sein Schriftführer mit einigem Erstaunen ansahen.

„Nun, wie Sie wollen. Aber Sie haben das Recht, sich auf den Stuhl niederzulassen. Und es wäre mir angenehmer; Sie verdunkeln uns sonst den Tisch. Auch haben Sie ja viel vorzubringen."

„Das würde mir nichts machen, Herr Landesgerichtsrat. Da Sie es aber wünschen, so werde ich mich setzen." Er tat es und legte die unglaublich großen, mit verschrumpften Hautfalten bedeckten Hände vor sich auf die Kniee. Der lang hinabfallende halb ergraute Zottelbart, die kahle, vielfach gehöckerte Schädeldecke, die weit aufgerissenen farblosen Augen, die starr auf den Richter geheftet waren, gaben dem Manne etwas unheimlich Wildes, das nur durch den schmerzlichen Ausdruck in seinem schlaffen, bräunlich fahlen Antlitz gemildert wurde.

„Sie können beginnen, Herr Stäudl."

„Nun alsdann. Aber um alles genau auseinanderzusetzen, werde ich von kleinauf anfangen müssen."

„Tun Sie das."

„Nun alsdann. Sehen Sie, Herr Untersuchungsrichter, ich hatte mich seit jeher von den Weibern ferngehalten. Nicht

etwa, daß ich keinen Gefallen an ihnen gefunden hätte, oder daß ich, wie so mancher, zu schüchtern gewesen wäre, mich an sie heranzumachen. Keineswegs. Aber ich bin immer sehr stolz gewesen auf meine Mannheit und habe es unter meiner Würde gehalten, mich mit ihnen abzugeben. Schon als ich noch die Schule besuchte, war es so. Damals saßen Buben und Mädel in einem Klassenzimmer beisammen, und da suchten bereits die meisten Knirpse mit den kleinen Flitschen anzubandeln. Sie steckten ihnen Zettelchen zu und waren froh, wenn sie in ihrer Gesellschaft allerlei Schabernack treiben konnten. Ich aber hielt mich vollständig abseits und sprach mit keiner ein Wort. Ich merkte, daß sie sich deshalb über mich lustig machten. Sie spielten mir allerlei Streiche und legten mir zuletzt förmliche Fallen, um mich an sich zu bringen. Aber ich wußte immer auszuweichen. Das verdroß sie nach und nach. Sie zogen mir schiefe Gesichter und schließlich taten sie so, als wär' ihnen nicht das geringste an mir gelegen. Ich aber fuhr fort, mit Verachtung über sie wegzublicken. Nur ein einzigesmal habe ich mich herabgelassen. Es war da ein schmächtiges, flachshaariges Ding, dessen Eltern gleich den meinen ziemlich weit draußen vor der Stadt wohnten. Ich meine Korneuberg, wo ich geboren bin. Die Franzl, so hieß die Kleine, und ich hatten also denselben Weg zu machen. Es fiel mir aber nicht ein, mich ihr anzuschließen. Ich grüßte sie nicht einmal und überholte sie stets mit langen Schritten. Eines Tages jedoch, im Winter, gab es einen argen Schneesturm. Dabei stellenweise scharfes Glatteis, so daß das arme Mädel nicht wußte, wohin es den Fuß setzen sollte. Sie trippelte und wankte hin und her, bis sie endlich der Länge nach auf den Rücken plumpste. Da hielt ich es denn doch für meine Pflicht ihr aufzuhelfen, und sie nach Hause zu führen, wobei sie sich gleich einer Klette an mich hängte. Seitdem ging ich mit ihr. Denn sie gefiel mir, weil sie ein sanftes, stilles Kind war, keine ausgelassene Schnattergans wie die andern. Aber ich schloß mich nicht etwa gleich von der

Schule weg an, sondern erst draußen, wo das freie Feld begann; denn meinem Ansehen wollte ich nichts vergeben. Das dauerte so ein paar Wochen, bis Tauwetter mit starkem Regen eintrat. Als ich nun eines Nachmittags so recht im Gusse auf sie wartete, sah ich, wie sie mit einem anderen Jungen, den ich überdies seit jeher nicht hatte ausstehen können, herankam. Der hoffärtige Schlingel — er war der Sohn eines Beamten — hatte einen Regenschirm, während ich natürlich keinen besaß, und den hielt er über der Franzl ausgespannt, die darunter ganz stolz und seelenvergnügt einherging. Kaum hatte ich das gesehen, als ich auch schon kehrt machte und nach Hause eilte. Seit diesem Tage sprach ich mit der Franzl kein Wort und grüßte sie nicht einmal mehr."

„Es scheint, daß Sie eifersüchtig waren", sagte der Richter.

„Keineswegs. Ich dachte mir: warum braucht sie sich von dem Laffen mit einem Schirm begleiten zu lassen? Kann ich bis auf die Haut durchnäßt werden, kann sie es auch."

„Eine eigentümliche Auffassung."

„Mag sein. Aber ich war nun einmal so — und blieb es auch, als ich heranwuchs und mich der Gärtnerei widmete, zu der ich große Lust und Liebe hatte. Ich arbeitete zuerst in der Lehre bei einem benachbarten Nutzgärtner; später nahm mich über Verwendung meines Onkels, der in Wien lebte, ein Herrschaftsgärtner in Hietzing zu sich, und nach ein paar Jahren kam ich schon als Gehilfe in die großen Villengärten des Herrn Ritter von Artner. Sie werden sie wohl kennen, oder wenigstens davon gehört haben, denn die dortigen Treibhäuser sind eine Sehenswürdigkeit. Der damalige Obergärtner hieß Nowak. Ein sehr hervorragender Mann in seinem Fache; als Rosenzüchter stand er weit und breit in Ruf. Er erkannte auch bald meine Fähigkeiten und zog mich im Laufe der Zeit den älteren Gehilfen vor. Die waren zwar nicht ungeschickt, aber faul und leichtsinnig. Sie taten nur, was sie gerade mußten; im übrigen

gingen sie ihrem Vergnügen nach. Ich aber blieb des Abends immer zu Hause, wo ich allerlei Bücher über die Gartenkunst las. Die andern verdroß das. Sie fingen an, mich zu häuseln und zu vexieren; zuletzt suchten sie gar, mit mir anzubinden. Ich aber, als sie mir einmal, ihrer drei, zu Leibe wollten, stieß ihnen mit diesen Händen" — Herr Stäudl hob sie mit ausgespreizten Fingern in die Luft — „die Köpfe aneinander. Da hatte ich Ruhe; sie erkannten und fürchteten meine Stärke. Auf diese Art stieg ich mehr und mehr im Ansehen, so daß mich sogar der Herr Ritter von Artner mit einer lobenden Ansprache auszeichnete. Dies, sowie meine zunehmende Fertigkeit ließ mich hoffen — und auch Herr Nowak war dieser Meinung —, daß ich Aussicht hätte, dereinst Obergärtner zu werden. Er selbst, schon an die Siebzig, wurde von Jahr zu Jahr gebrechlicher. Bei alledem führte ich mein eingezogenes Leben fort. Mäßigkeit war immer mein Wahlspruch gewesen, obgleich mich die meisten deswegen für einen Knauser hielten. Des Morgens ein Stück Brot und einen Trunk Wasser. Mittags im nächsten kleinen Wirtshaus: Suppe, Fleisch, Gemüse. Basta. Abends wieder ein Stück Brot und ein Seidel Wein, das ich mir selbst nach Hause holte. Mich wie die andern mit Weibsbildern abzugeben, fiel mir nicht ein. Aber ich dachte endlich im stillen daran, mich zu verheiraten. Denn das schien mir unerläßlich, wenn ich, woran ich nicht mehr zweifelte, bald Obergärtner sein würde. Ich hatte auch schon ein Mädchen ins Auge gefaßt: die Tochter eines Handelsgärtners an der Nußdorfer Lände, mit welchem wir in Geschäftsverbindung standen, indem wir ihm Pflanzen und Setzlinge abließen, und umgekehrt. Als ich Gertrud, so hieß das Mädchen, zum erstenmal sah, stand sie gerade am Herd und kochte. In der Küche alles sehr sauber und nett. Sie selbst eine stattliche, kräftig gebaute Person, die mir wohlgefiel. Die würde, so schloß ich, eine tüchtige Hausfrau abgeben — um so mehr, als sie auch, ihrem ganzen Benehmen nach, sehr züchtig und tugendhaft zu sein

schien. So ließ ich denn meine Absicht den Vater merken, der darüber sehr froh war, da er um meine Aussichten wissen mochte. Es kam zu näherem Verkehr, und ich und das Mädchen galten schon als Verlobte. Aber in allen Ehren. Das Haus betrat ich nur an Sonntagen. Und zwar nachmittags zur Jause. Dann gingen wir, immer im Beisein des Vaters, in den Nußdorfer Bockkeller zum Bier oder nach Heiligenstadt zum Heurigen. Das tat ich eigentlich nur dem Alten zulieb, der nicht ungern ins Glas guckte. Aber um neun Uhr mußte es ein Ende haben, denn ich war seit jeher gewohnt, früh schlafen zu gehen. So zog sich die Sache fast ein Jahr hin. Mit einmal, ganz plötzlich, wurde ich zum Ritter von Artner gerufen. Er teilte mir mit, daß Nowak mit Neujahr zur Ruhe gesetzt werde und ich an seine Stelle ernannt sei. Ich dankte ehrerbietig, aber aufrecht. Denn so sehr mich die Ernennung freute, so war es doch auch ein Vorteil für den Herrn Ritter von Artner, daß er einen Mann, wie ich, als Obergärtner bekam. Aber im Innern war ich doch sehr aufgeregt, und da trieb es mich, meine Zukünftige von dem Ereignis in Kenntnis zu setzen. Wie gesagt, kam ich an Wochentagen niemals hin. Aber heute war gerade erst Montag; ich hätte also die ganze Woche zuwarten müssen. Freilich hätte ich auch schreiben können; aber das fiel mir zum Glück nicht ein, sondern ich eilte schnurstracks hinab an die Nußdorfer Lände. Trat auch ohne weiteres ins Haus, das mitten in dem großen Gemüsegarten lag — und dann gleich rechts in die Küche hinein, wo ich die Gertrud um diese Zeit sicher anzutreffen hoffte. Sie war auch dort. Aber dicht bei ihr, gewissermaßen Kopf an Kopf, stand der Bäckerjunge, der in dieser Gegend Brot und Semmeln austrug — ein bartloser Bursche von siebzehn oder achtzehn Jahren. Am linken Arm den Korb, hatte er den rechten um ihre Mitte geschlungen; es sah aus, als hätten sich die beiden soeben geküßt. Ich, das sehen und kehrt machen und nach Hause gehen, war eins. Dort erst fing mich die Sache zu wurmen an. Aber mein Stolz behielt

die Oberhand. Ein Mädchen, das sich von einem Bäckerjungen küssen läßt, ist nicht wert, daß du noch an sie denkst. So sprach ich zu mir selbst. Und dabei blieb es, ob mir auch der Alte ganz weinerlich auf die Bude gerückt kam und alles nur auf den Bäckerjungen schieben wollte, dessen unziemlicher Frechheit sich seine Tochter nicht hätte erwehren können. Ich erwiderte darauf gar nichts und wies ihm bloß mit einer bezeichnenden Handbewegung die Tür. Einen dicken Schreibebrief, den mir die Gertrud schickte, zerriß ich ungelesen. Kurz: so, als wäre gar nichts vorgefallen und als hätt' ich das Mädchen niemals gesehen, trat ich zu Neujahr mein Amt an; ans Heiraten dachte ich nicht mehr. Die einzige Sorge in dieser Beziehung machte mir die große Wohnung, die ich jetzt bekam. Drei sehr geräumige Zimmer außer der Küche und sonstigem Zugehör. Aber da war ja bald geholfen. Ich sperrte die letzten zwei Zimmer ab. In das erste ließ ich das Bett schaffen, in dem ich bis jetzt geschlafen hatte; die anderen notwendigsten Möbelstücke kaufte ich mir — und führte ganz ruhig meine Junggesellenwirtschaft fort. Einen Augenblick dachte ich daran, eine Magd zu halten. Aber eine junge oder jüngere wäre nicht passend gewesen — und vor alten Weibern hab' ich immer Abscheu empfunden. Schöpfte mir also auch als Obergärtner beim Brunnen das Wasser, ging zum Mittagessen ins Wirtshaus, holte mir abends meinen Wein herüber — und räumte täglich mit eigenen Händen auf. Ich hätte zwar das meiste durch einen Gärtnerburschen besorgen lassen können — und ein anderer hätt' es auch getan. Ich aber hielt strenge Dienstordnung; es sollte nicht heißen, daß ich einen der Leute, die der Herr Ritter von Artner bezahlte, für mich verwende. So lebte ich also für mich allein, einen Tag wie den andern, fast zehn Jahre lang und befand mich wohl dabei — bis ich endlich — —" Herr Stäudl brach ab und blickte starr vor sich hin.

„Bis Sie endlich doch heirateten", sagte der Richter. „Lassen Sie hören, wie Sie dazu gekommen sind."

II.

„Ja, wie das gekommen ist" — sagte Herr Stäudl, ohne sich zu regen. „Das ist so gekommen. Der Herr Ritter von Artner hatte einen Bedienten, der bei ihm und seiner Familie sehr in Gunst stand. Er verdiente es auch, denn er war ein braver Mensch, willig und unermüdlich — ein Böhme von Geburt. Er hieß Thomas. Da er, wie gesagt, sehr in Gnaden stand, so war ihm gestattet worden, ein Mädchen zu heiraten, in das er sich verliebt hatte. Auch eine Böhmin. Ins Haus aber durfte er sie nicht nehmen, sondern es wurde für sie in der Nähe der Villa, wo die Herrschaft sich aufhielt, eine Wohnung genommen. Dort gebar sie in den nächsten Jahren zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Man nannte sie nach ihrem Manne die Thomasin. Sie galt als hübsches Weib und stand insofern auch im Dienste der Herrschaft, als sie bei der Wäsche und sonstigen Verrichtungen mithalf. Ich selbst kannte sie kaum. Ich hielt mich ja fast den ganzen Tag in den Gärten auf, und wenn ich ihr je einmal begegnete, so blickte ich — wie überhaupt bei meiner Größe über alle Weiber — auch über sie hinweg, denn die Freude machte ich keiner, mich zu bücken, um ihr unter das Kopftuch oder unter den Hut zu schauen. Kurz, ich wußte eigentlich gar nicht, wie sie aussah.

Da geschah es, daß ihr Mann starb. Er hatte sich, wie es hieß, durch einen kalten Trunk, den er erhitzt getan, ein Lungenübel zugezogen, das ihm den Garaus machte. Nun hatte die Herrschaft die Witib auf dem Halse. Sie erhielt Pension und überdies freie Wohnung in einem kleinen, außer Gebrauch befindlichen Maschinenhause, wo früher Wasser aus der Donau heraufgepumpt wurde und das in einem der unteren Gartenteile lag. Als ich davon in Kenntnis gesetzt wurde, erlaubte ich mir Einsprache zu tun. Denn gerade um das Häuschen herum lagen meine feinsten Obstkulturen, denen zwei übel gehütete Rangen großen Schaden tun konnten; auch war ja der

ganze Blumenflor vor solchen Grasteufeln nicht sicher. Aber der Herr Ritter von Artner, dem das Weib höchstwahrscheinlich den Aufenthalt in dem Häuschen abgebettelt hatte, bestand auf seiner Anordnung. Wenn ich merkte, sagte er, daß die Kinder etwas verwüsten, so möchte ich es nur melden, er würde dann schon Abhilfe zu treffen wissen. Da konnte ich denn nichts mehr einwenden, dachte aber bei mir: den Aufpasser und Ankläger mach' ich nicht; ich werde schon selbst Vorsorge treffen. Beschloß also, mit der Thomasin, sobald sie eingezogen war, ein Wort zu reden. Als ich sie — es war an einem schönen Maimorgen — aufsuchte, stand sie mit ihren Kindern gerade vor der Tür. Ich trat auf sie zu, und zwar mit sehr strenger Miene, so daß sich, wie ich bemerken konnte, die Kinder gleich vor mir zu fürchten anfingen, was ich gerade bezwecken wollte. ‚Frau Thomasin', begann ich ohne jede weitere Begrüßung, ‚Sie haben von der Herrschaft hier Wohnung erhalten. Gut. Aber sie liegt in den Gärten, und für diese bin ich verantwortlich. Ich verbiete also Ihnen und den Kindern, irgend etwas anzurühren. Weder Blumen noch Früchte. Auch kein Fallobst, denn selbst dieses wird aufgelesen und in Rechnung gestellt. Wenn Sie Gemüse oder sonstiges benötigen, so haben Sie sich an den ersten Gehilfen zu wenden, der es Ihnen zum billigsten Preise ablassen wird. Hoffentlich haben Sie mich verstanden, und ich mache Sie daher auch für die Kinder verantwortlich.'

Das Weib war bei dem ganz verdutzt dagestanden und hatte mich mit halb offenem Munde angestarrt. Jetzt sagte sie in singendem Böhmisch-Deutsch: ‚Aber Jesus! Was glauben S' denn, Herr Stäudl? Wer'n mir was anrühr'n? Bitt' ich Ihne! Könnt' uns einfall'n so was! Meine Kinderle sind brav. Schaun Sies nur an, sind ja liebe Kinderle!'

‚Hab' sie schon gesehen', sagte ich und blickte weg. Das tat ich aber eigentlich, nur, um die Thomasin nicht länger anschauen zu müssen. Denn die war wirklich ein hübsches Weib.

So gegen die Dreißig. Nicht gar groß, aber auch nicht klein. Voll, aber doch schlank. Und eine Haut hatte sie, milchweiß. Und braune Haare, die in der Sonne wie Gold glänzten; auch die Augen, die von derselben Farbe waren. Es war Zeit, daß ich ging, und so wendete ich mich mit einem kurzen barschen Gruß. Sie aber suchte mich beim Arm festzuhalten, indem sie sagte: ‚Sein S' doch nit so bös, Herr Stäudl! Mir wer'n Ihne kan Verdruß machen. Wer'n S' seh'n, mir wer'n ganz gut auskummen mit einand'.' Und dabei lächelte sie mit einem ganz eigenen Zug um den Mund, der rot war wie eine Granatblüte. Natürlich riß ich mich gleich los; aber meine Hand war zufällig mit der ihren in Berührung geraten, und da fühlte ich, wie es mir heiß durch den Arm hinauf ging bis in die Brust. Eine ähnliche Empfindung hatte ich gehabt, als ich einmal ganz zufällig an das Atlaskleid einer jungen Dame streifte, die unsere Treibhäuser besichtigte. Die Hand der Thomasin war, trotz aller harten Arbeit, die sie verrichtete, glatt und knisterig wie der Atlas an jenem Damenkleide. Ich konnte dieses Gefühl den ganzen Tag nicht aus dem Leib bringen. Dabei schwebte mir das Weib und ihre milchweiße Haut beständig vor Augen. Auch in der nächsten Zeit, bis ich endlich über mich selbst wild wurde und mir alle diese Phantasien gewaltsam aus dem Sinn schlug. So hatt' ich's auch untergekriegt. Aber dem Maschinenhause wich ich immer in weitem Bogen aus, ich fühlte, daß mir dort Gefahr drohe. Die Thomasin jedoch schien es darauf anzulegen, mir in den Wurf zu kommen. Denn sie begegnete mir manchmal da oder dort, wo sie nicht zu vermuten war. Dabei wollte sie immer, unterwürfig grüßend, mit dem gewissen Lächeln ein Gespräch anknüpfen. Ich aber erwiderte kein Wort und ging ohne Gruß an ihr vorüber, obgleich es mir bei ihrem Anblick immer einen Riß gab.

Eines Abends, da ich mich von der Arbeit weg gerade in meine Wohnung begeben wollte, sah ich das Weib davorstehen und durch das offene Fenster in mein Zimmer gucken. Das

brachte mich in Wut. ‚Was hat Sie da zu schaffen?‘ schrie ich. ‚Was spionieret Sie da?‘

‚Aber Jesus,‘ antwortete sie, ohne im geringsten zu erschrecken, ‚sein S’ doch nicht gleich so bös, Herr Stäudl! Was soll ich spionieren? Hab mir nur wollen Ihre Zimmerle anschau'n. Mein Gott‘ — sie schlug dabei ihre weißen Hände zusammen — ‚wie sicht's bei Ihne aus! Wie bei an Arrestant. Nit anmal Vorhangl haben S’. Wie können S’ nur so allanig bleib'n, Herr Stäudl? Sie solltens brave Frau haben. Da hätten S’ Ordnung. Auch sonst möcht's Ihne gut gehn. Hätten S’ Freud' am Leben — und wären nicht immer so brummig.‘

‚Will Sie jetzt still sein, Sie unverschämte Person!‘ sagte ich. ‚Ich brauch' Ihren Rat nicht. Schau' Sie, daß Sie weiter kommt!‘

‚No ja, i geh' schon‘, erwiderte sie und lächelte wieder. ‚Aber bleiben S’ nit so allanig, sag' ich Ihne.‘ Damit entfernte sie sich langsam und griff dabei mit beiden Händen nach rückwärts, um den dicken Haarzopf aufzustecken, der ihr in den Nacken gesunken war.

Ich fühlte mich wirklich höchst aufgebracht über ihre Reden. Als ich aber in mein Zimmer trat, mußte ich ihr unwillkürlich recht geben. Es sah in der Tat ganz gefängnismäßig bei mir aus. Auch ziemlich unsauber. Ich konnte mir ja nicht immer die Zeit nehmen, ordentlich aufzuräumen. So war ich unzufrieden mit mir selbst — und blieb es auch. Ich fing sogar an, mich abends allein zu fühlen, und ging hin und wieder ins Wirtshaus, was ich früher niemals tat. Kurz, es war etwas in mir aus dem Geleis' gekommen — und ich konnte mich nimmer ganz zusammenfinden.

Eines Tages, so gegen den Herbst zu, fühlte ich mich unwohl. Aber ich war nicht gewohnt auf derlei zu achten. Ging also wie sonst meiner Beschäftigung nach, auch nicht zeitiger zu Bette, vielmehr ins Wirtshaus, weil ich mir dachte, ein Glas

Rotwein würde mir gut tun. Aber schon während der Nacht wurde mir ganz miserabel, und am Morgen konnt' ich nicht mehr aufstehen. Es war der Typhus, und ich weiß nicht, wieviele Tage ich im Delirium gelegen bin. In diesem Zustand kam es mir vor, als ob die Thomasin im Zimmer und um mich beschäftigt sei. Sie legte mir Umschläge auf den Kopf und tat auch sonst alles, was bei einem Schwerkranken notwendig ist. Aber ich wußte nicht, ob ich es nur träumte oder ob das Weib wirklich da war. Als ich wieder meiner Sinne mächtig wurde, da merkte ich freilich, daß es sich so verhielt. Die Herrschaft hatte sie zu meiner Wohnung befohlen. Und die verrichtete sie in einer Weise — ich brauchte sie nur anzublicken, so wußte sie gleich, was ich wollte. Ich lag noch immer ganz kraftlos da und konnte mich lange kaum rühren — und da tat es mir so wohl, wenn sie die Decke oder die Polster richtete — und mir dann mit ihrer glatten Hand über die Stirn strich..... Was soll ich noch sagen, Herr Untersuchungsrichter? Als ich wieder gesund war, hab' ich sie geheiratet."

„Soweit wären wir also", bemerkte der Richter nach einer Pause.

III.

„Soweit wären wir", wiederholte Herr Stäudl mechanisch. „Und ich muß sagen, daß ich mich zufrieden und glücklich fühlte. Denn ich lernte kennen, was es heißt, ein eigenes Hauswesen zu haben. Und die Thomasin — ich nannte sie auch nach meiner Verheiratung so — war eine ganz vortreffliche Hausfrau. In Wohnung und Küche alles immer spiegelblank, wie sie selbst. Es war eigentümlich, daß an ihr niemals etwas haften blieb, obgleich sie überall zugriff. Auf anderen ist gleich jeder Fleck sichtbar, der vom Himmel fällt, trotz aller Sorgfalt. Bei ihr aber mußt' ich im stillen immer an den Schwan denken, der in dem kleinen seichten Teich in einem der Gärten gehalten

wurde. So oft er auch unter das schlammige Wasser tauchte, er kam immer wieder zum Vorschein wie der frisch gefallene Schnee. Ja, so war sie. Und ich wußte nun auch, was es heißt, ein Weib besitzen. Den ehelichen Verkehr hatte ich mir den Umständen gemäß eingerichtet. Die Frau hatte Kinder, und die durften nicht etwa Zeugen von Zärtlichkeiten sein. Ich wies ihnen also das letzte Zimmer an, wo sie auch schliefen. In dem mittleren schlief die Thomasin; ich selbst blieb, wo ich immer gewesen, und obendrein wurde nachts die Tür zugemacht. Im übrigen waren wir eine Familie. Die Kinder, namentlich das Mädchen, waren wirklich lieb und gut; sie folgten mir auf den Wink, obgleich ich nicht ihr Vater war. Deshalb gab ich mich auch nicht viel mit ihnen ab. ‚Es sind deine Kinder', sagte ich zur Frau; ‚erziehe sie, wie du es für recht und gut hältst. Ich will nur, daß sie sich anständig benehmen.' Das taten sie auch, denn obgleich ich ihnen kein böses Wort gab, fürchteten sie mich wie den Teufel. Eigene Kinder wollten sich nicht einstellen, mir war es ganz recht. Denn das hätte jedenfalls Unordnung ins Haus gebracht; auch würde ich mich gewissermaßen vor den Stiefkindern geschämt haben, die ja doch schon heranwuchsen und sich jedenfalls über die Sache ihre Gedanken gemacht hätten.

So lebte ich, wie gesagt, zufrieden und behaglich über zwei Jahre. Abends ging ich nie aus. Nur alle vierzehn Tage besuchte ich einen Verein, welchen die Gärtner der ganzen Gegend gegründet hatten, und wo neben geselliger Unterhaltung auch allerlei in unser Fach schlagende Gegenstände zur Sprache kamen. Ich war nie ein Freund von solchen Veranstaltungen, bei denen doch nichts anderes herauskommt, als daß ein paar vorlaute Leute den Ton angeben und sich geltend zu machen suchen. Wollte also anfänglich dem Verein gar nicht beitreten. Aber da hieß es: ‚Was? Sie wollen sich ausschließen, Herr Ständl? Sie, eine unserer ersten Kapazitäten? Und wir haben die Absicht gehabt, gerade Sie zu unserem Obmann zu wählen! Da

konnte ich wohl nicht anders und ergab mich darein, obwohl mir die ganze Sache höchst zuwider war.

Nun, die Zusammenkünfte fanden jeden zweiten Freitag in einem Grinzinger Gasthause statt, wo bekanntlich guter Wein geschenkt wird. Eines Freitags also ging ich wie gewöhnlich so nach sechs vom Hause fort. Ich hatte schon ein ziemliches Stück Weges zurückgelegt, als mir plötzlich der Gedanke kam, ob meine Leute wohl das kleine Warmhaus geheizt haben möchten. Es war zwar schon im April, und der Tag auch sehr sonnig gewesen, aber ein Nachtfrost war doch nicht ganz ausgeschlossen, — und strikten Befehl hatte ich nicht gegeben. Die Sache schien mir wichtig, einiger sehr seltenen Keimpflanzen wegen, die dort untergebracht waren. Kehre also um, begebe mich durch ein Seitenpförtchen, dessen Schlüssel ich immer bei mir trug, in den Garten, wo sich das Warmhaus befindet. Mache die Tür auf — was seh' ich? Meine Frau steht drinnen mit einem meiner Gehilfen — und zwar in einer Art und Weise, die mir keinen Zweifel darüber läßt, was da vorgeht. Ganz starr stand ich da. Auch die beiden. Dann fingen sie zu zittern an, daß ihnen fast die Kniee einbrachen. Sie dachten wohl, nun würde ich auf sie losfahren. Aber nichts da! Ich drehte mich wie damals vor der Gertrud und dem Bäckerburschen auf dem Absatz um und ging. Aufrecht, ohne jedes Gefühl in mir, als das der tiefsten Verachtung, ging ich nach Grinzig. Ich war um so ruhiger, als ich bei meinem Eintritt in das Warmhaus gemerkt hatte, das geheizt war. Machte daher ganz ordentlich den Vereinsabend mit; nur des Trinkens enthielt ich mich soweit wie möglich, denn ich wollte nicht, daß mir das Geschehene, weil es mir jetzt doch allmählich zuzusetzen begann, über den Kopf wüchse. Vielmehr überlegte ich schon auf dem Heimwege, obgleich ich mit ein paar anderen Gärtnern, die mich begleiteten, unausgesetzt reden mußte, ganz gründlich, was nun zu tun sei. Sonst wurde ich immer von der Frau erwartet, bis ich nach Hause kam. Diesmal nicht. Sie wagte es offenbar

nicht, mir unter die Augen zu treten. Während ich bei mir, wo es ganz finster war, Licht machte, hörte ich leises Geräusch im Nebenzimmer. Da sperrte ich die Tür gleich mit dem Schlüssel ab und legte mich zu Bett. Schlafen konnte ich allerdings nicht. Als aber der Morgen graute, hatte ich meinen Entschluß gefaßt. Ich stand auf, holte mir wie früher das Wasser vom Brunnen, wusch mich und kleidete mich völlig an. Dann drehte ich den Schlüssel wieder um und ging sogleich in den Garten, wo ich, als wäre nichts vorgefallen, meinen Verrichtungen oblag. Dabei sah ich mich nach dem Gehilfen um — ich hatte deren vier —, den ich gestern bei der Frau gesehen. Er war nicht zu erblicken, er mußte sich absichtlich von mir fern halten. Ich ließ ihn rufen. Es dauerte lange, bis er erschien, ganz blaß wie das böse Gewissen. Ich ließ mir aber gar nichts anmerken, sondern erteilte ihm bloß einige Aufträge; der Schuft sollte nicht etwa glauben, daß mir das Vorgefallene nahe ging oder gar Herzweh bereite. So gegen acht verließ ich den Garten und ging die Hauptstraße hinunter, gegen die Linie zu. Dort hatte man in den letzten Jahren eine Unmasse neuer Häuser gebaut, wo immer Wohnungen leer standen und sofort zu mieten waren. Fand auch bald eine, die mir passend schien. Ich nahm sie auch gleich auf und bezahlte den vierteljährigen Zins. Dann kehrte ich nach Hause zurück, wo die Thomasin am Herd stand und das Mittagessen zu kochen anfing. Ich gab ihr einen Wink, mir ins Zimmer hinein zu folgen. Als sie jetzt vor mir stand, sah sie mich mit ungewissem Blick an und wollte etwas sagen. Ich aber schnitt ihr das Wort vom Mund ab. ‚Thomasin‘, sagte ich ganz kurz, ‚Ihr werdet übermorgen mit den Kindern mein Haus verlassen. Ich habe Euch eine Wohnung genommen. In der Panzergasse. Zimmer, Kabinett, Küche. Der Zins ist gezahlt und wird jedes Vierteljahr von mir gezahlt werden. Außerdem erhaltet Ihr monatlich so und so viel. Keine Widerrede! Mit den Gerichten geb' ich mich nicht ab. Wir sind geschiedene Leute. Übermorgen müßt Ihr mit den Kindern fort

sein. Die Möbel, die sich in Eueren Zimmern befinden, könnt Ihr mitnehmen.'

Sie erwiderte nichts, wollte aber meine Hand erfassen und vor mir auf die Kniee sinken. ‚Hinaus!' schrie ich, und zwar mit einer solchen Stimme, daß sie auch schon, wie geflogen, aus dem Zimmer war. Nun hatte ich Ruhe. In zwei Tagen war sie fort.

Ihr Wegziehen machte natürlich das größte Aufsehen. Kein Mensch außer dem jungen Schurken wußte es sich zu erklären; vorwitzige Frager fertigte ich kurzweg ab. Aber der Herr Ritter von Artner ließ mich zu sich bescheiden und wollte wissen, was da vorgefallen sei. Ich antwortete mit aller Ehrerbietung, doch in einem Ton, der weiteres Forschen abschnitt: ‚Herr Ritter von Artner, das geht mich allein an.' Er stutzte und schien ungehalten. Aber er besann sich und sagte: ‚Allerdings geht das Sie allein an. Sie werden Ihre Gründe gehabt haben.' ‚Ganz gewiß', erwiderte ich und empfahl mich. Damit war die Sache abgetan."

„Leider noch nicht", sagte der Richter. „Die Hauptsache kommt erst."

IV.

„Ja, die kommt erst", bekräftigte Herr Stäudl mit dumpfer Stimme, während er sich mit seiner vertrockneten Gigantenhand über die Stirne fuhr. „Wenn mir jemand gesagt hätte, daß ich mich jemals so ganz und gar selbst verlieren könnte, den hätt' ich reif fürs Tollhaus erklärt. Denn ich habe mich immer für felsenfest und unerschütterlich gehalten. Und ich war es auch. Aber es muß schon so sein, für jeden kommt einmal die Stunde, die ihn niederwirft. Doch ich will fortfahren.

Sehen Sie, Herr Untersuchungsrichter, als das Weib weg war, erschien mir auch alles wieder in Ordnung. Denn mein Herz hatte ich ja nicht an sie gehängt gehabt — wie überhaupt

an keinen Menschen; nicht einmal an meine Eltern, die mir allerdings früh gestorben waren. Aber auch an keinen sogenannten Freund. Ich verkehrte wohl in meinen jungen Jahren mit diesem oder jenem nicht ungern, wie das schon der gemeinsame Beruf und sonstige Umstände mit sich bringen. Sobald aber einer mein Selbstgefühl irgendwie verletzte, war es aus. Ich kannte ihn nicht mehr. So war es auch mit dem Weibe. Sie hatte ein Verbrechen gegen mein Selbstgefühl begangen. Somit war sie für mich tot — oder schien es wenigstens zu sein, wie ich denn auch über den schuldigen Gehilfen, bis er eines Tages selbst den Dienst kündigte, vollständig hinwegsah, als wäre gar nichts geschehen.

Auch im Häuslichen vermißte ich die Thomasin nicht allzusehr. Ich war das einsame Leben zu lange gewohnt gewesen, um es nicht ohne besondere Beschwerde wieder aufzunehmen. Nur die Abende begannen mir lang zu werden. Da fühlte ich mich einsam. Am Lesen fand ich keine rechte Freude mehr, und so stiegen allerlei Gedanken in mir auf, denen ich nicht gerne nachhing. Ich fing also an, ins Wirtshaus zu gehen. Aber in kein nahes, wo mich jedermann kannte, sondern hinunter ans Donauufer in eines der Einkehrhäuser für die Schiffsleute, die mit ihren Zillen und Flößen aus den oberen Gegenden, von Linz oder auch von Passau kommen. Da ging es oft recht lebhaft zu. Das zerstreute mich, und ich begann sogar mit den Leuten Karten zu spielen, wobei ich natürlich auch immer mehr Bier oder Wein trank. Zwar nicht unmäßig, aber doch mehr, als ich sonst im Leben gewohnt gewesen. Wie gesagt, das zerstreute mich. Aber es dauerte nicht lange, so stellte sich ein Unbehagen an mir selbst ein, das ich nicht loswerden konnte. Es fehlte mir etwas, und in diesem Zustande mußte ich immer häufiger an die Thomasin denken. Ich sah sie oft so deutlich vor mir mit ihrer milchweißen Haut, mit den glatten schimmernden Armen und Händen, als stände sie leibhaft da. Selbst bei der Arbeit ließ mir das höllische Bild keine Ruhe.

Schließlich empfand ich eine solche Sehnsucht nach dem Weibe, daß ich oft laut hätte aufbrüllen können vor Schmerz. Ich tat alles Mögliche, um mein fortwährendes Verlangen zu übertäuben; ich versuchte sogar — nein, ich will nicht aussprechen, was ich da versuchte. Aber es half alles nichts: mein elender Zustand blieb sich gleich. Und ich kam ganz herunter dabei. Ich fühlte mich so schwach und hinfällig, daß ich kaum mehr kriechen konnte. Und da — ich schäme mich es zu sagen — kam mir auch der Gedanke, die Thomasin aufzusuchen, und nur die Vorstellung, daß sie mir vielleicht die Tür weisen könnte, hielt mich zurück, es zu tun.

Um diese Zeit ließ ich wieder einmal mein Zimmer gründlich scheuern und ausfegen, wie das bei mir, seit das Weib fort war, jeden Monat geschah. Und zwar durch eine Taglöhnerin, die in den Gärten arbeitete und von mir für diese besondere Dienstleistung auch besonders bezahlt wurde. Es war eine bejahrte, gutmütige Person, die gern schwatzte, Obgleich ich ihr niemals Red' und Antwort gab, suchte sie doch immer ein Gespräch anzuknüpfen. So auch diesmal, da ich gerade in die Wohnung getreten war, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. ‚Sie sollten sich in acht nehmen, Herr Ständl', sagte sie.

Da ich nichts erwiderte, wiederholte sie: ‚Ja, wirklich, Sie sollten sich in acht nehmen.'

Das machte mich stutzig, und ich sagte barsch: ‚Wieso? Warum?'

‚Ihre Frau lauert Ihnen auf.'

Es gab mir einen Riß durch den ganzen Leib und das Herz stand mir still. ‚Was soll das heißen?' brachte ich mühsam hervor.

‚Na, sie möcht' halt mit Ihnen zusammenkommen. Darum schleicht sie auch seit einiger Zeit, wenn's finster wird, draußen auf der Straße herum. In die Gärten hinein traut sie sich nicht. Aber sie wird Sie schon einmal erwischen, wenn Sie gerade ausgehen wollen oder bei der Nacht heimkommen.'

Die Kniee wankten mir. Aber ich sagte: ‚Was redt Sie da für dummes Zeug! Warum sollt' sie —'

Das Weib sah mich von der Seite an. ‚No, sie soll in der Hoffnung sein. Aber nicht von Ihnen. Und da will sie halt, daß Sie der Vater sind.'

Mir wurde ganz kalt, aber das Blut stieg mir dabei brennheiß zu Kopf. ‚Woher weiß Sie denn das?' fragte ich mit versagender Stimme.

‚Woher ich das weiß? Von der Greißlerin, wo sie einkauft. Dort soll sie g'sagt haben: es nutzt ihm nix. Er muß der Vater sein. So oder so. Und das Kind muß ihn beerben, wenn er einmal stirbt.'

Jetzt brachte ich keinen Laut mehr hervor.

‚Drum sag' ich Ihnen,' fuhr das Weib fort, ‚sein S' g'scheit, Herr Stäudl. Lassen Sie sich in nix ein.' Damit ging sie.

In welchem Zustand ich zurückblieb, können Sie sich denken, Herr Untersuchungsrichter. Einesteils empfand ich eine so höllische Wut über diese Niedertracht, daß ich das Weib hätte zerreißen können, wenn sie da gewesen wäre. Andernteils aber überfiel mich eine solche Schwachheit, daß mir bei dem Gedanken an sie sogleich wieder ein wahnsinniges Verlangen aufstieg. Nun war ich fertig. Ich hatte weder Rast noch Ruhe mehr. Ich wagte mich nicht auf die Straße und daheim konnt' ich auch nicht bleiben. So ging ich doch wieder hinunter in das Wirtshaus an der Donau. Beim Fortgehen spähte ich immer früher durch die Torspalte, ob sie nicht etwa draußen stehe. Ich atmete auf, wenn ich mich überzeugt hatte, daß sie nicht da sei — und doch war's mir auch wie eine Enttäuschung. So ging's eine Zeitlang fort. Ich verwilderte dabei ganz und begann nun wirklich zu trinken. Vor Mitternacht ging ich nicht nach Hause, weil ich mir dachte, so lange wird sie auf mich wohl nicht warten, aber ich fühlte, daß es mir recht wäre, wenn sie es täte.

Da — in einer finsteren Nacht geschah es. Ich war keineswegs betrunken, aber bis zum äußersten aufgeregt, das Blut pochte mir an die Schläfe. Es hatte sich starker Südwind erhoben und verlöschte das Licht der Laterne, die ich bei meinen nächtlichen Gängen immer mit mir trug. Ein scharfer Strichregen schlug mir ins Gesicht. Wenn sie jetzt da wäre! Ich wünschte es mehr, als ich es fürchtete. Wie ich nun an die Haustür trete, kauert etwas Dunkles auf der Schwelle. Sie war es. Es hatte mir den Atem verschlagen. Am ganzen Leibe zitternd, schloß ich die Tür auf und ging in den dunklen Gang hinein. Sie mir nach. Im Zimmer fiel ich sie an wie ein wildes Tier. Mit einem Schrei riß ich ihr die durchnäßte Jacke auf — warf sie aufs Bett — und mich über sie. Aber in meiner wahnsinnigen Gier überkam mich plötzlich der Gedanke an ihre ganze Schändlichkeit — und da — da — mit diesen Händen" — — Er hielt keuchend inne.

„Haben Sie das Weib erwürgt", ergänzte der Richter.

Stäudl schwieg. Dann erhob er sich langsam und sagte: „Ja, ich habe einen Mord begangen. Aber ich wußte nicht, was ich tat. Die Geschworenen werden mich freisprechen."

„Wir wollen es hoffen. Jedenfalls wird man mildernde Umstände finden."

„Man braucht keine zu finden", entgegnete Stäudl, indem er seine knochige Hünengestalt wieder zu voller Höhe emporrichtete. „Was geschehen ist, ist geschehen. Das Weib hat seinen Tod selbst verschuldet. Sie ist gerichtet. Mich kann man nicht verurteilen. Aber ich werde mich selbst justifizieren, weil es mit mir soweit hat kommen können. Dieses Bewußtsein erträgt keiner, der beschaffen ist, wie ich. Für die Kinder wird gesorgt sein, denn ich habe mir etwas erspart. Das hat auch die Thomasin gewußt."

Der Richter drückte an der elektrischen Klingel. Ein Justizwachmann erschien, um den Angeklagten abzuführen.

Als er draußen war, wendete sich der Rat zu dem Schrift-

führer, einem schmächtigen jungen Mann, der eben die erste Zeit seiner Gerichtspraxis durchmachte. „Nun, Herr Doktor, was sagen Sie dazu? Wie ich höre, sind Sie ja auch Dichter. Hätten Sie da nicht Stoff zu einer Novelle?"

Der junge Mann zog seine Nase in die Länge und die stark gewölbten Brauen noch höher hinauf, so daß sie über den kalten, unbeweglichen Augen zwei Rundbogen bildeten. „Nun ja", sagte er mit einem geringschätzigen Achselzucken. „Aber ich befasse mich nur mit Zukunftsmenschen. Und dieser Stäudl ist nichts als ein atavistischer Schwachkopf, der an Größenwahn leidet und überdies mit verlarvter Epilepsie behaftet ist." Der Rat sah ihn an, ohne etwas zu erwidern. Dann nahm er Hut und Überrock und ging.

Der Hellene.

Vorwort des Herausgebers.

Die Novelle, bei deren erzählendem Eingang (Seite 156 ff. unserer Ausgabe) der Dichter den verworfenen Anfang von „Außer Dienst" benützt hat (oben S. 110), ist zuerst im Neuen Wiener Tagblatt, Sonntag den 6. März 1904 (38. Jahrgang, Nr. 66), gedruckt. Auf diesem ersten Druck beruht sowohl der durchgesehene Text in der zweiten Auflage der Camera obscura (1904, Seite 213—238), als auch der aufs neue durchgesehene in dem Österreichischen Volkskalender 1905, redigiert von F. Armin und Rudolf Holzer (61. Jahrgang, Wien, Seite 20—28). In dem Tagblatt und in dem Volkskalender führt die Novelle den Untertitel: „Eine Künstlergeschichte".

I.

Ich hatte die Ausstellung der Sezession besucht. Es war noch früh am Vormittage, und so durchschritt ich, von seltsam schönen und seltsam häßlichen Gemälden umgeben, fast allein die stillen, geheimnisvoll ineinander mündenden Räume. In dem größten war Klingers Beethoven ausgestellt. Während ich nun vor dem kunstvoll gearbeiteten Bildwerk, das mich weit mehr an die Gestalt Schopenhauers als an jene des großen Tonmeisters erinnerte, in Betrachtung stand, wurden nebenan Stimmen laut. Bald darauf traten drei junge Männer herein mit einer Dame, die, obgleich sie schon tief in den Dreißigern stehen mochte, von auffallender Schönheit war. Einen etwas zerknitterten grotesken Modehut auf der à la Cleo de Merode gescheitelten fahlblonden Haarfülle, trug sie einen enganliegenden grauen Regenmantel, der sich im Zuschnitt nicht wesentlich von den Frühjahrsulstern der drei Herren unterschied und die geschmeidige Fülle ihres hohen Wuchses sehr deutlich hervortreten ließ. Ihr Antlitz mit der zart geschwungenen Nase wies schon feine Fältchen auf, aber es leuchtete in einem kräftig rosigen Kolorit, und die lichten, langgeschnittenen Augen unter dunklen Brauen gaben diesem Gesicht, das ich schon einmal gesehen haben mußte, einen höchst eigentümlichen Reiz. Als jetzt der Blick der Dame auf mich fiel, schien auch in ihr eine Erinnerung aufzuzucken, denn der Ausdruck des Befremdens glitt über ihre Züge. Aber nur ganz flüchtig. Denn sie hatte sich schon wieder ihren Begleitern

zugewendet, die sehr eindringlich auf die Schönheiten der Statue hinwiesen. Das Gespräch, das sich dabei entwickelte, überzeugte mich, daß es Künstler waren, die hier ihre Ansichten mit leidenschaftlichem Eifer zum Ausdruck brachten. Ich empfand das nachgerade als Störung und entfernte mich früher, als ich es sonst würde getan haben.

Draußen in der Vorhalle fragte ich das weibliche Wesen, das in stilisierter Anmut an der Kasse saß, ob es nicht wisse, wer die Leute seien, die eben früher gekommen waren.

„Ach ja," lautete die Antwort, „das sind zwei Maler und ein Bildhauer." Von den Namen, die auch gleich genannt wurden, war mir einer nicht unbekannt.

„Und die Dame?" fragte ich weiter.

„Ist, glaub' ich, eine Malerin aus München. Wie sie heißt, weiß ich nicht."

Ich wußte es auch nicht, oder doch: des Vornamens glaubt' ich mich jetzt zu entsinnen. Und während ich nun in den sonnigen Tag hinaustrat und längs der neuen Anlagen am Ufer der Wien dahinschritt, tauchten vor mir immer deutlicher, immer lebendiger Gestalten und Ereignisse aus vergangenen Jahren auf . . . .

* * *

Zur Zeit meiner literarischen Anfänge nahm ich oft an einer Tischgesellschaft teil, die sich allabendlich in einem schlichten Gasthause auf der Wieden zu versammeln pflegte und aus Künstlern und solchen, die es werden wollten, bestand. Vorwiegend waren es Maler und Bildhauer, die sich dort nach des Tages Mühen und Sorgen behaglich auslebten. Auch einige gebildete Laien hatten sich dem Kreise angeschlossen, wo bei aller Ungezwungenheit, ja oft Ausgelassenheit des Tones doch über die hohen und höchsten Fragen der Kunst verhandelt wurde.

Unter den Malern, die man dort antraf, befand sich auch einer, der von seinen Kollegen gemeinhin der „Hellene" genannt wurde. Er war einer der späteren Schüler Rahls gewesen und

setzte nach dessen Tode das Werk des Meisters insofern fort, als er seine Vorwürfe ausschließlich dem Mythos des griechischen Altertums entnahm. Da zu jener Zeit der Formalismus noch sehr in Ansehen stand, so fanden seine korrekten, trotz einer gewissen Trockenheit nicht ungefälligen Bilder bei den Ausstellungen des alten Kunstvereins Beifall und Käufer. Er erhielt sogar Aufträge zu Wandgemälden und Friesen für Prunkräume mehrerer damals eben neuerbauter Palais, die er denn auch ziemlich gleichmäßig mit Darstellungen aus der Odyssee oder dem trojanischen Kriege versah. Infolgedessen kam er auch mit der vornehmen Welt in Berührung. Er wurde häufig zu ihren Gesellschaften geladen, wodurch er selbst, mehr unwillkürlich als absichtlich, vornehme Allüren annahm. So unterschied er sich schön äußerlich von dem Kreise, in dem er sich meistens erst spät, von einem Diner oder einer Soiree kommend, einfand. Da saß er nun gar oft im Frack oder schwarzen Leibrock bei den ziemlich nachlässig gekleideten Tischgenossen, in deren Mitte er sich ausnahm wie sein steifer funkelnder Zylinder zwischen den vielfach zerquetschten Schlapphüten, die an der Wand hingen. Daß er in der Regel den Gerstensaft, der um ihn her reichlich genossen wurde, verschmähte und sich aus dem nächsten Kaffeehause eine Tasse Tee herüberholen ließ, machte ihn zu keinem sehr gemütlichen Gesellschafter, wie er denn überhaupt bei den meisten Anwesenden nicht sonderlich beliebt war. Sehr von sich eingenommen und überzeugt von der Vollkommenheit seiner Arbeiten, war er ein scharfer, unerbittlicher Kritiker fremder Leistungen, so daß es, wenn man ihn reden hörte, eigentlich keinen anderen Maler gab als ihn selbst. Er sprach beständig von der „großen" Kunst und ließ deutlich durchfließen, daß alles übrige nicht sehr hoch anzuschlagen sei. Dadurch fühlten sich begreiflicherweise diejenigen getroffen, die sich dem Genre und der Landschaft gewidmet hatten, und so kam es oft zu weitläufigen Debatten, wobei er, empfindlich und reizbar, wie er war, sehr heftig werden konnte. Einen gefährlichen Gegner

hatte er an einem Bildhauer, dem man den Beinamen „Wasserspeier" gegeben hatte, weil er in immer neuen und wechselvollen Hervorbringungen solch fratzenhafter Gebilde unerschöpflich war. Sein Talent neigte überhaupt zur Karikatur, daher die Porträtbüsten, mit denen er sich zur Geltung bringen wollte, in ihrem übertriebenen Realismus mehr abstießen als anzogen. Er erhielt keine Aufträge und war gezwungen, um nur sein Leben zu fristen, sich beim Bau der Votivkirche zu verdingen, an deren Ornamentik er vom frühen Morgen bis zum späten Abend mitarbeitete. Möglich, daß er den Hellenen um seine materiellen Erfolge beneidete; aber die beiden waren eben die entschiedensten Gegensätze. Schon im Äußeren. Während der eine, hoch und schlank gewachsen, immer nach der Mode gekleidet war, ging der andere, klein, gedrungen und kurzhalsig, in einer abgeschabten Samtbluse einher, auf deren Kragen das straffe, weißblonde Haar lang hinabfiel. Oft erschien er auch gleich im Arbeitskittel und brachte den Hellenen, der immer nur feine Zigarren rauchte, schon dadurch in Verzweiflung, daß er ihm den Qualm ordinären Knasters aus einer kurzen Holzpfeife unter die Nase blies. Aber der Zwiespalt lag tiefer. Der eine war eine pathetische, der andere eine zynische Natur, deren schlagfertiger Witz bei entbranntem Meinungsstreite stets die Lacher auf der Seite hatte.

Inzwischen aber hatte sich außerhalb des kleinen Kreises im Laufe der Zeit ein bedeutsamer Wandel vollzogen. Das „Künstlerhaus" war fertig geworden — und damit war auch eine neue Ära in der Wiener Kunstwelt angebrochen. Schon bei den ersten Ausstellungen tauchte ganz plötzlich eine glänzende Erscheinung auf: Hans Makart. Seine „Modernen Amoretten" und bald darauf „Die Pest in Florenz" erregten sensationelles Aufsehen und riefen die sich widerstreitendsten Urteile hervor. Natürlich am meisten bei den Künstlern. Während die alten und älteren entrüstet oder bedenklich die Köpfe schüttelten, waren die jungen und jüngsten in begeisterter Anerkennung Feuer und

Flamme. Daß der Hellene zu den heftigsten Tadlern gehören würde, war vorauszusehen, und er verabsäumte nicht, bei erster Gelegenheit sein Mißfallen vor der versammelten Tischgesellschaft in den stärksten Ausdrücken kundzugeben. „Das ist gemalte Unzucht!" schrie er.

„Immer noch besser, als gemalte Langeweile!" schrie ihm der Wasserspeier entgegen.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der andere, indem er ihn herausfordernd ansah.

„Daß Sie jetzt mit Ihren altbackenen Griechen einpacken können. Makart wird Epoche machen und den Leuten ganz andere Wandbilder malen als Sie."

„Ja, in Bordellen! Dorthin gehören seine Bilder. Aber auch davon abgesehen sind sie künstlerisch ganz schlecht. Der Mann kann nicht zeichnen. Er drängt seine Figuren in einen Raum zusammen, darin sie nicht Platz finden. Sie haben keinen Boden unter den Füßen. Daher quirlet auch alles molluskenhaft durcheinander. Es ist keine Perspektive darin."

„Aber die Farben!" wendete man von allen Seiten ein. „Welch reizvolle Abtönung! Welch zauberhafte Leuchtkraft!"

„Ach was, Farben!" rief der Hellene. „Farben allein geben kein Gemälde, höchstens Farbenflecke. Man brauchte ja sonst nur ganz einfach die Palette gegen die Leinwand zu werfen."

„Schade, daß Sie das nicht tun!" höhnte der Wasserspeier. „Da würde doch etwas Saft in Ihre dürren Götter und Helden kommen."

Der Hellene bebte vor Wut. „Reden Sie nicht! Was verstehen S i e von Malerei! Sie sind nichts weiter als ein Steinmetz!"

„Und S i e nichts anderes als der höhere Schildermaler!"

Der Hellene erhob sich mit halbem Leibe. Er war bis in die Lippen hinein bleich geworden, und einen Augenblick schien es, als wollte er sich an dem kurzhalsigen Gegner vergreifen. Aber er faßte sich, stand auf und langte nach Oberrock und Zylinder.

Fast alle Anwesenden erhoben sich, um ihn mit begütigenden Worten zurückzuhalten. Er aber widerstand. „Meine Herren," sagte er stolz, „Sie begreifen, daß ich nicht länger in Ihrer Mitte verweilen kann. Nicht etwa wegen jenes Menschen dort. Er ist nicht imstande, mich zu beleidigen; ich würde ihn von heute ab vollständig als Luft behandeln. Aber ich habe erkannt, daß meine künstlerischen Anschauungen den Ihrigen vollständig entgegengesetzt sind — und somit bin ich auch hier überflüssig." Sprach's und ging. Draußen in der allgemeinen Gaststube rief er nach dem Kellner, um seine Zeche zu bezahlen.

Mit sehr gemischten Empfindungen setzte man sich wieder. Was da vorgefallen, tat eigentlich keinem so recht leid. Dennoch mißbilligte man die rücksichtslosen Äußerungen des Bildhauers und machte ihm Vorwürfe, daß er so weit gegangen war.

„Ach was!" rief dieser, mit starken Schlägen seine Pfeife ausklopfend, „dem eingebildeten Narren mußte einmal die Wahrheit gesagt werden!"

Der Hellene erschien also nicht wieder in der Gesellschaft, die sich übrigens allmählich auflöste. Denn mit dem neuen Künstlerhause waren größere und bedeutendere Vereinigungen ins Leben gerufen worden, welchen beizutreten, im Interesse der Einzelnen lag. So fand man sich immer seltener in dem engen, verräucherten Lokal zusammen, das schließlich selbst zu den gewesenen gehörte, da das alte, baufällige Haus, in dem es sich seit einer langen Reihe von Jahren befunden hatte, niedergerissen wurde.

II.

Die Vorhersagung des Wasserspeiers war eingetroffen: Makart hatte Epoche gemacht. Der mächtige Einfluß seiner Kunst erstreckte sich nach allen Richtungen hin. Die Pracht der Renaissance leuchtete durch ihn wieder blendend auf in Neubauten, Interieurs und in der Tracht der Frauen. Überall

wurde man an den tonangebenden Geschmack des Meisters erinnert, dessen Atelier, dessen verschwenderisch ausgestattete Wohnräume der Sammelplatz der vornehmsten Welt geworden waren. Und neben Makart tauchten in Österreich andere bedeutende Künstler auf: die Maler Gabriel Max, Defregger, Leopold Müller, Rudolf Huber, Passini und der Bildhauer Tilgner. Alles früher Dagewesene trat zurück oder kam mehr und minder in Vergessenheit. Nicht zum wenigsten der Hellene, dessen Bilder immer seltener zu erblicken waren, bis sie endlich sogar von den dürftigen Ausstellungen im alten Schönbrunnerhause verschwanden.

Ihn selbst hatte ich nicht mehr zu Gesicht bekommen. Ich lebte zu jener Zeit des Glanzes und Farbenrausches, der sich auch in der Literatur geltend machte, still und unbeachtet in Döbling, Erscheinungen und Mächte des Lebens, die außerhalb der allgemeinen Strömung lagen, in dichterischen Gebilden festhaltend. Nunmehr aber wurde ich durch allerlei Umstände bestimmt, Wien für längere Zeit, vielleicht für immer zu verlassen. So führten mich Angelegenheiten, die geordnet, Besuche, die abgestattet werden mußten, öfter als sonst nach der Stadt.

Eines Tages hatte ich mich aufgemacht, um Verwandten Lebewohl zu sagen, die am Rennweg in einem ehemaligen Herrschaftshause wohnten, das schon längst nur mehr Mietparteien beherbergte. Ein nicht ungeräumiger Garten befand sich dabei, der sich in seiner Verwilderung ganz malerisch ausnahm. Auch dort hausten Leute in einem niederen Erdgeschoß, woselbst sich einst gräfliche Dienerschaft befunden haben mochte.

Als mein Besuch abgetan war, stieß ich in der Einfahrt mit einem Herrn zusammen, der sich eben in das Haus begeben wollte. Wir blickten einander zweifelhaft an, eh' die gegenseitige Erkennung vor sich ging. Es war der Hellene. Er sah gealtert aus, und seine Kleidung, wenn auch noch immer sehr sorgfältig gehalten, erschien etwas abgetragen und fadenscheinig. Er zeigte sich bei der Begrüßung nicht sonderlich

erfreut. „Wir haben uns lange nicht gesehen", sagte er mit säuerlicher Miene.

„Ja, es ist eine Zeit her", erwiderte ich. „Wie geht es Ihnen?"

„O ganz vortrefflich. Ich male fleißig, wenn ich auch nicht mehr ausstelle. Man hat mir einmal ein Bild zurückgewiesen, und ich bin nicht der Mann, der ein zweites Mal kommt. Hab' es auch Gott sei Dank nicht notwendig. Es gibt noch immer Leute, die meine Bilder kaufen, ohne daß sie früher im Künstlerhause zu sehen waren. Wollen Sie einen Augenblick in mein Atelier treten?"

„In Ihr Atelier?"

„Ich habe hier die Gartenwohnung gemietet und das angrenzende Treibhaus, das seit Jahren unbenützt gestanden, zum Atelier herrichten lassen. Vielleicht interessiert es Sie, meine neuesten Arbeiten kennen zu lernen."

„Gewiß", sagte ich, obgleich mich die Einladung nicht sonderlich verlockte.

„Nun, dann kommen Sie!" Er schritt mir über den Hof voran und öffnete die Gittertür des Gartens. Es war gerade die erste Frühlingszeit. Der vernachlässigte Rasen schimmerte in frischem Grün und aus den schwellenden Knospen der Sträucher drängten sich zarte Blättchen. Ein alter knorriger Birnbaum stand über und über in weißen Blüten. Das kleine Wohngebäude nahm sich mit seinen grauen, von der Feuchtigkeit beschlagenen Außenwänden in der hellen Lenzpracht recht düster aus. Wir gingen daran vorbei und traten in das Atelier, dessen Tür er aufschloß. Die südliche Glaswand war mit dickem Papier verklebt, nach Norden hin war ein hohes und breites Fenster ausgebrochen worden. In dem nicht allzu großen Raume standen in der Nähe eines Blechöfchens zwei Staffeleien, eine größere und einer kleinere, mit angefangenen Bildern. Einige fertige Gemälde hingen und lehnten an den Wänden.

Er wies darauf hin. „Hier haben Sie meine Arbeiten aus jüngster Zeit."

Ich betrachtete sie. Der Hellene war seiner Richtung treu geblieben. Aber es fiel mir auf, daß er das Nackte jetzt weit mehr hervortreten ließ und Vorwürfe wählte, die nach der erotischen Seite hin lagen. Ich sah ein Urteil des Paris, eine Leda und eine Psyche, die den schlafenden Eros mit der Lampe beleuchtet. Aber gerade hierin zeigte sich auch weit mehr als früher die Reizlosigkeit seiner Darstellung. Alles Menschlichkörperliche erschien hart und kreidig, das Beiwerk dumpf und unbestimmt in der Farbe.

„Nun, was sagen Sie?" fragte er nach einer Weile.

Was konnt' ich anderes, als mich lobend äußern?

„Nicht wahr?" rief er aus, „das sind ganz andere Gestalten als die hohlen Makartschen Farbenschemen! Und ganz ohne Modelle gemacht! Ich bin eben kein Abmaler, sondern ein Maler. Mag jener Herr im Gußhause immerhin pikante Frauen aus der Wiener Gesellschaft in sein Atelier laden, um sie auf unsinnigen Kompositionen — wie jener Einzug Karls des Fünften — in ganz unmöglichen Körperverrenkungen anzubringen; ich trage meine Bilder in mir. Übrigens wird sein Ruhm sich bald verdunkelt haben, wie die Farben auf seinen ersten Bildern, die sich heute schon wie verkohlt ausnehmen. Das habe ich erst kürzlich gesehen, als ich einen einstigen Gönner besuchte, der mir untreu geworden war und sich sein Arbeitszimmer von Makart mit Plafond- und einem Seitengemälde hat versehen lassen. Scheußlich, sage ich Ihnen! Alles nachgedunkelt; kaum daß man noch gelb und rot darauf erkennt. Und die Figuren leblos, die Bäuche wie mit Stroh ausgestopft. Meine Bilder werden noch in hundert Jahren so aussehen wie jetzt, denn ich schwindle nicht mit künstlich zubereiteten Farben. Und dann werden auch meine Arbeiten mit Gold aufgewogen werden. Sehen Sie nur dort an der Staffelei meine letzte: eine Nausikaa!"

Ich wandte mich nach dem Bilde, das im ganzen erst untermalt war. Nur die Figur der phäakischen Königstochter trat

schon ziemlich ausgeführt hervor. Und nun war ich aufs höchste überrascht: eine so liebliche Schöpfung hatte ich dem Hellenen nicht zugetraut. Besonders schön war das Antlitz der jugendlichen Gestalt, die sich am Meeresstrand höchst anmutig von denen der sie umgebenden Mägde abhob.

Er stand mit leuchtenden Augen in Erwartung da.

„Das wird sehr schön", sagte ich.

„Nicht wahr? Da durft' ich mich einmal an die Natur halten. Diese Nausikaa ist eigentlich ein Porträt. Nicht etwa, daß man mir dazu gestanden oder gesessen hätte, keineswegs. Aber ich habe das Original seit einem Jahre täglich vor Augen, und so brauchte ich eigentlich gar nicht darauf hinzusehen und konnte die Figur aus meinem Innern herausmalen."

„Und wer ist denn das Original?" erlaubte ich mir zu fragen.

„Meine Schülerin. Die Tochter einer armen Frau, der Witwe eines Försters, die im Vorderhause eine kleine Wohnung inne hat. Die Mutter brachte mir eines Tages zeichnerische Versuche des noch halben Kindes. Ich fand Talent in den Umrissen und begann Unterricht zu geben. Ich hatte mich nicht getäuscht. Das junge Geschöpf machte erstaunliche Fortschritte — und jetzt kopiert es schon Bilder von mir. Ganz vortrefflich, wie Sie sehen." Er wies nach dem Gemälde an der kleineren Staffelei. Es stellte irgend einen trojanischen Helden vor und war frischer und lebendiger gemalt als das Original, das dicht dabei an einen Stuhl gelehnt stand. Die Kopie war entschieden vorzuziehen.

„Wirklich sehr gut", sagte ich.

„Ja, die beschreitet meine Bahnen! Und sobald ich wieder zu voller Geltung gelange, wird sie auch meine Erfolge teilen."

In diesem Augenblick wurde flüchtig an die Tür geklopft, und herein trat ein ganz junges Mädchen in einem abgenützten hellgrauen Kleide, ein weißes gehäkeltes Tuch leicht um die zarten Schultern geschlagen. Bei meinem Anblick prallte sie hocherrötend zurück.

„Nur herein, liebe Steffi," rief der Hellene, „nur herein! Es ist ein alter Bekannter von mir. Er hat soeben Ihre Kopie bewundert."

Sie näherte sich, noch immer sehr befangen, die großen hellen Augen unter dunklen Wimpern und Brauen halb zu Boden gesenkt. Wir wurden einander vorgestellt. „Fräulein Stephanie —" den Zunamen überhörte ich.

Sie machte einen reizend linkischen Knix. „Ich wollte malen kommen", sagte sie mit leiser, aber doch klangvoller Stimme.

„Ja, Sie sind immer fleißig", sagte der Hellene, indem er mit der Rechten sanft über ihr dichtes matt-blondes Haar strich, das rückwärts in zwei langen Zöpfen hinabhing. „Aber Ihr Fleiß wird sich auch lohnen."

„Ich will nicht stören", sagte ich und machte mich zum Gehen bereit. „Auch meine Zeit ist gemessen."

„Nun, dann leben Sie wohl! Und kommen Sie bald wieder. Vielleicht finden Sie meine Nausikaa schon vollendet."

„Ich dürfte wohl kaum mehr erscheinen können," erwiderte ich, „denn ich verreise."

„So. Wohin denn?"

„Es ist eigentlich keine Reise. Ich ziehe mich aufs Land zurück."

„Ihr Dichter habt es gut", sagte der Hellene nachdenklich. „Euch frommt die ländliche Einsamkeit. Ich habe Wien eigentlich auch satt, aber wir Maler brauchen nun einmal die Städte." Er reichte mir die Hand; das Mädchen knixte wieder ganz lieblich.

Als ich auf den Rennweg hinaus trat, klingelte eben ein Tramwagen heran. Ich stieg ein, und während der Fahrt meinen Gedanken nachhängend, kam ich zur Überzeugung, daß der zwar nicht alte, aber doch alternde Meister die junge Schülerin liebe.

III.

Eine lange Zeit war verstrichen. In der Kunst und in der Literatur hatten sich inzwischen die verschiedenartigsten Wandlungen vollzogen. Manch glänzender Stern war verblichen oder erloschen. Auch der Makarts. Er selbst war nicht lange nach meinem Zusammentreffen mit dem Hellenen gestorben; der Wiener Festzug im Jahre 1879, dessen Gruppen und Kostüme er entworfen, war sein Triumph gewesen. Und seltsam: so überwältigend der Einfluß seiner Kunst während seines Lebens sich erwiesen — er hörte auf, sobald ihm der Pinsel entsunken war. Denn schon war aus Frankreich die Freilichtmalerei herübergekommen; ihr folgte der Verismus, der Impressionismus und wie all die Richtungen hießen, die sich nun mit kaum mehr übersehbaren Gruppen von neuen Künstlern geltend machten. Und nebenher begannen Böcklins lang unbekannt gebliebene Schöpfungen aufzuleuchten. Die Erwartung des Hellenen aber, daß man auf seine Bilder zurückgreifen werde, hatte sich nicht erfüllt: er war und blieb verschollen — für mich wenigstens, der noch immer fern von Wien lebte.

Endlich war ich dorthin zurückgekehrt. Bei einem Gange auf die Wieden, den ich eines Nachmittags unternahm, kam mir in der Nähe des alten Schikanedersteges ein kleiner, gedrungener Mann entgegen, in dem ich beim ersten Anblick den Wasserspeier erkannte. Er sah noch ganz so aus wie früher, es war als trüge er noch denselben abgegriffenen Schlapphut, dieselbe spiegelnde Samtjacke; nur sein straffes Haar hatte sich bis zu völligem Weiß entfärbt. Er achtete nicht auf mich und wollte an mir vorüberhasten. Ich hielt ihn an. Er betrachtete mich forschend. „Was!" rief er endlich aus, „Sie leben auch noch?"

„Wie Sie sehen."

„Und was machen Sie?"

„Nichts", erwiderte ich gewohnheitsmäßig. „Und Sie?"

„Ich? Ich steinmetze", versetzte er mit seinem alten gif-

tigen Zynismus. Freilich nicht mehr an der Votivkirche, sondern wo man mich gerade brauchen kann. Als Künstler bin ich von Tilgner in den Grund gebohrt worden. Er hat getroffen, worauf ich zielte. So geht's, wenn man mit einer Sache zu früh kommt. Und so hat auch der Hellene mir gegenüber recht behalten. Sie erinnern sich doch noch seiner?"

„Gewiß."

„Aber auch ich habe recht behalten. Denn er ist der höhere Schilderermaler geblieben bis an sein Ende."

„Ist er gestorben?"

„Ja, vor zwei Jahren. Die Zeitungen haben ihm nicht einmal einen kurzen Nekrolog angedeihen lassen, so sehr war er in Vergessenheit geraten. Er hat einen recht üblen Ausgang genommen."

„Wieso?"

„Nun sehen Sie. Er hatte immer auf den Niedergang Makarts gewartet, der sollte ihn emporbringen, meinte er. So sagte man mir wenigstens, denn ich verkehrte ja nicht mehr mit ihm. Nun war Makart wirklich tot, er aber wurde dadurch nicht lebendig. Einmal aber schien ihm doch ein Glücksstern leuchten zu wollen. Er hatte ausnahmsweise ein sehr hübsches Bild gemalt, eine Nausikaa oder so was, — ich selbst hab' es mir nicht angesehen. Es wurde im Künstlerhause ausgestellt und gleich von der Wand weg zu einem hohen Preise gekauft, so daß der Hellene schon im siebenten Himmel schwebte. Aber gerade dieses Bild wurde sein Unglück. Denn er hatte dazu seine Schülerin, die er heiraten wollte, als Modell benützt, für das man sich jetzt um so mehr zu interessieren begann, als der Meister die reizende Anfängerin in Künstlerkreisen zu poussieren trachtete. Und da hatte sie ihm auch im Handumdrehen eine junger Freilichtler weggeschnappt. Die schöne Helena war mit dem neuen Paris nach München durchgegangen, wo sie die Klassizität des Meisters aufgegeben und sich aufs Tierfach geworfen hat. Sie soll jetzt ganz vortrefflich Hunde und Katzen malen

Der alte Menelaos aber raufte sich das Haar. Dazu kam noch, daß die Bilder, die er später pinselte, wie seine früheren waren, und so wurden sie wieder ohne Schonung zurückgewiesen. Was wollen Sie? Die Kunsttrödler mußten herhalten, und nach und nach stellten sich auch körperliche Gebrechen ein, die ihm das Arbeiten erschwerten. Schließlich versagten die Augen. Er kam in Gefahr, zu verhungern. Ein plötzlicher Herzschlag hat ihn vor diesem Schicksal bewahrt."

„Das ist sehr traurig", sagte ich.

„Ja, sehr traurig", wiederholte der Wasserspeier. Aber es klang etwas wie Schadenfreude hindurch. „Übrigens", fuhr er fort, „hat es ja eigentlich keiner von allen denen, die sich einst im „Goldenen Sieb" versammelten, zu etwas Rechtem gebracht. Ein paar sind schon jung gestorben, wie der vielversprechende Schlachtenmaler, der schöne Maly. Und von den anderen hat sich höchstens der Schindler, der jetzt auch schon tot ist, mit seinen Landschaften durchgesetzt. Freilich hat's lang genug gedauert, und kaum eingetreten, waren seine Erfolge auch schon vorüber. Die Herren Sezessionisten sind über ihn hinweggeschritten. Bin neugierig, was nach *denen* kommen wird. Wir können noch vieles erleben. Denn heutzutage gibt es keine Übergänge mehr, sondern nur Übersprünge. Schließlich kommt man zur Erkenntnis, daß alles Modesache ist. Ich sage Ihnen: die ganze Kunst ist nicht einen Pfifferling wert!"

Damit schritt er, flüchtig an seinen Schlapphut greifend, von dannen.

Dissonanzen.

Vorwort des Herausgebers.

Die Handschrift ist „Blansko, 16. Mai 1900" datiert. Sie liegt mit ihren älteren, später ausgestrichenen Lesarten dem ersten Druck in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" (22. September 1900, Nr. 312), mit den späteren Änderungen dem Abdruck in der ersten Auflage der Camera obscura (1901, Seite 183—210) zugrunde. In beiden Drucken aber sind, wohl erst bei der Korrektur, neue Änderungen vorgenommen worden, in denen der zweite mit dem ersten mitunter übereinstimmt, mitunter aber auch nicht. Die zweite Auflage der Camera obscura (1904, S. 239—262) stimmt mit der ersten bis auf einen Druckfehler wörtlich überein. Auch hier hat der Dichter die Dialognovelle an das Ende der vermehrten Sammlung gestellt; es ist die einzige Abweichung von der chronologischen Anordnung, die er sich bei den Novellen gestattet hat.

Es war großer Jagdtag gewesen. Eine Anzahl von Gästen, die nach dem späten Diner ihre benachbarten Wohnsitze noch zu erreichen vermochten, fuhr in leichten Wagen durch das Portal in die dunkle, frostige Herbstnacht hinein. Desto behaglicher fühlten sich die Zurückbleibenden in dem durchwärmten, hell erleuchteten Rauchzimmer, das an die gewölbte Speisehalle stieß. Dort saßen sie nun weit zurückgelehnt mit gekreuzten Beinen, die langen Spitzen der funkelnden Lackschuhe vor sich hinstreckend, plauderten, lachten, schlürften Kognak oder Chartreuse, bis sie sich endlich anschickten, mit dem Schloßherrn ein kleines Baccarat zu machen. Auch eine schöne junge Gräfin, Schwester des Fürsten, die sich in ihrer blaßgelben Crêpe-de-Chine-Toilette zwischen den schwarzen Smokinganzügen der Herren gleich einer Teerose ausnahm, beteiligte sich an dem Spiel. Sie hatte schon die Jagd mitgemacht und langte jetzt, eine große Zigarre zwischen den Lippen, mit ihren nervigen, prachtvoll beringten Sportshänden nach den Kartenblättern, die ihr zugezählt wurden.

Während sich nun hier unten die Aufregungen des Spiels immer lauter äußerten und stets neue Havannas aus den Stanniolhüllen gelöst wurden, so daß des angehäuften Rauches wegen ein Fensterflügel geöffnet werden mußte, war oben im Salon ein kleinerer, stillerer Kreis um die Fürstin-Mutter versammelt. Diese, eine stattliche Dame mit leicht ergrauten Haaren, saß in einem tiefen, äußerst bequemen Fauteuil und bewegte mit den feinen, schimmernden Fingern zwei Stricknadeln aus Elfenbein, mit

denen sie, einen Knäuel Wolle vor sich, für arme Dorfkinder Jäckchen und Röckchen anfertigte. Dieser ruhigen, mechanischen Arbeit pflegte Fürstin Therese einen vorwiegend großen Teil ihrer Zeit zu widmen, während ihr beständig reger Geist nach allen Richtungen hin seine Fühler ausstreckte. Sie selbst nahm nur selten ein Buch zur Hand, was durch eine gewisse Schwäche ihrer Augen bedingt sein mochte. Aber vier Personen waren abwechselnd beschäftigt, ihr viele Stunden des Tages und der Nacht vorzulesen, so daß ihr keine nur irgend nennenswerte literarische Erscheinung fremd blieb. Russen und Deutsche liebte sie sehr; Franzosen, Engländer und Skandinavier standen in zweiter Linie, wenn sie auch diese keineswegs geringer schätzte, wie denn die Objektivität ihres Urteiles in den meisten Dingen Erstaunen erregen konnte. Auch wissenschaftliche Werke wurden zur Lektüre herangezogen, man war aber begreiflicherweise nicht imstande, sie erschöpfend durchzunehmen. Daher strebte die Fürstin auf solchen Gebieten nach Belehrung durch mündliche Unterhaltung, indem sie Gelehrte, Künstler und Schriftsteller in ihre kleinen Zirkel lud, wo die meisten sehr bald heimisch wurden, da sie fühlten, daß man ihnen hier wirkliches geistiges Interesse entgegenbrachte.

Diesmal befand sich im Schlosse ein junger Doktor zu Gast, der in Wien als Privatgelehrter lebte. Eigentlich Polyhistor, hatte er sich seit einiger Zeit ganz auf die Sozialpolitik geworfen und durch eine Reihe publizistischer Artikel ungemeines Aufsehen erregt. Er wurde daher viel in Gesellschaft gezogen, selbst in die hervorragendsten Kreise, denn er besaß auch sehr angenehme weltmännische Eigenschaften. Er war ein ganz vortrefflicher Reiter und Tänzer und zeichnete sich besonders als kühner Radfahrer aus. Als die Fürstin, die mit ihm im Laufe des Winters an einem dritten Orte zusammengetroffen war, erfahren hatte, daß er in einer benachbarten Stadt Vorlesungen halte, schrieb sie ihm dort hin und bat ihn, auf der Rückreise das Schloß zu besuchen. Er hatte die Einladung verbindlichst

angenommen, hatte sich gleich bei seinem Eintreffen den Jägern angeschlossen und saß nun in tadellosem Frack und weißer Halsbinde zur Rechten der Fürstin, die sich mit ihm über die soziale Frage unterhielt. Seine schmalen Lippen umspielte dabei ein halb dienstfertiges, halb ironisches Lächeln, während seine runden stahlblauen Augen in einem kalten Feuer glänzten. Sonst aber blieb sein Gesicht unbeweglich, wie die auffallend kahle Schädeldecke, die sich, nach oben etwas zugespitzt, wie ein halbes Straußenei ausnahm. Der Fürstin zugewendet, schien der berühmte Doktor bei seinen Auseinandersetzungen die übrigen Anwesenden gar nicht in Betracht zu ziehen.

Unter diesen befand sich auch ein Schwager der Fürstin, Graf Erwin. Als zweiter Bruder ihres verstorbenen Gemahls hatte er niemals ein beträchtliches Vermögen besessen und auch dieses in seiner bewegten jungen und jüngeren Zeit nahezu aufgebraucht. Geistig begabt und im Theresianum erzogen, war er zum höheren Staatsdienste bestimmt gewesen. Aber er zog es vor, in die Armee zu treten. Als Rittmeister bekam er es satt und ließ sich der Gesandtschaft in Madrid attachieren, wo er bald Legationsrat wurde. Dennoch schien er es auch dort nicht nach seinem Geschmack gefunden zu haben. Denn als die Errichtung des mexikanischen Thrones im Zuge war, trat er als Major in die Dienste des unglücklichen Kaisers Max. Nachdem die Tragödie mit der Katastrophe von Queretaro ihren Ausgang genommen hatte, kehrte er, angegriffen vom tropischen Klima, als müder Mann nach Europa zurück, um fortan in vollständiger Zurückgezogenheit auf dem Familienstammgut zu leben. Er bewohnte, etwas abseits vom Schlosse, einen in Rokokostil erbauten Pavillon, der nunmehr mit dem ausgedehnten Park und der nächsten landschaftlichen Umgebung seine Welt geworden war. Bis auf die feinen Zigarren, die er rauchte, war er vollständig bedürfnislos und ließ sich, wenn er allein mit seinem Diener hier hauste, oder auch sonst, wenn es ihm gerade in den Sinn kam, von einer Gärtnersfrau ein sehr schlichtes

Mahl bereiten. Auch dem Schneider gab er äußerst wenig zu verdienen und behalf sich mit seiner verjährten Garderobe, wobei er jedoch immer aufs geschmackvollste gekleidet war und selbst in fadenscheinigen Röcken höchst vornehm aussah. Alle noblen Passionen hatte er längst aufgegeben, selbst die Jagd; nur an mehrstündigen Morgenritten auf einem alten, aber noch immer schönen und feurigen Lipizaner Schimmel hielt er fest. Langeweile kannte er nicht. Wollte sie ihn hin und wieder doch anwandeln, so griff er nach einem seiner Bücher, deren er allerdings nicht allzu viele besaß. Es waren nur Werke von älteren Autoren in eigentümlicher Auswahl. An der Spitze die französischen Enthymematiker: Montaigne, Chamfort, Larochefoucauld. Dann Voltaires Candide und Rousseaus Bekenntnisse. Englisches fand sich vor von Fielding, Smollet, Swift und Sterne. Deutsches: Brandts Narrenschiff, Lichtenbergs aphoristische Schriften, Thümmels Reisen im mittäglichen Frankreich — und Goethes Werther. Das war, einschließlich des Don Quixote, der Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen und einiger wissenschaftlicher Kompendien so ziemlich alles. Diese Prosaschriften — Verse konnte er nicht ausstehen — las er wieder und wieder, obgleich er sie bereits auswendig wußte. Daran, sagte er, war ihr unvergänglicher Wert zu erkennen. Er stand daher auch in stetem Widerspruch mit der Fürstin, die immer nur Neues las und in ihn drang, dies oder jenes kennen zu lernen. Aber er wies ihr Ansinnen hartnäckig zurück. Manchmal wenn, er sich unbeachtet glaubte, nahm er eines der empfohlenen Bücher zur Hand und blätterte darin. Ertappte man ihn dabei, so legte er es sofort weg und tat nach den paar Seiten, die er gelesen haben mochte, einen oft merkwürdig richtigen Ausspruch über das Ganze. Die Wände des Zimmers, in dem er sich tagsüber aufhielt, waren fast durchgehends mit eingerahmten Kupferstichen Hogarths bedeckt, den er neben Ruysdael für den größten Maler erklärte, den es je gegeben. Dazwischen hingen einige stimmungsvolle Landschaften ohne jede Staffage; über dem Schreibtisch aber

war, nicht gerade von Meisterhand gemalt, das Bildnis einer spanischen Dame zu erblicken, die er in Madrid geliebt hatte. Wie man vermuten konnte, nicht glücklich. Dennoch trieb er mit dem Porträt eine Art Idolatrie, was ihn jedoch keineswegs abhielt, irgend einer Dorfschönen nachzustellen, an der er Gefallen fand. Den Damen seiner Kreise gegenüber betrachtete er sich schon längst als außerhalb jeder Bewerbung stehend, obgleich er auch jetzt mit seiner schlanken, geschmeidigen Gestalt nicht alt aussah. Sein leicht gelocktes Haupthaar war noch immer dicht und braun; nur in dem feinen, zugespitzten Vollbart zeigten sich Silberfäden. So unterschied er sich sehr augenfällig von dem jungen Doktor, dessen Kahlkopf er unausgesetzt mit eingeklemmtem Monokel betrachtete, während er dem Vortrag mit zerstreuter Überlegenheit folgte.

Desto andächtiger aber lauschte der Hofmeister des noch im Knabenalter stehenden jüngsten Sohnes der Fürstin. Verkündete doch der Redner das Evangelium, zu dem er sich, wie jetzt die meisten jungen Leute in ähnlichen Stellungen, selbst bekannte, wenn ihn auch die Verhältnisse zwangen, der Macht des Besitzes untertänig zu sein. Er hatte noch keine eigentliche Berufswahl getroffen, versuchte sich in allerlei Wissenschaften und war ein begeisterter Bewunderer Bismarcks, Richard Wagners und Nietzsches. Hierin traf er mit dem jungen Fräulein zusammen, das ihm gegenübersaß und eine Art Sekretärin der Fürstin war. In ihrer körperlichen Entwicklung etwas zurückgeblieben, hatte sie ein feines, längliches Gesichtchen und große schwärmerische Augen, die zaghaft und schüchtern in die Welt blickten. In ihrem zarten Busen jedoch trug sie eine feuerige Hingabe an die Ziele der modernen Frauenbewegung, an der sie leider nur aus der Ferne teilnehmen konnte. Aber ihre Begeisterung dafür kam bei jeder Gelegenheit zum Durchbruch, daher sie auch beständig mit einer alternden Französin in Konflikt geriet, die früher Gouvernante und jetzt Vorleserin war. Denn diese hielt mit aller Heftigkeit ihres Temperaments

an dem überwundenen Begriff der „Weiblichkeit“ fest, für die sie sich ebenfalls bei jedem Anlaß ins Zeug legte. Sie war überhaupt sehr reizbar und geriet in helle Wut, wenn man sie — was gerade deshalb scherzweise oft geschah — eine Deutsche nannte. Sie stammte aus einem kleinen Städtchen in jenem Teile Lothringens, den man den Reichslanden einverleibt hatte, infolgedessen auch ihr Preußenhaß ein grenzenloser war. In dieser Hinsicht hatte sie einen stillen Bundesgenossen an dem bejahrten Hausarzte, der als eingefleischter Altösterreicher dem deutschen Reiche keine Sympathien entgegenbrachte. Aber er hatte die Gewohnheit angenommen, über alles zu schweigen, was nicht mit seinem Amte zusammenhing, und so ließ er sich ebensowenig darüber aus, wie über die moderne Medizin, auf die er mit mißtrauischer Geringschätzung hinabsah, obgleich er in seinem weitläufigen Zimmer die neuesten chirurgischen Instrumente und medizinischen Schriften aufgestapelt hatte. Im Schlosse war er bis zum letzten Diener als hygienischer Tyrann gefürchtet.

So flossen denn in diesem Salon mit seinen steifen Ahnenbildern und verblaßten Gobelins beständig die verschiedenartigsten Gehirnätherschwingungen zu einer eigentümlichen geistigen Atmosphäre zusammen, die etwas von Gewitterluft an sich hatte, wenn auch die taktvolle Objektivität der Fürstin Entladungen in der Regel zu verhüten wußte.

Der Sozialpolitiker hatte eben jetzt eine längere Auseinandersetzung mit einem glänzenden Schlagwort geschlossen, und es wurde still. In diesem Augenblick traten auch zwei Diener, die schon vor der Tür gewartet hatten, mit Teebrettern ein und begannen zu servieren. Die Fürstin nahm eine Tasse, was ihr einen vorwurfsvollen Blick des Hausarztes zuzog, der ihr in letzter Zeit den abendlichen Teegenuß untersagt hatte. Der berühmte Gast folgte ihrem Beispiele, und auch der Graf ergriff eine Tasse, in die er noch ein Löffelchen Rum goß. Der Hofmeister langte nach einem Glase Bier, das Fräulein streckte die schmäch-

tigen Finger nach einem belegten Brötchen, die Französin wählte einige kleine Näschereien aus, während der Arzt seine stoische Enthaltsamkeit durch eine abweisende Handbewegung kundgab.

Als sich die Diener entfernt hatten, sagte die Fürstin: „Ich habe Ihnen noch vielmals zu danken, Herr Doktor. Ihre lichtvollen Belehrungen haben mir wirklich ganz neue Einblicke erschlossen — wenn mir auch, ich gestehe das offen, noch so manches nicht ganz faßlich erscheint."

„Das ist kein Wunder, liebe Resa", warf Graf Erwin etwas ungalant ein. „Auf die sozialistische Doktrin läßt sich der Ausspruch anwenden, den Lichtenberg über die Kantsche Philosophie getan: daß man sie in gewissen Jahren eben so wenig zu lernen vermöge wie das Seiltanzen."

Der Doktor sah ihn überrascht und mit einiger Aufmerksamkeit an. Es wunderte ihn offenbar, dieses Zitat aus dem Munde des Grafen zu vernehmen. „Nun allerdings," sagte er, „ist es ein Thema, an das man nicht früh genug herantreten kann. Denn später macht sich doch immer ein geheimer, kaum mehr zu überwindender Widerstand geltend."

„Bei mir gewiß nicht, Herr Doktor", versetzte die Fürstin. „Ich kann Sie versichern, daß ich dem Gegenstande immer das wärmste, aufrichtigste Interesse entgegengebracht habe. Wir besitzen ja ausgedehnte Industrien, die uns alle diese Fragen seit jeher nahe gebracht. Und meinem verstorbenen Gatten war es ein Herzensbedürfnis, das Los seiner Arbeiter zu verbessern. Es ist vieles veranstaltet und geschaffen worden, das für die Leute als wirkliche Errungenschaft bezeichnet werden kann. Dem einzelnen sind natürlich durch die allgemeinen Verhältnisse Schranken gesetzt. Und in dieser Hinsicht habe ich mich stets wundern müssen, daß der Staat, der doch die Notwendigkeit von Reformen zugibt, nicht ein eigenes Ministerium kreiert —"

„Dafür müßten wir uns bedanken", unterbrach sie der

Doktor hastig. „Das liefe auf bureaukratische Bevormundung hinaus. Nein, Durchlaucht! Wir werden unsere Forderungen schon selbst durchsetzen."

„Aber verzeihen Sie," fuhr die Fürstin ziemlich hartnäckig fort, „gerade einige dieser Forderungen sind mir unverständlich geblieben. Zum Beispiel die sechsstündige Arbeitszeit. Ich bitte Sie, was sollen denn die Leute mit der anderen Hälfte des Tages anfangen?"

„Sie sollen sich bilden."

Ein sarkastisches Lächeln zuckte über das Antlitz des Grafen. „Sie sprechen ein großes Wort gelassen aus", sagte er.

Der Doktor warf das Kinn empor. „Gewiß ist es ein großes Wort! Es ist die Signatur — und die Forderung unserer Zeit."

„Leider", erwiderte der Graf trocken.

„Sie sind also ein Gegner der Bildung, Erlaucht?"

„Keineswegs — wenn ich sie wirklich antreffe."

„Ich verstehe. Aber Sie müssen doch zugeben, daß Bildung nicht vom Himmel fällt. Sie muß eben erworben werden. Und so müssen die Arbeiter trachten, sich Bildung zu erwerben."

„Ich möchte wissen, wie sie das anstellen sollten."

„Wie? Er scheint Ihnen nicht bekannt zu sein, daß bereits allenthalben Volksbildungsvereine ins Leben gerufen sind — daß man bemüht ist, durch zahlreiche, jedem zugängliche Bibliotheken und Vorträge den Gesichtskreis derer zu erweitern, die bis jetzt, an ihre Webstühle gekettet oder in die dumpfe Nacht der Kohlenschächte gebannt, in vollständiger Unwissenheit gelebt haben."

„Darauf kann ich wieder nur sagen: leider!"

„Ach, hören Sie nicht auf ihn, lieber Herr Doktor", fiel die Fürstin ein. „Mein Schwager Erwin gefällt sich in Paradoxen. Aber Sie müssen mir doch erlauben, zu bemerken, daß ich alle diese gewiß sehr löblichen Anstalten ziemlich ungenügend

finde. Sie können doch nur wenigen geistig Begabten, denen schon ein gewisser Bildungstrieb innewohnt, zugute kommen. Aber für die große Masse —"

„Ist freilich fürs erste noch sehr wenig zu hoffen", fuhr der Doktor mit einer erzwungen verbindlichen Gebärde fort. „Immerhin kann auf diese Art — gewissermaßen nach dem Gesetze der elektrischen Verteilung — auch in der großen Masse Bildungstrieb geweckt werden. Und vorderhand ist genug erreicht, wenn die geistig höher Veranlagten die erwünschte Anregung und Führung finden."

„Das ist durchaus nicht notwendig", sagte der Graf. „Wer geistig veranlagt ist, findet überall Anregung und strebt von selbst seinen Zielen zu. Ich brauche Sie nicht erst darauf aufmerksam zu machen, wie viele Forscher und Erfinder, wie viele Schriftsteller und Künstler aus den ungünstigsten, ja widerstrebendsten Lebensverhältnissen heraus sich zu hohen und höchsten Stufen emporgeschwungen. Vielleicht, ich gebe es zu, auf manchem Umwege und mit verhältnismäßiger Einbuße an Kraft und Erfolg. Dennoch braucht man es einigen wenigen nicht leichter zu machen auf Kosten der unübersehbaren Mehrzahl, in deren Köpfen durch eine mangelhafte Erweiterung des Gesichtskreises nur eine heillose Verwirrung der Begriffe entstehen kann — ganz abgesehen von bis jetzt noch ganz ungeahnten Bedürfnissen und Begehrungen, die infolge solcher Bildungsversuche in den Massen hervorgerufen werden."

„Es wächst der Mensch mit seinen Bedürfnissen", sagte der Doktor kategorisch.

„Aber auch sein Elend."

„Das ist eine gänzlich veraltete Anschauung, Herr Graf. Man ist längst davon abgekommen, das Glück der Menschheit in der Beschränkung zu suchen. Vielmehr muß der ganze Reichtum des Daseins jedem einzelnen erschlossen werden, auf daß er teil habe an allen Lebensgenüssen — bis hinauf zu den reinsten Erhebungen durch die Kunst."

„Durch die Kunst!“ hohnlachte der Graf.

„Ja, durch die Kunst!“ wiederholte der Doktor nachdrücklich. „Oder wollen Sie vielleicht dem Arbeiter das Recht auf die Freude am Schönen streitig machen? Wollen Sie ihm Museen, Theater und Konzertsäle verschließen, auf daß er nach wie vor stumpfsinnig vorübergehe an dem Adel und der Bedeutung unserer öffentlichen Bildwerke, an der Pracht unserer Gebäude — ja selbst an den Reizen der Natur?“

„Keineswegs. Ich bin nur gegen eine vorbedachte Züchtung des sogenannten Kunstsinns. Dieser famose Sinn ruft den Nachahmungstrieb hervor und hat in unserer bereits gebildeten Welt Unheil genug angerichtet, da in ihr jeder zweite Mensch malt oder modelliert, komponiert oder dichtet. Soll dieser Wahnwitz auch noch die unteren Volksschichten erfassen?“

„Es soll eben keine unteren Volksschichten mehr geben“, versetzte der Doktor giftig.

„Ich weiß, daß Sie dies beabsichtigen, indem Sie das Oberste zu unterst kehren wollen. Glück zu! Wird aber nicht viel nützen. Schichten bleiben Schichten, ob sie nun aus diesen oder jenen Elementen zusammengesetzt sind. Denn daß die Menschheit jemals aus einer Einschicht bestehen werde, glauben Sie wohl selbst nicht.“

„Oho!“ rief der Doktor. „Wir glauben das ganz bestimmt. Es dürfen nur einmal durchaus vernünftige soziale Institutionen Platz gegriffen haben, so ist es nur eine Frage der Zeit, daß bei einer genau abgewogenen und streng durchgeführten Zuchtwahl, die alles Widerstrebende und daher Schädliche dem Absterben preisgibt, eine — wenn auch nicht gleichförmige, aber durchweg harmonisch gegliederte und geläuterte Menschheit entsteht.“

„Ich gratuliere im voraus. Nur schade, daß bis dahin sich unser Planet im Zustand der Erstarrung befinden wird.“

Schon bei Beginn dieser immer hitziger geführten Kontroverse hatte sich der Hausarzt, wie es bei ähnlichen Fällen seine

Gewohnheit war, auf lautlosen Sohlen über die Teppiche des Salons in ein Nebengemach begeben, durch das er verschwand. Die übrigen aber folgten mit steigender Spannung und sehr verschiedenen Empfindungen dem Streite der beiden Gegner. Der Hofmeister sah mit weit aufgerissenen Augen unverwandt nach dem Doktor hin, dessen Worte er, die Lippen krampfhaft bewegend, im stillen nachsprach, während die Französin jede Bemerkung des Grafen, für den sie ein faible hatte, mit lebhaft zustimmendem Kopfnicken begleitete. Das Fräulein aber hielt voll innerlichen Bebens angstvoll den Blick gesenkt. Denn sie befürchtete, daß auch die Frauenfrage berührt werden könnte, auf die, wie sie wußte, der in seinen Ausdrücken nicht gerade wählerische Graf übel zu sprechen war. Sie selbst jedoch besaß bei allem Hange zur Emanzipation eine übertrieben feminine Empfindlichkeit gegen jedes derbere und freiere Wort, das ihr sofort das Blut in die schmächtigen Wangen trieb. Aber auch in dem Antlitz der Fürstin wurde allmählich ein ängstlicher Zug sichtbar. Sie hatte zwar derlei Wortgefechte in ihrer Gegenwart nicht ungern, aber nur bis zu einer gewissen Grenze. An dieser Grenze schien ihr jetzt das Gespräch der beiden Herren angelangt zu sein, und sie überlegte eben, wie sie vermittelnd eingreifen solle, als die Gesellschaft, die unten das Spiel beendet hatte, sehr geräuschvoll über die Treppe herauf und in den Salon geschritten kam, an der Spitze die schöne Gräfin, die einen ganzen Pack zusammengeknüllter Banknoten in der Rechten hielt.

„Da schau', Mama," rief sie, auf die Fürstin zueilend, „das alles habe ich den Herren abgenommen!"

„Ja, sie hat uns total ausgesackt", bekräftigte Graf Zdenko, ihr Gatte.

„Ach was," lachte der Fürst, indem er sich in einen Fauteuil warf, „dir verschlägt es nichts! Mann und Frau greifen doch in eine Tasche."

Nun nahmen auch die übrigen Ankömmlinge das Wort,

und es wurden alle Wechselfälle im Spiel sehr lebhaft durchgesprochen. Auch der Jagd wurde noch Erwähnung getan. Man stritt sich, wer den ersten Bock gefehlt habe, und rechnete wiederholt nach, wieviel jeder einzelne zur Strecke gebracht. Ein süperber Fuchs, den man ganz unvermutet aufgestöbert und geschossen hatte, wurde der Gegenstand besonderer Erörterungen. Damit aber verbreitete es sich rings wie frische, kräftige Waldluft und vertrieb die angehäuften geistigen Moleküle. Auch noch anderes kam an die Reihe. Man sprach jetzt von Wien, von den bevorstehenden Bällen, von Madame Francine und von neuen Roben, von der Wolter, die damals noch lebte, von der Heirat der Palmay und von Girardi. Ein noch sehr junger Baron versuchte eine Coupletstrophe in der Art dieses Künstlers vorzutragen, mit dem er im Äußeren einige Ähnlichkeit hatte. So wurde es immer lauter im Salon; nur Graf Erwin und der Doktor, die sich gegenseitig sonderbare Blicke zuwarfen, verhielten sich schweigend.

Die Fürstin bemerkte die Verstimmung der beiden Herren und sagte endlich: „Na, Kinder, jetzt aber ist es Zeit, daß wir schlafen gehen." Sie erhob sich etwas mühsam aus ihrem Lehnsessel und umarmte die Tochter. Dann reichte sie dem Doktor die Hand, die dieser mit einer sehr förmlichen Verbeugung an die Lippen führte. „Ich bedauere, daß Sie uns schon morgen vormittag verlassen wollen. Aber ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreise noch zu sehen." Nach diesen Worten bewegte sich die Fürstin, von den übrigen gefolgt, der Tür zu, und bald war alles mit lauten Gutenachtrufen in den weitläufigen Korridoren des Schlosses auseinandergestoben.

Der Hofmeister aber wollte es sich nicht nehmen lassen, den Doktor nach seinem Zimmer zu geleiten. Er hatte die Brust zum Zerspringen voll; er wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort hervor. Dabei hoffte er, daß der Doktor zu ihm sprechen, ihn vielleicht auffordern werde, noch ein wenig bei ihm einzutreten. Aber es geschah nicht. Der andere reichte ihm an der

Schwelle ziemlich kühl die Hand und sagte bloß: „Also auf Wiedersehen — morgen beim Frühstück."

Kaum im Zimmer, machte der Doktor seiner inneren Erregung dadurch Luft, daß er den großen getäfelten Raum nach allen Richtungen hin sehr geräuschvoll durchmaß. Den eintretenden Diener, der sich nach allfälligen Wünschen erkundigte, wies er barsch ab. Dann blieb er stehen und stampfte mit dem Fuße. Was war ihm da widerfahren? Überall lauschte man seiner Rede mit gläubiger Andacht, oder doch wenigstens mit schweigender Unterwürfigkeit. Und wenn man sich schon Einwendungen erlaubte, so geschah es mit ehrerbietigem Zögern und in den verbindlichsten Ausdrücken — wie es ja auch heute von seiten der Fürstin geschehen war. Aber dieser Graf hatte ihn von oben herab behandelt — hatte ihn mit hochmütiger Ironie abgekanzelt wie einen Lakai! Die Galle kochte in ihm bis an den Hals hinauf. Sollte er diesen Menschen nicht fordern?! Er griff in die Luft wie nach einer Pistole und streckte den Arm, als gelte es zu zielen. Diese Bewegung, die er mehrmals wiederholte, schien ihn allmählich zur Ruhe zu bringen. Er begann wieder auf und ab zu schreiten, doch in gemessener Haltung, und immer stolzer richtete sich sein Haupt empor. Endlich spuckte er verächtlich aus. „Aristokratischer Hohlkopf!" sagte er, indem er daran ging, sich auszukleiden.

Aber auch der Pavillonbewohner war inzwischen in seinem Schlafzimmer auf und nieder geschritten. Er ärgerte sich über sich selbst, daß er sich mit dem Doktor eingelassen. Denn er war ein kluger Mann und wußte sehr genau, wie ohnmächtig er mit seinen Anschauungen dem Zuge der Zeit gegenüber dastehe. Es fiel ihm daher auch gar nicht ein, seine Meinungen irgendwie geltend machen zu wollen, ja er vermied es, sie vor Fremden auszusprechen. Aber das ganze Wesen des Doktors hatte ihn gereizt. Sein bloßer Anblick war ihm auf die Nerven gegangen. Dieses kaltäugige Vogelgesicht! Dieser haarlose, zugespitzte Schädel! Er machte unwillkürlich eine Bewegung mit

dem Arm, als schwinge er eine Reitpeitsche. Dann rief er mit starker Stimme: „Wenzel!“ Ein bejahrter Diener erschien und war ihm wie ein Automat bei der Nachttoilette behilflich.

Im Bette blieb Graf Erwin noch eine Zeitlang wach und folgte mit dem Blick dem Rauche seiner Zigarre, der sich langsam zu den Stuckverzierungen des Plafonds hinankräuselte. Jetzt warf er den Stummel in den Aschenbecher, blies das Licht aus und murmelte: „Moderner Esel.“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Ferdinand von Saars

sämtliche Werke

in zwölf Bänden.

Im Auftrage des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung
mit einer Biographie des Dichters von **Anton Bettelheim**
herausgegeben von **Jakob Minor.**

Mit 5 Bildnissen, einer Wiedergabe des Grabdenkmals des Dichters und einem Briefe als Handschriftenprobe.

Zwölfter Band.

Novellen aus Österreich. VI.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Ferdinand von Saars

Novellen aus Österreich.

Herausgegeben

von

Jakob Minor.

Sechster Teil:

Tragik des Lebens. — Auswahl aus der nichtdichterischen Prosa. — Bibliographie. — Register.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Das Recht der Übersetzung behält sich der Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung vor.

Inhalt.

Novellen aus Österreich.

Sechster Teil.

Tragik des Lebens. Seite

29. Die Familie Worel 7
30. Sappho 33
31. Hymen 65
32. Die Pfründner 99

Anhang.

Nicht dichterische Prosa.

1. Musik 151
2. Duell 151
3. Schiller 1. 2. 152
4. Ein Roman aus Östreich (Uhl, das Haus Fragstein) 152
5. Gedichte von Freiin von Knorr 159
6. Begegnungen mit Marie von Ebner-Eschenbach . . 161
7. Zwei Grabreden:
   1. Josephine von Wertheimstein 167
   2. Sophie Todesco 169
8. Aufruf zur Errichtung einer Kaiserin-Elisabeth-Votivkirche in Genf 171

Bibliographie 173
Gesamtregister 185

Die Familie Worel.

Vorwort des Herausgebers.

In der „Familie Worel" behandelt Saar einen Stoff, den er früh aufgegriffen, immer aber wieder zurückgeschoben hatte. Nach E. Soffés Bericht (Mähren in Saars Dichtung, S. 11) hat er den ersten Anstoß bei den Arbeiterunruhen in Brünn im Juli 1869 erhalten. Nach dem Datum der Handschrift ist die Novelle im September 1904 in Döbling vollendet worden; zu Anfang des nächsten Jahres erschien sie im Feuilleton des Neuen Wiener Tagblattes (6. und 7. Jänner 1905, 39. Jahrgang, Nr. 6 und 7) im Druck. Dieselbe Handschrift, die diesem ersten Druck zugrunde liegt und die er vorher nur noch mit neuen Änderungen versah, wurde nochmals für den zweiten in der „Tragik des Lebens. Vier neue Novellen." (Wiener Verlag, Wien und Leipzig, 1906, Seite 1—36) verwendet. Im ganzen hat die Novelle nur ganz wenige, zum größten Teile stilistische Änderungen erfahren. Sie knüpft mit der Person des Grafen Erwin und seinen Ansichten über die sozialistische Doktrin deutlich an die „Dissonanzen" an (vgl. S. 12, Z. 3 v. u. mit Band XI, S. 179, Z. 11 ff.).

I.

In der Landeshauptstadt waren Arbeiterunruhen entstanden, die sich mehr und mehr steigerten und auch auf die benachbarten Fürstlich Roggendorffschen Eisenwerke überzugreifen drohten. Es galt also dort, einen voraussichtlichen Streik hintanzuhalten. Man erwartete das Eintreffen des Fürsten, der sich mit seiner Mutter und seiner jungen Gemahlin in Florenz befand, während die Leiter der Betriebe Tag und Nacht auf ihren Posten blieben, eingehende Verhandlungen in Aussicht stellend. Inzwischen aber war es in der Stadt zum Äußersten gekommen. Man hatte Militär aufbieten müssen; die bei solchen Anlässen unvermeidlichen Opfer hatten geblutet, worauf eine dumpfe, unentschiedene Ruhe eingetreten war.

In dieser bang erwartungsvollen Zeit saß ich eines Abends mit dem Grafen Erwin in dem kleinen Salon des Schlosses. Es war ein traulicher Raum, nach einer Seite hin durch einen prachtvollen alten Gobelin abgegrenzt. An der Wand gegenüber hingen einige intimere Familienporträts, unter denen eines ganz besonders hervorleuchtete. Von Lampi gemalt, stellte es den Urgroßvater des Fürsten dar in der grünen Uniform eines Landsturmmajors aus den Befreiungskriegen. Hohe Intelligenz sprach aus den edlen, aber keineswegs scharfen Zügen des noch im kräftigsten Alter stehenden Mannes, der das Haar, der Tracht seiner Zeit gemäß, leicht gepudert und nach rückwärts in einen Beutel zusammengefaßt trug. Die Farben des meisterlichen Bildes waren noch so frisch, als stammte dieses

von heute, und die ungemein lebensvolle Wiedergabe der bedeutenden und doch anmutigen Persönlichkeit reizte immer wieder zu längerer Betrachtung. So blickten wir beide auch jetzt schweigend darauf hin.

Endlich sagte der Graf: „Ja, der Mann dort ahnte nicht, wie sehr sich die Verhältnisse, unter denen er seine — wenigstens für damals — großartige Schöpfung unternahm, im Laufe der Zeit ändern würden. Als er hier Erzlager erschloß, Hochöfen baute und so mit den Hüttenwerken die erste große Eisenindustrie des Landes ins Leben rief, schuf er auch den vergleichsweise nicht unbeträchtlichen Wohlstand der ganzen Gegend. Denn der Syenitboden hier herum ist nicht ergiebig; die Landwirtschaft hat niemals etwas Rechtes abgeworfen. So lebte, mit Ausnahme einiger größerer Besitzer, die Bevölkerung in Not. Nun waren mit einemmal unvermutete Erwerbsquellen erschlossen. Von meilenweit kamen die Leute herbeigeströmt, um Arbeit zu suchen und zu finden. Wären die Löhne auch gering, mußte auch bei Errichtung so manchen Objektes noch die Robot mithelfen: man segnete den unternehmenden Gutsherrn und nannte ihn den Wohltäter der Gegend. Heute nennt man uns die Ausbeuter. Vielleicht sind wir es auch, obgleich ich Ihnen ganz bestimmt versichern kann, daß mein Neffe, wenn er die Löhne nur einigermaßen nennenswert erhöhen wollte, aus den Werken nicht den geringsten Nutzen zöge. Aber vielleicht braucht er auch keinen zu ziehen. Denn es sind ja nur die Arbeiter, die das Unternehmen im Gang halten — und warum sollten sie den Roggendorffern durch ihre Mühen Gewinn schaffen müssen? Sie könnten doch den Betrieb selbst in die Hand nehmen und weiterführen. Dahin zielt ja, wie ich glaube, die sozialistische Bewegung überhaupt. Ich sage: ich glaube. Denn bestimmt weiß ich es nicht. Man kann, wie ich schon einmal, vielleicht zur Unzeit, ausgesprochen habe, diese Doktrin in gewissen Jahren sich ebensowenig zu eigen machen, wie das Seiltanzen. Aber immerhin. Daß die

alte Gesellschaftsordnung im Absterben begriffen ist, erkenne ich sehr wohl, und es fällt mir nicht ein, für sie eine Lanze brechen zu wollen. Aber Institutionen, die durch das Leben selbst geworden sind und sich im Laufe von Jahrhunderten gewissermaßen eingefleischt haben, besitzen denn doch ein zähes Leben, so daß sich manches bereits Totgesagte plötzlich wieder zu ganz unerwarteter Daseinsfrische erhebt. Zum Beispiel die Macht der Kirche, die man nach dem Fall des Konkordats schon für immer gebrochen glaubte. Dagegen hat der Liberalismus, der sich damals so siegreich gebärdete, ein ziemlich rasches Ende gefunden. Ob der sozialdemokratischen Idee eine weitaus längere Dauer beschert sein kann, darüber erlaube ich mir keine Meinung. Jedenfalls wird sie das Schibboleth der nächsten Epoche sein, und den Tatsachen, wenn sie sich vollziehen, wird man sich beugen müssen. Das ist seit jeher meine Maxime gewesen, und so hab' ich mich den Ereignissen gegenüber stets objektiv verhalten, wenn mir auch begreiflicherweise der Feudalismus, in dessen Zeichen ich geboren bin, hin und wieder in den Nacken schlägt."

Ein bejahrter Kammerdiener war leise eingetreten und brachte den Tee.

„Hört man Neues aus der Stadt?" fragte der Graf.

„Nichts Gutes. Die Arbeiter bestehen noch immer auf ihren Forderungen. Wer weiß, ob es morgen nicht wieder losgeht. Und es hat doch genug Tote und Verwundete gegeben. Auch Weiber sind erschossen worden. Und wissen Erlaucht, wer darunter war?"

„Na, wer denn?"

„Die Tochter des Worel."

„Des Worel? Die Olga?"

„Jawohl", fuhr der Alte fort, während er den Tisch besorgte. „Seit sie ihren zweiten Mann geheiratet hat, ist sie die reinste Anarchistin geworden. Sie soll den ersten Stein nach den Soldaten geschleudert haben."

Der Graf erwiderte nichts.

„Mein Gott, wer hätte das von dem schönen Mädel gedacht, das sozusagen im Durchlauchtigsten Hause aufgewachsen war! Aber ihr Vater, dieser eingebildete Narr, trug an allem die Schuld. Er hat seine Familie ins Unglück gebracht." Damit entfernte sich der Mann.

Der Graf schwieg noch immer. Nach dem Tee zündete er eine Zigarre an und sagte: „Sie haben gehört, was unser Mischko da berichtet hat, und werden erstaunt sein, wenn ich hinzufüge, daß ich einst dieses M ä d e l heiraten wollte."

Ich blickte ihn wirklich höchst überrascht an.

„Staunen Sie übrigens nicht allzu sehr. Es war eben eine Stimmung — eine Laune, wenn Sie wollen. Aber die Absicht hatt' ich. Da wir just so hübsch allein beisammen sitzen, will ich Sie einmal etwas tiefer in mein Leben blicken lassen, indem ich Ihnen die Geschichte der Familie Worel erzähle. Angesichts der jüngsten Vorgänge ist sie in gewissem Sinne lehrhaft. Sie können daraus entnehmen, wie die Schicksale der einzelnen mit dem Zuge der Zeit im Zusammenhang stehen — wie die Menschen von ihm ergriffen und je nach Umständen emporgetragen oder dem Untergange zugetrieben werden."

II.

„In unserem kleinen Schlosse Blausek, das nun ganz leer steht, waren seinerzeit die herrschaftlichen Verwaltungen untergebracht: das Forstamt, das Rentamt, die Buchhaltung der Eisenwerke — und was eben sonst noch Bureaus benötigte. Auch wohnten dort einige Beamte. Dabei war ein der Tischlerei kundiger Mann angestellt, der die Dienste eines Hausbesorgers und Kanzleidieners zu verrichten hatte. Zu tun gab es für ihn genug, denn er wurde, da es damals keine Telegraphen, noch weniger aber Telephone gab, auch als Botengänger verwendet. Dafür bezog er keinen allzu hohen Gehalt. Aber er hatte ein kleines Nebengebäude mit vielfachen Räum-

lichkeiten zur Verfügung; dahinter einen Obst- und Gemüsegarten. Außerdem ein schönes Stück Feld, auf dem man abwechselnd Korn und Kartoffeln bauen konnte. So führte er mit seiner Familie eine den damaligen Verhältnissen entsprechende und zufriedenstellende Existenz. Er hieß Worel. Hoch und kräftig gewachsen, blond und blauäugig, wie er war, machte er beim ersten Anblick den Eindruck einer deutschen Recken-gestalt. Sah man aber näher zu, so erkannte man an der runden, vorspringenden Stirn, an den stark entwickelten Backenknochen und der etwas verkümmerten Nase den Slawen. Seine Frau, eine zierliche, lebhafte Brünette, deren Augen wie zwei große schwarze Kirschen glänzten, gab ein ganz hübsches Gegenbild ab. Es war eine Freude zu sehen, wie sie in der kleinen Wirtschaft waltete und mit Hilfe ihrer Mutter, die im Hause lebte, die Feld- und Gartenarbeit verrichtete. Kinder hatten die Leute damals zwei, Mädchen. Das erste, der Großmutter ähnlich, ein unschönes, verwachsenes Geschöpf, das zweite hingegen, erst ein paar Jahre alt, ein höchst lieblicher Anblick — ein wahres Christkindl. So also nahm sich die Familie Worel aus, die wir jüngeren Geschwister nicht ungern aufsuchten, wenn wir zuweilen nach Blansek fuhren. Denn der Mann hatte immer etwas Besonderes vorzuweisen. Entweder einen ausgestopften schönen Vogel, oder den Wurf einer seltenen Kaninchenart, die er züchtete — und ähnliches. Und die Frau pflegte uns mit gewissen Kuchen zu regalieren, die sie sehr schmackhaft zu bereiten verstand.

Da geschah es, daß mein erstgeborener Bruder, der um zwölf Jahre älter war als ich, heiratete, und ihm unser Vater Blansek als Ehesitz übergab. Die Bureaus wurden an den Ort der Betriebe verlegt und alle Räumlichkeiten des Schlosses durch eine Schar von Handwerkern in den notwendigen Stand versetzt. Auch Worel half treulich mit und zeigte dabei eine Anstelligkeit, die Erstaunen erregte. Mein Bruder gewann ihn daher sehr lieb, ernannte ihn zum Zimmerwärter und ließ

ihm im Laufe der Jahre alle möglichen Vergünstigungen zuteil werden. Sie waren auch wohl verdient. Denn er waltete nicht bloß sehr eifrig seines Amtes, sondern legte überall Hand an, wo es etwas zu besorgen gab. So wurde er im Schlosse gewissermaßen das Faktotum. Wenn Ereignisse eintraten, die besondere Veranstaltungen notwendig erscheinen ließen, da hieß es gleich: ‚Ach, das wird der Worel schon machen!‘ Und er machte es auch. Sogar ein ganz stattliches Haustheater stellte er einmal her, wobei er sich auch als Dekorationsmaler versuchte. Durch seine Verwendbarkeit kam die ganze Familie in Gunst. Man beschenkte die hübsche Frau Aninka, die inzwischen einen Knaben zur Welt gebracht, und die Kinder mit gefallsamen Kleidern, und als meinem Bruder ein Töchterchen geboren wurde, nahm man gleich die kleine Olga als künftige Gespielin in Aussicht.

Ich selbst war zu jener Zeit als Zögling ins Theresianum getreten. Von dort kam ich nur in den Ferialzeiten nach Hause, dann aber natürlich auch oft genug nach Blansek. Dabei konnte ich wahrnehmen, wie die Olga, die nun wirklich die Gespielin meiner kleinen Nichte geworden war, von Jahr zu Jahr schöner aufblühte. Sie geriet mehr dem Vater nach, hatte aber die großen schwarzen Augen der Mutter und eigentümlich blondes Haar, das wie blasses Kupfer schimmerte. Es war von solcher Fülle, daß es in seiner Schwere den Kopf des Mädchens nach rückwärts zog, wodurch dieses unwillkürlich eine stolze und hoheitsvolle Haltung annahm. Sie entwickelte sich auch sehr rasch, so daß sie mit neun oder zehn Jahren schon wie zwölfjährig aussah. Etwa fünfzehn mochte sie gewesen sein, als ich, des Studierens satt, gleich als Offizier — das ging ja damals — in die Armee trat. Bei kürzeren Sommer- oder Herbsturlauben — der Winter wurde ja meistens in der Stadt zugebracht — traf ich mit ihr oft im Blanseker Park zusammen. Sie war dort immer um meine Nichte beschäftigt, die sie sehr liebte. So entwickelte sich zwischen uns auch eine Art ver-

traulichen Verkehrs, der meinerseits freilich immer von oben herab blieb. Hauptsächlich vielleicht deshalb, weil ich fühlte, daß ich nahe daran war, Feuer zu fangen. Sie selbst hielt sich, wie auch der jungen Komtesse gegenüber, in den Schranken jener stillen Unterwürfigkeit, die ihre Stellung mit sich brachte; nicht eine Spur von Koketterie war an ihr wahrzunehmen. Als ich aber knapp vor dem Kriege mit Italien für ein paar Tage nach Hause kam, um von den meinen vielleicht auf Nimmerwiedersehen Abschied zu nehmen, traf ich sie zufällig allein. Sie saß in einer blühenden Geißblattlaube und blätterte in einem Bilderbuche, das meiner Nichte gehörte. Ich hätte sie wahrscheinlich gar nicht bemerkt, denn die Laube war sehr tief. Aber ein brauner Dackel, der immer um die Mädchen war, kam herausgesprungen. Ich blieb am Eingang stehen. Olga erhob sich und legte das Buch weg. Ich trat hinein und reichte ihr die Hand hin. ‚Adieu, Olga!‘ sagte ich. ‚Heute abend reise ich wieder ab — und dann geht's ins Feld.‘ Sie blieb regungslos und sprach kein Wort. Aber sie war ganz blaß geworden, und ein Beben ging durch ihren schlanken Leib. Ich sah, wie sie gewaltsam an sich hielt. Plötzlich in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, warf sie sich mir an die Brust. Einen Augenblick war ich ganz fassungslos. Dann aber, das warme Leben an mir fühlend, umschloß ich sie mit beiden Armen. ‚Liebe, liebe Olga,‘ flüsterte ich, während ich ihr Haar, ihre Stirn, ihren Mund küßte. Jetzt riß sie sich los, und das Gesicht mit den Händen verhüllend, entfloh sie.“

III.

„Sie begreifen,“ fuhr der Graf fort, „daß mir dieses Erlebnis einen großen Eindruck machte. Ich konnte den ganzen Tag über an nichts anderes denken und war beim Abschied von meinen Angehörigen sehr zerstreut. Auch während der Fahrt zum Regiment befand ich mich in jenem süßen Taumel,

den man sehr bezeichnend einen Seelenrausch nennt. Aber wie andere Räusche hielt er nicht vor. Schon als ich wieder den Dienst antreten mußte, begann er zu verfliegen. Dann kam der unglückliche Feldzug. Nach diesem verlor ich die Lust, das Soldatenspiel weiter zu spielen. Ich wollte ein größeres Stück Welt, wollte bedeutenderes Leben kennen lernen und beschloß, mich der Diplomatie zu widmen. Es war leicht durchzusetzen, daß ich einer Gesandtschaft attachiert wurde. So kam ich nach Madrid. Dort geschah, was so ziemlich jedem jungen Manne geschieht: ich verliebte mich in eine verheiratete Frau. Sie kennen sie nach dem Bilde, das über meinem Schreibtische hängt. Keine Spanierin, wie Sie vielleicht glauben könnten, sondern eine Italienerin. Ihr Gemahl, der in Madrid einen deutschen Mittelstaat vertrat, hatte die Komtessa als Legationsrat in Rom, seinem früheren Dienstposten, ehelicht. Er war ein hagerer, fadblonder und, wie es schien, auch blutloser Geselle, denn er benahm sich ungemein artig gegen die Liebhaber seiner Frau. Sie hatte deren, um es gleich zu sagen, sehr viele. Damals nahm ich ihr das höchst übel, heute ist es ihr längst verziehen. Denn sie war eine Frau, deren eigentümlich zarter Reiz alle Männer gleichmäßig anzog. Sie brauchte sich nur zu zeigen, mit ihren durchsichtig dunklen Augen zu lächeln und ein paar Worte zu sagen, so war jeder hingerissen. Konnte es da wundernehmen, daß sie, temperamentvoll wie sie war, von der Macht des männlichen Ob, das ihr von allen Seiten so heiß entgegenströmte, leichter überwältigt wurde, als andere schöne Frauen, die man vielleicht bewundert, aber nicht sofort begehrt? Und sie verstand die große Kunst, sich mehrseitig hinzugeben, ohne dabei im Schlamm zu versinken. Sie tat es mit einer fast kindlichen Unbefangenheit und mit vollendeter Grazie. So mußte Josefine Beauharnais gewesen sein, die den großen Napoleon fesselte, obgleich er von ihrer Untreue überzeugt war. Nun, ich war kein Napoleon und verzieh ihr die Untreue nicht — mit Ausnahme der gegen ihren Gatten.

Ich wollte der einzige sein, und da mir das nicht gelang, quälte ich sie mit rasender Eifersucht. Mehr als einmal hatte ich unsere Beziehungen abgebrochen, um doch immer wieder zu ihr zurückzukehren. Aber es kam auch immer wieder zu den unerquicklichsten Szenen. Ich bedrohte — ja, ich beschimpfte sie sogar. Mit einer wahren Engelsgeduld ließ sie alles über sich ergehen, was mir doch hätte zeigen können, daß ich ihr mehr war, als meine gutmütigeren Nebenbuhler. Als ich mich jedoch eines deutschen Malers wegen, der nach Spanien gekommen war, um Velasquez zu studieren, zu einer Mißhandlung hinreißen ließ, da wies sie mir mit einem kalten Blick die Tür. Natürlich war jetzt ich der Beleidigte und schnaubte Rache. Ich dachte daran, den Maler zu fordern — und was derlei Ausgeburten einer verstörten Gemütslage mehr waren. Zum Glück war aber meine Vernunft schon damals stark genug, solch wahnwitzige Regungen zu besiegen. Aber ich litt unsäglich. Von Tag zu Tag wuchs meine Sehnsucht nach dem geliebten Weibe, aber auch die Erkenntnis, daß jetzt alles zu Ende sei. Ihren Anblick jedoch, dem ich täglich ausgesetzt war, ertrug ich nicht. Ich nahm, da ohnehin die Zeit der politischen Windstille herannahte, sofort Urlaub. Mein Vater und mein zweitältester Bruder, der nun auch schon tot ist, befanden sich noch in Wien, mein anderer Bruder jedoch war schon in den ersten Frühlingstagen nach Blansek gezogen. Dorthin wollte ich, denn große Städte mit ihrem Highlife waren mir jetzt gründlich verhaßt. Dabei kam mir mit einem Mal Olga in den Sinn, die ich im Laufe der Ereignisse gänzlich vergessen hatte. Wie greifbar trat mir die Gestalt des schönen Mädchens vor die Seele — und sehen Sie: in diesem Augenblick faßte ich den Entschluß, es zu heiraten. Ich war immer etwas romantisch angehaucht gewesen. Und trotz aller weltmännischen Genußfähigkeit — und wenn Sie wollen, Genußsucht, auch immer mit einem unbestimmten Hange nach stiller, beschaulicher Zurückgezogenheit in irgendeinem Erdenwinkel behaftet. Das konnte ich jetzt

haben, wenn ich mir auf unserem Grund und Boden — etwa zwischen Roggendorf und Blansek — ein komfortables Blockhaus mit waldigem Hintergrund und weiter Fernsicht erbauen ließ, um dort an der Seite eines schlichten, mir ganz ergebenen Weibes ein unabhängiges, wenn auch keineswegs müßiges Dasein zu führen. Denn ich hatte — auch das will ich Ihnen anvertrauen — zu jener Zeit schriftstellerische Neigungen. Montaigne und Larochefoucauld reizten mich zur Nachahmung. Auch als Familienvater dachte ich mich bereits und entwarf nach Rousseaus Emile weitgehende Erziehungspläne für meine präsumtiven Kinder. Daß man mir Schwierigkeiten machen könnte, sah ich wohl ein, ich achtete sie aber gering. Meine Brüder kannte ich als ziemlich vorurteilslos — und mein Vater, der allerdings zu fürchten war, mußte schließlich nachgeben. Es war ja damals nichts geradezu Horrendes, daß ein Fürst oder Graf eine Försters- oder Schafferstochter heiratete. Auch Wäschermädchen kamen vor. Heutzutage werfen sich meine Standesgenossen mehr auf Sängerinnen und Tänzerinnen, was wohl ein Zeichen höheren Geschmacks sein soll. Nun, ich erkor die Tochter des Worel. Papa und Mama waren nun freilich nicht besonders erwünscht, aber es waren brave Leute — und man konnte mit ihnen einen modus vivendi vereinbaren. Also mein Entschluß stand fest. Daß das Mädchen selbst einen Strich durch die Rechnung machen könnte, fiel mir nicht ein. Daß sie mich damals geliebt, darüber konnte kein Zweifel sein. Warum sollte sie es nicht auch jetzt — und mir etwa einen Korb geben, wenn ich ihr meine Hand antrug? Daß sie vielleicht inzwischen schon geheiratet haben könnte, kam mir gar nicht in den Sinn. So sicher war ich der ganzen Sache.

Mit diesem Gefühle fuhr ich durch das Schloßportal in Blansek ein. Da fiel mir gleich als sehr seltsam auf, daß Vater Worel in einer Art von Schlafrock, den Kopf mit einem türkischen Fez bedeckt, auf der Bank vor seiner Wohnung saß und eine lange Pfeife rauchte, die er jetzt, indem er gravitätisch auf-

stand und mit einer Verbeugung die rote Mütze lüftete, bei Fuß nahm. Von der übrigen Familie, die doch sonst bei ähnlichen Anlässen immer Spalier bildete, war niemand zu sehen. Als ich später meinem Bruder mein Befremden über dieses Verhalten äußerte, sagte er mißmutig: ‚Ach ja, der Worel! Der hat mir den Dienst gekündigt.‘ Ich war sehr überrascht. ‚Ja,‘ fuhr mein Bruder fort, ‚in den Mann ist der Hochmutsteufel gefahren. Und eigentlich bin ich selbst schuld daran.‘ ‚Wieso?‘ fragte ich. ‚Wirst es gleich hören. Du kennst meine Lust an alten Sachen und weißt, daß ich ab und zu nach solchen alle Rumpelkammern durchstöbere. Das tat ich nun wieder einmal und fand dabei unter wertlosem Zeug ein ganz hübsches Treppengeländer aus Eichenholz mit geschnitztem Laubwerk. Ich freute mich sehr darüber und wollte es gleich an einer Mansardenstiege anbringen lassen. Da zeigte sich aber, daß es nicht langte und überdies eines kurzen Knieſtückes bedurfte. ‚Na,‘ sagte ich zu Worel, der mich bei meinen Forschungen immer begleitete, ‚du bist ja ein Tausendkünstler!‘ — Ich erwähne hier, daß wir damals zu allen unseren Bediensteten noch Du sagten. — Also: ‚Du bist ja ein Tausendkünstler — wie wär' es, wenn du das Ding da vollständig machen und dich dabei auch einmal als Holzschnitzer versuchen würdest?‘ Der Mensch, der immer ziemlich eitel gewesen ist, wurde ganz rot vor Stolz. ‚Das werd' ich schon machen, Erlaucht,‘ erwiderte er, ‚wenn ich das richtige Holz bekomme.‘ Er bekam es und brachte wirklich nach einer gewissen Zeit das Geländer derart ergänzt, daß man, nachdem es gleichmäßig gestrichen und gefirnißt war, kaum einen Unterschied zwischen dem alten und neuen Teil wahrnehmen konnte. Ich belobte und entlohnte ihn für diese Arbeit, die ihm doch genug Mühe und Schweiß gekostet haben mochte. Seit diesem Tage dachte er nur mehr an derlei Leistungen. Er kramte nach Bruchstücken von Rokokomöbeln und vermorschten Wandtäfelungen, die er nachmachen wollte. Ich hatte ihm einmal zwei alte Quartbände geschenkt,

die kunstgewerbliche Kupfer enthielten. Er hatte sie früher kaum angesehen, jetzt vertiefte er sich in ihr Studium. Darüber vernachlässigte er seine eigentlichen Arbeiten. Ich ließ es ihm hingehen, da ich wußte, daß er sehr empfindlich war; auch stand ja der Winter vor der Tür, den wir in Wien zubrachten. Zurückgekehrt, trafen wir im Schlosse auf ungenügende Vorkehrungen. Als ich Worel zur Rede stellte, warf er sich in die Brust und erklärte, daß er es an nichts habe fehlen lassen. Da ich mit meinen Leuten nicht gern hadere, schwieg ich und beschloß, sein weiteres Verhalten abzuwarten. Da zeigte sich sehr bald, daß aus einem ergebenen und beflissenen Diener ein starrköpfiges, von Größenwahn erfülltes Individuum geworden war, das die ihm zukommenden Verrichtungen unter seiner Würde hielt. Er hatte den Winter benützt, um in der Bibliothek, zu der er die Schlüssel hatte, allerlei Bücher zu lesen, und sich derart gebildet, daß er in einem geselligen Verein, der im Orte entstanden war, Vorträge hielt. Dieser Verein verfolgte tschechische Parteizwecke. Es war mir also höchst unangenehm, daß einer unserer Bediensteten daran teilnahm. Und mit dem Oberhaupt hat sich auch die ganze Familie verändert. Die Frau, deren Mutter inzwischen gestorben ist, scheint keine Lust mehr am Hauswesen zu haben. Sie überläßt alles der buckligen Maruschka und legt die Hände in den Schoß. Die Olga geht als junge Dame einher. Sie liest auch alle möglichen Bücher und bezeigt sich sehr hochnasig gegen unsere Minka. Meine Frau wollte sie als Kammerjungfer zu sich nehmen; daran war nicht mehr zu denken. Und der jüngste Sproß, der eben die Volksschule hinter sich hat, lümmelt den ganzen Tag müßig herum oder kratzt jämmerlich auf einer Geige. Dabei verlottert die ganze Wirtschaft. Der Garten ist verwildert, und das Stück Feld liegt brach da, von Unkraut überwuchert. So entgeht den Leuten ein gut Teil ihres Einkommens, und ich weiß nicht, wie sie ihr Auskommen finden. Alle diese Wahrnehmungen verstimmten mich, und ich sann hin und her, was ich nun mit dem Worel

anfangen sollte. Ihn Knall und Fall zu entlassen, ging doch nicht an. Denn er hatte uns ja zwanzig Jahre hindurch treue und ersprießliche Dienste geleistet. Und eigentlich Übles konnte ich ihm nicht vorwerfen. Da brach er selbst das Eis, indem er bei mir — wie er sich jetzt ausdrückte — um eine Audienz nachsuchte. ‚Ich komme,‘ sagte er, ‚um Eurer Erlaucht eine Bitte vorzutragen. Mein Franz hat eine sehr gute Klassifizierung erhalten, und ich habe die Absicht, ihn das Gymasium machen zu lassen. Auch Olga will sich zu irgendeinem Berufe vorbereiten. Ich möchte also beide Kinder bei Bekannten in der Stadt unterbringen. Dazu fehlen mir aber die Mittel. Ich bitte daher, Erlaucht möchten die Gnade haben, für den Franz einen Erziehungsbeitrag zu bewilligen.‘ ‚So?‘ sagte ich, ‚du willst also — ich sah, wie sehr ihn das d u verschnupfte — deinen Sohn studieren lassen? Ich hatte gedacht, du würdest ihn in dein Handwerk einführen, und er würde einst dein Nachfolger werden. Und die Olga wollte meine Frau als Kammerjungfer nehmen.‘ ‚Das geht nicht, Erlaucht‘, versetzte er. ‚Es sind geistig sehr begabte Kinder.‘ ‚Das will ich nicht bestreiten‘, sagte ich. ‚Aber einen Erziehungsbeitrag bewillige ich entschieden nicht.‘ Er wurde puterrot vor Zorn. ‚Dann muß ich Euer Erlaucht bitten, mich meines Dienstes zu entheben. Ich habe schon vor einiger Zeit von einer großen Kunsttischlerei in der Stadt einen sehr vorteilhaften Antrag erhalten. Den würde ich jetzt annehmen und dort eintreten.‘ ‚Das ist deine Sache‘, erwiderte ich. ‚Und da du solange bei uns in Dienst gestanden, erhältst du eine Pension von jährlich vierhundert Gulden. Du kannst also in der Stadt deine Kinder ausbilden lassen.‘ Damit war die Sache im reinen. Zu Neujahr ziehen die Leute ab.‘

Ich war natürlich über all das sehr erstaunt, aber doch begierig, die Olga zu sehen. Daß sie sich auf die junge Dame hinausspielte, konnte mir ja nicht wider den Strich gehen — und daß sie Bücher las, auch nicht. Es traf sich, daß sie, als wir nach Tisch auf der Terrasse den Kaffee nahmen, in einiger Ent-

fernung an uns vorüberschritt. Es kam ihr zu, uns zu grüßen. Sie tat es auch. Aber so, daß sie ganz komtessenhaft nur das Kinn anzog. Sie hatte sich in den letzten Jahren voll entwickelt und war sehr groß geworden. Ihre Züge kamen mir härter und schärfer vor; auch hatten ihre Haare eine dunklere Kupferfarbe angenommen. Aber sie war jetzt ein wahres Prachtgeschöpf, dessen Erscheinung meine Absichten keineswegs erschütterte.

Da geschah es, daß ich mich erkältete und ein paar Tage die Zimmer hüten mußte. Eines Nachmittags — es war Sonntag und mein Bruder mit den Seinen nach Roggendorf hinübergefahren — stand ich an einem Fenster, das auf einen Seitenpfad des Parkes hinausging. Ein mächtiger alter Ahornbaum stand davor und verdeckte es. Wie ich nun so durchs Gezweig hinuntersah, gewahrte ich Olga, die mit einem anderen, wahrscheinlich ihr befreundeten Mädchen vorüberkam. ‚Na, du hast ja jetzt wieder deinen Grafen da', hörte ich das andere Mädchen sagen. ‚Ach was, der!' erwiderte Olga wegwerfend. ‚Heiraten würde er mich doch nicht, und nur so' — sie machte eine verächtliche Handbewegung.

Noch niemals war es mir so deutlich geworden, daß, wie man zu sagen pflegt, der Ton die Musik mache. Gegen ihre Äußerung war ja nicht das geringste einzuwenden. Sie war vielmehr sehr löblich und hätte mich überzeugen können, wie ehrenwert ihre Gesinnung war. Aber die Art und Weise, wie sie ihre, noch dazu tschechisch gesprochenen Worte vorbrachte, wirkte auf mich erkältend wie Eis. Denn sie zeigte mir, daß meine Erkorene nicht die geringste Empfindung für mich hege. Es war bei ihr damals eben nichts anderes gewesen als eine vorübergehende Emotion der Pubertät, wie sie jeder Backfisch durchzumachen hat. Diese Erkenntnis stimmte mich plötzlich ganz froh, und von diesem Augenblick an war auch Olga für mich Luft. Ich machte noch die Jagden mit und kehrte dann auf meinen Posten nach Madrid zurück."

IV.

„Was ich dabei gefürchtet hatte, war das Wiederzusammentreffen mit jener Dame. Aber der Herr Gesandte war allein gekommen. Seine Gemahlin hatte in einem nordischen Seebade einen russischen Fürsten kennen gelernt und sich scheiden lassen. An der Seite des Russen soll sie in Petersburg noch eine sehr hervorragende Rolle gespielt haben — und tugendhaft geworden sein. Das kommt manchmal bei solchen Frauen vor, wenn sie zufällig auf den Richtigen treffen — und nebenbei ein wenig zu altern anfangen. Sie aber stand eigentlich noch immer in der Blüte ihrer Jahre, als sie plötzlich starb. Ich hatte es erst einige Zeit nach ihrem Tod erfahren. Aber die Kunde traf mich wie ein heftiger Schlag ins Innerste, der mich fühlen ließ, wie sehr ich dieses Weib geliebt hatte."

Er schwieg, in Gedanken versinkend. Dann fuhr er fort: „Das Leben in Spanien war mir inzwischen immer öder geworden. Die Liebschaften der dicken Königin Isabella und die beständigen Pronunziamentos langweilten mich mehr als sie mich aufregten. So griff ich endlich wieder zum Schwert und machte das Mexikanische Abenteuer mit. Nach dem unglücklichen Ausgang unternahm ich noch eine Reise nach Paris und London und kehrte in unsere mährische Heimat zurück. Mein Bruder residierte, da unser Vater gestorben war, schon als Fürst in Roggendorf, wo jetzt auch ich meine Tage beschließen will.

An die Worels dachte man schon längst nicht mehr. Einmal aber kam doch die Rede auf sie, und mein Bruder sagte: ‚Wie ich höre, ist es ihnen eine Zeitlang ganz gut gegangen. Er ist ja wirklich ein geschickter Mensch, und die ersteren Arbeiter in jener Kunsttischlerei sollen sehr gut bezahlt werden. Aber in seiner Familie hatte er Unglück. Die Olga, die in Blansek die Bewerbungen eines unserer Forstleute schnöd zurückgewiesen, hat sich in der Stadt mit dem Sohn eines reichen Fabrikanten

eingelassen. Er soll ihr die Ehe versprochen haben. Als sie aber durch ihn in andere Umstände gekommen war, verließ er sie. Man sagt, es sei eine böse Geschichte gewesen, denn Papa Worel wollte es mit Gewalt durchsetzen, daß sie der junge Herr zu seiner Frau mache. Aber es nützte nichts; sie mußten sich mit einer nicht unansehnlichen Abfindungssumme zufrieden geben. Aber da war auch gleich ein Schwindler da, der die Vaterschaft und auch das Kapital auf sich nahm, indem er Olga heiratete. Er hatte die Absicht, eine Fabrik zu errichten, in der alte Tuchreste zu frischen Stoffen verarbeitet werden sollten. Nach ein paar Jahren war das Geld zum Teufel gegangen, und da auch Wechselfälschungen mitspielten, kam der Herr Gemahl ins Zuchthaus. So mußte die Olga mit zwei Kindern zu ihrem Vater flüchten. Und der Schlingel von Sohn ist natürlich nicht einmal durch die zweite Gymnasialklasse gekommen. Er hat sich dem Violinspielen gewidmet, um es darin, wie der Alte versichern soll, zur Meisterschaft zu bringen. Nun, wir werden ja sehen.'

Nicht lange nach diesem Gespräch wies mir mein Bruder ein Schreiben vor, das er eben von Worel erhalten hatte. Dieser teilte darin mit, daß er unverschuldet in eine große Notlage geraten sei, die jetzt um so drückender geworden, als ihn seine Frau wieder mit einem Kinde — einem Knaben, beschenkt habe. Er bitte daher, ihm einen Vorschuß von dreihundert Gulden zu gewähren, welche Summe er in kleinen Monatsraten dankbarst von seiner Pension zurückerstatten werde.

‚Was wirst du tun?' fragte ich.

‚Auf Ratengeschäfte lasse ich mich nicht ein', erwiderte mein Bruder. ‚Aber ich werde ihm das Geld schicken, damit er sieht, daß man ihm nichts nachträgt.'

‚Weißt du was?' sagte ich. ‚Ich muß dieser Tage ohnehin nach der Stadt fahren, und werde ihm das Geld überbringen.'

Mein Bruder sah mich etwas erstaunt an. Da ich aber

erklärte, es interessiere mich, die Verhältnisse kennen zu lernen, in denen die Leute jetzt lebten, so stimmte er zu.

Ich begab mich also schon am nächsten Tage nach der Stadt. Es war Sonntag und ich hoffte, da Worel in seiner Wohnung anzutreffen. Diese befand sich in einer breiten, entlegenen Straße, in der noch sehr viele alte und niedere Häuser standen. Dazwischen waren mehrstöckige neue Bauten aufgeführt worden. Echte Proletarierhäuser. In einer dieser Zinskasernen hauste er jetzt, hoch oben in der letzten Etage. Schon im Torweg schlug mir ein beklemmender Geruch entgegen, der sich in jedem Stockwerk in einen andern Mißduft auflöste. Endlich war ich vor der gesuchten Tür angelangt, die halb offen stand. Drinnen im Dunst des Herdes kochte die bucklige Maruschka das Mittagessen. Als sie mich erblickte und erkannte, ließ sie den Löffel fallen, stürzte nach der Zimmertür, riß sie auf und schrie hinein: ‚Graf Erwin ist da!‘ Ich vernahm, wie die Leute überrascht und bestürzt durcheinander fuhren; sie wußten offenbar nicht, wie sie mich empfangen sollten. Ich aber war schon eingetreten. In der Mitte eines kleinen, mit allerlei brüchigem Hausrat vollgepfropften Zimmers war Worel zu sehen, seinen jüngsten Sprößling auf dem Arm. In einiger Entfernung von ihm, an allen Gliedern zitternd, sein gealtertes, abgehärmtes Weib. Links stand eine schmale Kammer offen, in welche zwei notdürftig bekleidete und widerstrebende Kinder hineinzuziehen Olga bemüht war. Ein Blick auf sie genügte mir, um zu erkennen, daß sie noch immer schön — aber ihr Antlitz auch schon von scharfen Furchen durchzogen war. In der Kammer saß, mager und dünnbärtig, ein junger Mann mit fahlem Gesicht und finster blickenden Augen. Als es gelungen war, die Kinder hineinzubringen, zog Olga die Tür hinter sich zu.

‚Herr Worel,‘ sagte ich jetzt, während mir die Frau einen abgenützten Stuhl zurechtschob, ‚ich überbringe Ihnen hier im Auftrag meines Bruders die erbetene Summe. An Rück-

zahlung brauchen Sie nicht zu denken, und wir wünschen nur, daß Ihnen damit geholfen sei.‘

Der Mann hatte sich inzwischen gefaßt. ‚Ich danke sehr‘, erwiderte er gemessen, während er den Säugling in den Arm der Mutter legte, deren Augen bei meiner Rede feucht geworden waren. ‚Es wird sich schon alles wieder machen. Ich hoffe auf einige größere Arbeiten außer Akkord. Es ist, wie ich mir mitzuteilen erlaubte, nur eine momentane Notlage. Der da‘ — er wies auf das Kleine — ‚hat sie auf dem Gewissen. Im übrigen verspricht er, ein prächtiger Bursch zu werden. Sehen ihn Erlaucht nur an. Nicht wahr? Eine ganz tüchtige Leistung von Eltern in so späten Jahren.‘

Während ich nach dem Kinde blickte, das keinen Tropfen Blut in den Adern zu haben schien, aber jetzt heftig zu schreien anfing, ging die Zimmertür auf und der Sohn Worel trat mit einer kurzen Verbeugung herein. Breitspurig, aufgedunsen, das vulgäre Gesicht von langen Haaren umwallt.

‚Das ist mein Franz‘, sagte Worel. ‚Erkennen ihn Erlaucht noch? Er hat sich ganz auf die Musik geworfen. Er hofft auch bald im Orchester des Stadttheaters einen Platz zu finden.‘

‚Ich gratuliere‘, sagte ich, während der Virtuose mit einem blöden Lächeln vor sich hinstierte. ‚Und nun leben Sie alle wohl‘, fügte ich mit einem letzten Blick auf die geschlossene Kammertür hinzu und ging, von Worel durch die Küche geleitet.

Als ich langsam und vorsichtig die schmutzige Treppe hinunterschritt, vernahm ich, wie mir jemand nachgehuscht kam. Es war die Frau. ‚Verzeihung, Erlaucht‘, flüsterte sie. ‚Haben die Gnade, nur auf ein Wort —‘

‚Was wünschen Sie, liebe Frau Worel?‘ fragte ich, auf einem Absatz der Treppe stehen bleibend.

‚Ach, mein Gott‘, erwiderte sie, und brach in Tränen aus. ‚Wir sind so unglücklich!‘

‚Unglücklich? Ihr Mann sprach doch nur —‘

‚Ach der!‘ unterbrach sie mich. ‚Der sieht immer alles ganz anders an. Wie er es eben haben möchte. Und dann schämt er sich auch. Und unsere jetzige Notlage wäre auch das geringste. Worel ist ja fleißig und verdient viel. Aber die Kinder!‘ Sie hielt sich schluchzend die Hände vor die Augen.

‚Was ist es mit den Kindern?‘

‚Ach der Franz! Der ist ein Lump geworden. Mit em Geigenspielen ist es nichts, rein nichts. Der Meister, zu dem er ging, hat ihn aufgegeben. Er soll gar kein Talent haben. Und nun lungert er den ganzen Tag herum, trinkt und macht Schulden. Das mit dem Theaterorchester hat er dem Vater vorgelogen.‘

Ich wußte nicht, was ich erwidern sollte, und zuckte daher bloß die Achseln.

‚Und dann die Olga! Ihre traurigen Schicksale werden in Roggendorff wohl bekannt geworden sein. Nun aber hat sie einen Menschen kennen gelernt, der in einer Spinnfabrik arbeitet. Die Leute sagen, daß er ein Sozialist ist und schlechte Gedanken im Kopf hat. In den hat sie sich verliebt. Zum erstenmal in ihrem Leben! Denn alles andere war doch nur so. Und nun, da ihr Mann im Gefängnis gestorben ist, will sie ihn heiraten — und selbst Arbeiterin in der Spinnfabrik werden. Denken Sie nur, Erlaucht, unsere Olga in einer Spinnfabrik!‘

Mir schien das nicht gerade das allergrößte Unglück zu sein. Aber ich dachte daran, daß ich sie einst selbst hatte heiraten wollen. ‚Nun, wenn sie durchaus will,‘ sagte ich, ‚so läßt sich nichts dagegen tun. Sie ist großjährig.‘

‚Ja, ja,‘ entgegnete die Frau, ‚es läßt sich nichts machen! Sie hat einen harten Kopf, gerade wie mein Mann. Aber es wird kein gutes Ende nehmen.‘

‚Nun, wer weiß‘, sagte ich. ‚Sie kennen ja den alten Spruch: des Menschen Wille ist sein Himmelreich.‘

‚Ach Gott!‘ sagte sie, trostlos aufblickend. ‚Und jetzt auch noch das Kind. Daß uns das hat geschehen müssen!‘

‚Sie müssen es jetzt eben hinnehmen. Aber verzweifeln Sie nicht. Wir werden Sie nicht verlassen.‘

‚O tausend Dank!‘ rief die Frau, wieder in Tränen ausbrechend. ‚Auch Seiner Durchlaucht für die gütige Gabe!‘ Sie wollte meine Hand erfassen und küssen.

‚Ist gern geschehen‘, sagte ich, mich losmachend. ‚Und schreiben Sie nur, wenn Hilfe nottut.‘

Während ich jetzt die Treppe vollends hinabstieg und dem Innern der Stadt zuschritt, gedachte ich der Zeiten, da diese Menschen in einem behaglichen Heim, von frischer, gesunder Luft umweht, ein kräftig blühendes Dasein führten. Und jetzt atmeten sie dort oben in dem verpesteten Hause, in enge Räume zusammengepfercht, dem Elend preisgegeben! Dieser Wandel der Dinge durchschauerte mich, als hätte ich ihn am eigenen Leibe erfahren, und unwillkürlich sprach ich wieder die banale Phrase vor mich hin: des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“

* * *

„Alles Weitere ist bald erzählt“, fuhr der Graf nach einer Pause fort. „Welchen Ausgang Olga genommen, wissen Sie. Ihr älterer Bruder blieb ein Taugenichts, der in schlechten Wirtshäusern aufspielte. Schließlich wurde er zum Landstreicher und soll in einer offenen Scheune, darin er einmal bei starkem Winterfrost genächtigt, erfroren sein. Ein bezeichnendes Ende hat der Vater genommen. Er hatte sich durch sein selbstbewußtes, hochfahrendes Wesen schon lange bei seinen Mitarbeitern verhaßt gemacht. Als man einmal eine Lohnerhöhung durchsetzen wollte, arbeitete er während des Streiks im geheimen für den Besitzer der Tischlerei fort. Wohl durch Not dazu bewogen, aber noch mehr durch seine Eitelkeit. Denn es wurde ihm gesagt, daß nur er imstande sei, einen kleinen, besonders komplizierten Schrank anzufertigen, der von einer vornehmen

Persönlichkeit dringend bestellt worden war. Die Sache wurde entdeckt und von den Ausständigen sehr übel aufgenommen. Sie überfielen ihn bei günstiger Gelegenheit und prügelten ihn weidlich durch. Das schien weiter keine Folgen gehabt zu haben. Nach und nach aber begann er zu kränkeln, und eines Tages starb er ohne bestimmt nachweisbare Todesursache. So sind jetzt nur mehr drei Familienglieder am Leben. Die Mutter, die älteste Schwester, welche beide sich mit ihrer Hände Arbeit durchbringen — und der Jüngste, der den romantischen Namen Jaroslav führt. Wie es heißt, ein hübscher, anstelliger Knabe. Er soll auch ein sehr fleißiger Schüler sein und genießt von uns einen Erziehungsbeitrag. Vielleicht ist er schon der Mensch der Zukunft."

Sappho.

Vorwort des Herausgebers.

Die beiden Handschriften der Novelle sind „Döbling, im Sommer 1904" datiert. Die erste stellt die erste Niederschrift vor, die noch mit vielen Korrekturen belastet ist; die zweite ist eine nur im Abschnitt I von des Dichters eigener Hand, später aber von fremder Hand herrührende und von ihm bloß durchkorrigierte Reinschrift, die dem ersten Druck in der Österreichischen Rundschau, herausgegeben von Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy (3. und 10. November 1904, I. Band, 1. Heft, Seite 39—47, 2. Heft, Seite 93—102) zugrunde liegt. Später hat Saar dann wieder auf die eigenhändige erste Niederschrift zurückgegriffen und diese, neuerdings durchkorrigiert und ohne Berücksichtigung der Lesarten des ersten Druckes, dem Wiederabdruck in der „Tragik des Lebens" (1906, Seite 37—81) zugrunde gelegt. Im ganzen sind die Änderungen wenig bedeutend.

I.

Eines Tages hatte ich ihn wieder in seiner einsamen Behausung aufgesucht. Wir sprachen wie gewöhnlich über das, was uns beiden am nächsten lag: über Literatur. Dabei kamen wir auch auf die schrankenlose Erotik, die sich im modernen Frauenschrifttum kundgibt.

„Ja," sagte er mit leichtem Lächeln, „die Erscheinung ist verwunderlich. Ich halte sie auch keineswegs für ein wesentliches Substrat der Frauenemanzipation, die ja mit ihren ernsten Zielen gerade in jener Hinsicht Beruhigung und Ablenkung anstrebt. Ich glaube vielmehr, daß derlei ekstatische Ausbrüche, derlei stürmische Angriffe auf eine veraltete Moral, die das Weib am vollen ‚Sichausleben' hindert, größtenteils von unglücklichen Geschöpfen herrühren, die — wie ja auch so viele Männer — vom anderen Geschlechte nicht begehrt werden. Und zwar aus rein physiologischen und ästhetischen Gründen. Die meisten Vorkämpferinnen der freien Liebe würden, wenn selbst die letzte sittliche Hemmung verschwunden wäre, doch nur die traurige Erfahrung machen, daß sie nach wie vor zur Entbehrung verurteilt seien. Es ist begreiflich, daß sich die persönliche Eitelkeit gegen eine solche Annahme sträubt, und es wäre wirklich zu viel verlangt, daß die Frauen hierüber jemals zu deutlicher Einsicht gelangen sollten, wenn auch zuweilen in dieser oder jener eine Ahnung des wirklichen Sachverhaltes aufdämmern mag. Mir selbst wenigstens ist nur ein Weib begegnet, das sich über Ursache und Wirkung klar geworden."

„Und wer war dieses Weib?"

„Auch eine Dichterin."

Er trat an einen kleinen Schrank, in dem er seine Papiere verwahrte, und entnahm ihm ein ziemlich umfangreiches Paket, dessen Aufschrift er mir wies. Sie lautete: Documenta feminina.

„Alte Liebesbriefe?" fragte ich.

„Sind auch dabei — aber nur sehr wenige an mich selbst gerichtet. Im einzelnen wie im ganzen jedoch sind es höchst charakteristische Kundgebungen, die ich im Laufe der Jahre aufgesammelt. Für einen Erforscher der weiblichen Psyche können sie von Wert sein. Auch kulturhistorisch sind sie nicht uninteressant. Denn sie umfassen mehr als ein halbes Jahrhundert und stammen aus allen Schichten der Gesellschaft. So weisen sie auch alle Bildungsgrade auf — von naiven und unorthographischen Ergüssen rückständiger Gretchen bis zu geistvollen Emanationen des auf der Höhe des heutigen Lebens angelangten Weibes."

Er öffnete das Paket und zog nach kurzem Suchen zwischen mehr und minder vergilbten Schriftstücken einige eng beschriebene Blätter hervor, auf die er eine Zeitlang in schweigenden Gedanken niederblickte. Dann sagte er: „Dieser Brief ist vielleicht der persönlich inhaltsvollste von allen, die Sie hier sehen. Er ist an mich gerichtet. Die Dichterin, von der ich sprach, hat ihn mir geschrieben. Denn ich habe in ihrem Dasein eine kurze, aber bedeutungsvolle Rolle gespielt. Da sie längst nicht mehr atmet und mit dem wenigen, das sie hervorgebracht, verschollen und vergessen ist, so kann ich Ihnen das Erlebnis mitteilen, das jetzt mit allen Einzelheiten in der Erinnerung vor mir auftaucht."

* * *

„Es war vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Ich hatte schon damals angefangen, aus der Mode zu kommen. In meinem Schaffen war ein Stillstand eingetreten, und die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich neuen, glänzenderen Erscheinungen

zu. Dennoch verkehrte ich noch in der großen Welt, da sich einmal angeknüpfte Beziehungen nicht so leicht abbrechen lassen.

So fand ich mich auch bei einer Soiree ein, die noch nach Schluß der Saison in einem prachtliebenden plutokratischen Hause stattfand. Gleich bei meinem Eintritt kam der Hausherr, der mit seiner Gattin zum Empfang der Gäste nahe der Tür stand, auf mich zu. ‚Sie können mir eine große Gefälligkeit erweisen‘, sagte er, mich vertraulich unter dem Arm fassend. ‚Es ist heute eine junge Dame hier, die verwaiste Tochter eines höheren Beamten, mit dem einst mein Vater in Verbindung gestanden. Sie versucht sich als Schriftstellerin, und meine Frau, die sich für sie interessiert, bestand darauf, daß sie eingeladen werde. Ich dachte, sie würde sich entschuldigen lassen, denn sie lebt ganz zurückgezogen in bescheidensten Verhältnissen. Nun ist sie aber doch gekommen und dürfte sich unter den vielen ihr unbekannten Menschen ziemlich vereinsamt fühlen. Da wäre es denn sehr edel von Ihnen, wenn Sie sich ihrer ein bißchen annehmen wollten. Möglicherweise ist Ihnen auch ihr Name nicht mehr ganz unbekannt, da sie doch schon einiges veröffentlicht hat.‘

Es zeigte sich nun, daß ich wirklich eine Novelle in Erinnerung hatte, die in einer Tageszeitung erschienen und mir durch sehr lebendige Milieuschilderung angenehm aufgefallen war. Sie spielte irgendwo auf einem adeligen Gute und war offenbar unter dem Einflusse Turgenjews entstanden, der damals viel gelesen wurde. Auch hatte ich in einem poetischen Jahrbuche von derselben Verfasserin zwei Gedichte gefunden, die eine ungewöhnlich tiefe Empfindung bekundeten.

Obgleich ich der persönlichen Bekanntschaft mit Autoren beiderlei Geschlechtes immer gern aus dem Wege ging, so konnte ich jetzt doch nicht umhin, dem Hausherrn meine Bereitwilligkeit auszusprechen.

‚Schön. Da werde ich Sie gleich vorstellen‘, sagte er und lenkte mich durch den bereits stark gefüllten Saal in ein Neben-

gemach, wo sich sitzende und stehende Gruppen von Herren und Damen befanden. In der Ecke eines kleinen Sofas war eine weißgekleidete Frauengestalt zu erblicken, die eine rote Kamelie im schlicht gescheitelten blonden Haar trug. Sie befand sich im Gespräch mit einem noch sehr jungen Manne, einem nahen Anverwandten des Hauses, der neben ihr in einem Fauteuil saß. Es war eine Dichterin und ihr Nachbar erhob sich sofort wie erlöst, als jetzt die Vorstellung erfolgte. Ich nahm seinen Platz ein und sagte der Dame einiges Verbindliche über ihre mir bekannten Leistungen.

Sie errötete bis unter die Stirnhaare. ‚Sie kennen also meine Versuche?‘ sagte sie mit vibrierender, etwas klangloser Stimme.

‚Gewiß. Und ich kann nur wiederholen, daß sie mir sehr gefallen haben.‘

‚Wirklich?‘ erwiderte sie unsicher. ‚Ich selbst halte sehr wenig davon.‘

‚Das ist ja ein gutes Zeichen.‘

‚Meinen Sie? Es beweist doch nur Mangel an Selbstvertrauen. Und das ist immer notwendig, wenn man etwas hervorbringen will.‘

‚Nun allerdings. Aber sehr oft haben gerade talentlose Leute das größte Selbstvertrauen.‘

‚Das ist wahr. Die meisten Menschen überschätzen — oder belügen sich. Ich habe gelernt, gegen mich aufrichtig zu sein. Und da glaub ich, mir sagen zu müssen, daß meine Begabung nicht ausreicht. Ich kann nichts erfinden. Nur ganz persönliche Eindrücke regen mich an.‘

‚Das wäre ja das Richtige‘, warf ich ein.

‚Aber auch da gestaltet sich mir alles nur sehr langsam. Ich ringe mit dem Ausdruck — das Schreiben macht mir viel Mühe —‘

‚Trösten Sie sich. Es ist manchem großen Schriftsteller so ergangen.‘

‚Ich weiß. Und doch, wenn ich sehe, wie leicht und sicher andere Frauen Buch um Buch fertig bringen, da verzweifle ich. Es fehlt mir zwar nicht an Plänen und Entwürfen, aber ausführen kann ich sie nicht. Ich finde nicht die nötige Ruhe und Sammlung. Mein ganzes Leben —‘ Sie brach ab und blickte vor sich hin.

Wie sie so dasaß, etwa dreißigjährig, schmächtig und schmalschultrig, mit dem länglichen Gesicht und der stark entwickelten Nase, war sie keineswegs eine reizende Erscheinung. Aber sie hatte schöne, grünlich schimmernde Augen, und die Nase wies im Profil eine edle Linie. Zudem lag etwas Rührendes in der ganzen unscheinbaren Gestalt, und mit einer Art von Wehmut betrachtete ich ihr unmodisches Kleid, die sichtlich nur gemachte Blume in ihrem Haar und den alten, gebrechlichen Elfenbeinfächer, den sie in der Hand hielt.

Ein Diener trat heran und servierte Tee. Sie nahm eine Tasse und ein paar kleine Süßigkeiten.

Während sie den Tee schlürfte, erklangen im Saale die Töne eines Pianos.

‚Mein Gott! Musik!‘ rief sie erschrocken aus und setzte die Tasse weg. ‚Wenn nur nichts von Wagner gespielt wird!‘

‚Warum?‘ fragte ich. ‚Lieben Sie Wagner nicht?‘

‚O ja. Seine Musik hat große Gewalt über mich. Aber sie regt auch meine Nerven fürchterlich auf!‘ Sie bewegte sich unruhig auf dem Sofa.

Inzwischen nahm drinnen das Tonstück seinen Fortgang.

‚Es ist nicht von Wagner‘, sagte ich. ‚Ich glaube, eine Sonate von Brahms—‘

‚Nein, Wagner ist es nicht‘, erwiderte sie aufatmend. ‚Ob Brahms, kann ich nicht sagen. Ich habe so wenig von ihm gehört. Überhaupt bin ich eigentlich ganz unmusikalisch.‘

Der Sonate folgten einige Lieder, von weiblicher Stimme gesungen.

Wir hörten schweigend zu. Mittlerweile aber waren viele

Personen, die mit uns im Zimmer gewesen, nach und nach in den Saal getreten, so daß wir uns jetzt fast allein befanden.

‚Wollen wir uns nicht auch ein wenig die Gesellschaft ansehen?‘ fragte ich.

‚O ja‘, sagte sie und erhob sich. ‚Ich habe Sie ohnehin schon zu lange aufgehalten.‘

‚Keineswegs. Es war mir ein Vergnügen, an Ihrer Seite verweilen zu können. Da wir aber schon einmal hier sind, so dürfen wir uns nicht allzu sehr auf die Sonderlinge hinausspielen.‘

Wir gingen also in den Saal, wo es jetzt, da die Musik beendet war, bunt und glänzend durcheinander wogte. Zwischen den prachtvollen Roben und funkelnden Geschmeiden der Damen nahm sich die Dichterin in ihrem ärmlichen Putz seltsam genug aus. Sie wurde auch von allen Seiten ziemlich befremdet angesehen; man wußte offenbar nicht recht, was man aus ihr machen sollte. Endlich trat die Hausfrau an sie heran, die nun angelegentlich mit ihr sprach und sie dann einer kleinen Gruppe älterer Damen vorstellte. Auch ich fand nähere Bekannte, die mich in Anspruch nahmen, und so verlor ich sie aus den Augen. Nach einer Weile erblickte ich sie wieder. Sie schien mich gesucht zu haben und kam jetzt auf mich zu.

‚Ah, da sind Sie!‘ sagte sie. ‚Ich will mich nur von Ihnen verabschieden.‘

‚Sie wollen fort?‘

‚Es ist schon spät, und ich habe einen weiten Weg nach Hause.‘

‚Sie werden doch nicht allein gehen?‘

‚Gewiß. Das bin ich gewohnt. Aber so nach Mitternacht wäre es mir doch nicht angenehm.‘

‚Mit Ihrer Erlaubnis würde ich mich Ihnen sehr gern anschließen.‘

‚Das kann ich nicht zugeben. Sie hatten wahrscheinlich vor, bis zu Ende zu bleiben.‘

‚Keineswegs. Ich hatte die Absicht, mich noch vor dem Souper zu entfernen, das sich hier immer sehr in die Länge zieht. Wissen Sie was? Nehmen wir ein paar Bissen beim Büffet und dann gehen wir.‘

Sie war es zufrieden, und wir suchten das Büffetzimmer auf, das ganz leer war, da die Stunde des Soupers doch schon heranrückte. An einem kleinen Tische nahmen wir Platz, und ich ließ durch einen noch anwesenden Diener Sandwiches und kalten Aufschnitt herbeibringen. Auch zwei Gläser Médoc, davon eine Flasche entkorkt bereit stand.

Unser Mahl war rasch beendet. In der Garderobe, die sich unten im Vestibül befand, nahm meine Begleiterin ein leichtes dunkelblaues Mäntelchen um und hüllte den blonden Scheitel in ein weißes Schleiertuch.

‚Wo wohnen Sie?‘ fragte ich vor dem Tore des Palais, wo immer Mietwagen zur Verfügung waren.

‚Auf der Wieden — weit draußen in der Nähe des Belvederes.‘

‚Gestatten Sie, daß ich einen Wagen nehme?‘

‚Ach nein. Wenn es Ihnen nicht zu entlegen ist, so gehen wir lieber. Die Nacht ist so schön.‘

Sie war es wirklich: eine echte mondbeglänzte Mainacht. Im Helldunkel der Anlagen längs der Ringstraße stand alles in Blüte: Kastanien, Flieder, Goldregen. Schimmernde Farben, wehende Düfte.

Ich hatte ihr den Arm geboten, und wir schritten nebeneinander hin.

‚Nun, wie haben Sie es heute abend gefunden?‘ fragte ich.

‚Gefunden? Mein Gott, ich hatte ja nichts erwartet. Vielmehr bin ich wieder so recht zur Überzeugung gelangt, daß ich in solch eine Gesellschaft nicht passe. Ich wollte eigentlich auch gar nicht hingehen und entschloß mich nur dazu, um die Hausfrau, die sich meiner freundlich annimmt, nicht zu

verletzen. Trotzdem würde ich es jetzt sehr bereuen, wenn ich nicht so unverhofft Ihnen begegnet wäre.'

‚Auch ich hatte diese Begegnung nicht vermutet und freue mich darüber. Hoffentlich setzt sich unsere Bekanntschaft fort.'

‚Sollten Sie das wirklich wünschen?' fragte sie, indem sie die Augen forschend zu mir aufschlug.

‚Gewiß. Ich glaube, wir sind beide einsame Menschen, die vielleicht bestimmt wären, sich aneinander zu schließen.'

Ihr Arm zitterte leicht unter dem meinen.

‚Sie sind also einsam?' sagte sie nach einer Pause. ‚Ich hätte eher das Gegenteil vermutet.'

‚Man macht sich von anderen oft ganz unrichtige Vorstellungen. Vielleicht irr' ich mich auch in Ihnen.'

‚In jener Hinsicht gewiß nicht.'

Es trat wieder ein Schweigen ein. Die weitgedehnte Straße lag in nächtlicher Ruhe da. Die Trambahn klingelte nicht mehr; nur wenige Wagen, nur wenige Menschen kamen an uns vorüber.

Plötzlich war in einiger Entfernung vor uns ein junges Paar zu bemerken, das aus einer Seitengasse eingebogen sein mußte. Zwei hohe, schlanke Gestalten, die sich im Gehen zärtlich aneinander schmiegten und jetzt einen Augenblick stillhielten, um sich flüchtig zu küssen.

‚Sehen Sie dort?' sagte ich. ‚Zwei Glückliche!'

‚Ja', erwiderte sie. ‚Aber wer weiß, auf wie lange.'

‚Nun, jedem Glück ist schließlich eine Zeitgrenze gesetzt. Wenn man es nur einmal wirklich genossen hat!'

‚Ich habe es nie genossen.'

‚Nie?'

‚Nein. Denn ich bin niemals geliebt worden. Das heißt —' Sie unterbrach sich.

Ich erwiderte nichts. Aber eine eigentümliche Empfindung überkam mich. Auch ich war ja eigentlich niemals geliebt worden. Alle meine bisherigen Beziehungen zu den Frauen waren halbe geblieben, hatten mir mehr Qual als Glück gebracht. Wenn

ich nun hier das weibliche Herz, die weibliche Seele gefunden hätte, nach der ich mich immer gesehnt ...

Ich blickte auf ihr Antlitz nieder, das vom hellen Mondlicht verklärt wurde. ‚Und wenn ich Sie lieben würde?‘ sagte ich, ihren Arm sanft an mich drückend.

Ich fühlte jetzt, wie sie im Innersten erbebte. „Sie würden mich nicht lieben“, erwiderte sie und wandte das Haupt ab.

Wir waren inzwischen auf dem Schwarzenbergplatz angekommen und lenkten der Heugasse zu, an deren oberem Ende sie wohnte.

‚Also, wann seh’ ich Sie wieder?‘ fragte ich, als wir uns dem Hause näherten.

Sie kämpfte offenbar mit sich selbst; es schien, als wolle sie sagen: niemals! Dann aber plötzlich mit vor Erregung zitternder Stimme: ‚Wann Sie wollen! Bei mir kann ich Sie nicht empfangen, denn ich wohne sehr eingeschränkt bei Bekannten zur Miete. Aber drüben im Belvedere können wir zusammentreffen. In dem kleinen Nebengarten, wo der Pavillon steht. Sie wissen doch? Dort ist es in den Mittagsstunden ganz einsam.‘

‚Also morgen — oder eigentlich heute, bald nach Zwölf.‘

‚Ja‘, sagte sie und zog die Klingel. Dann reichte sie mir die Hand, die ich festhielt.

Wir hörten kommen. ‚Gute Nacht!‘ sagte ich.

‚Gute Nacht!‘ erwiderte sie mit gedämpfter Stimme und einem letzten Drucke der Hand. Das Tor wurde geöffnet und hinter ihr geschlossen.

Als ich jetzt allein war und dem Stadtteil zuschritt, in dem ich damals wohnte, überkamen mich allmählich drückende Gedanken. Etwas wie Reue beschlich mich. Hatte ich mich da nicht zu einer vorschnellen Erklärung hinreißen lassen? Zu einer Erklärung, die ich kaum vor mir selber, noch weniger aber dem Weibe gegenüber verantworten konnte, dem ich sie getan? Würd’ ich es wirklich lieben können? Bis jetzt hatte mich bei den Frauen

immer nur Schönheit angezogen und gefesselt. Und die Dichterin war nicht schön. Aber in ihrem ganzen Wesen lag etwas, das mich rührte, das mich ergriff. Und sie hatte ja schöne Augen und, wie ich im Büffetzimmer, wo sie die Handschuhe abgestreift hatte, bemerken konnte, auch schöne Hände. Und noch edlere, höhere Reize waren ihr zu eigen! Sie besaß Geist, Tiefe der Empfindung — und war, das fühlte ich, inniger Hingebung fähig. Dieses Bewußtsein hob wieder meine gesunkene Zuversicht. Als ich zu Bett gegangen war, kamen mir vor dem Einschlafen zwei Verse in den Sinn, die ich einmal irgendwo, ich glaube in einem Album, gelesen hatte:

Größer als die Sehnsucht, selbst zu lieben,
Ist die Sehnsucht, sich geliebt zu sehn!

II.

Dennoch war meine Stimmung keine ganz freie, als ich mich gegen Mittag auf den Weg nach dem Belvedere machte, und mit einer gewissen Befangenheit trat ich in den bezeichneten Garten, wo die Dichterin bereits in sichtlicher Erwartung nahe beim Pavillon auf einer Bank saß. Diese Befangenheit schwand aber, als sie sich jetzt erhob und mir zur Begrüßung entgegenschritt. Denn sie sah, mit bescheidenen Mitteln herausgeputzt, ganz anmutig aus. Sie trug ein hellgraues Kleid mit weißer Garnierung, und ein blaubebändertes Strohhütchen ließ ihr ganz gut zu den blonden Haaren und dem vor innerer Erregung rosig gefärbten Antlitz. Ich hatte mich jedoch kaum neben ihr niedergelassen, als auch schon mein scharfes und verwöhntes Auge Einzelheiten an ihr wahrnahm, die meinen Schönheitssinn aufs empfindlichste verletzten. Ich bemerkte vor allem leicht verkrüppelte, abstehende Ohren, die gestern irgendwie verdeckt gewesen sein mochten; ich bemerkte ein haarloses Genick, ein Mangel, der mich bei Frauen seit jeher höchst unangenehm berührt hatte. Ich nahm trockene, gewissermaßen verlechzte

Lippen wahr, die fahle Zähne sehen ließen, und selbst die schönen Augen wurden mir dadurch verleidet, daß der blonde Brauenwuchs darüber sehr spärlich und mit Kohle nachgedunkelt war. Überhaupt trat jetzt im vollen Tageslicht das körperlich Unzulängliche der ganzen weiblichen Erscheinung immer deutlicher hervor. Natürlich trachtete ich, all diese Eindrücke in mir zu überwinden. Jedenfalls wollte ich sie nicht merken lassen und versuchte einen herzlich intimen Ton anzuschlagen. Aber ich war so aus der Fassung gebracht, daß ich eigentlich gar nicht mehr wußte, was ich sagen sollte. In meiner Verwirrung fragte ich die Dichterin, wie sie geschlafen habe, kam wieder auf den gestrigen Abend, kam wieder auf ihre Arbeiten zurück — kurz ich sprach von allem möglichen, nur von dem nicht, was sie erwartet haben mochte, erwartet haben mußte. Diese Enttäuschung drückte sich auch in ihrem Gesicht aus, der immer ernster, immer farbloser wurde. Sie gab, mit starren Augen vor sich hinblickend, sehr einsilbige Antworten, so daß unsere Unterhaltung schon in ein peinliches Stocken geriet.

Mittlerweile aber war eine alte Frau in dem Garten erschienen, in dem wir bis jetzt allein gewesen, und hatte sich ganz nahe bei uns auf eine Bank niedergelassen. Sie zog aus ihrem Tragbeutel Strickzeug hervor und begann emsig mit den Nadeln zu hantieren, wobei sie uns jedoch nach Art unfeiner Leute mit rücksichtsloser Neugierde im Auge behielt.

‚Das ist unerträglich!‘ sagte endlich die Dichterin, indem sie rasch aufstand. ‚Gehen wir doch lieber hinunter in das Kastanienrondell, dort ist es auch schattiger.‘

‚Oder vielleicht in die Gemäldegalerie?‘ warf ich ein. ‚Es ist, glaube ich, heute Eintrittstag.‘

‚Auch das, wenn Sie wollen‘, erwiderte sie gereizt.

Wir traten also hinaus und bewegten uns schweigend den Stufen zu, die zum Schlosse hinanführen. Gleich bei unserem Eintritt war zu bemerken, daß die Galerie nur wenig besucht war. Auf den kühlen Marmorfliesen des

Vorsaales angelangt, blickten wir unschlüssig nach rechts und nach links.

‚Gehen wir zu den Italienern?‘ fragte ich, da ich wahrnahm, daß diese Abteilung einigermaßen von Menschen belebt war.

‚Ach, sehen wir uns die Niederländer an‘, erwiderte sie.

Wir bogen also nach links ein, und es zeigte sich, daß wir die einzigen in der weiten Zimmerflucht waren.

Zerstreuter sind die herrlichen Bilder wohl noch nie betrachtet worden, als jetzt von uns. Ich blieb endlich, um ihn näher ins Auge zu fassen, vor einem Rembrandt stehen; sie aber ging gleich voraus in den Rubenssaal und ließ sich auf den rotsamtenen Puff nieder, der in der Mitte stand. Nach einer Weile folgte ich ihr, und während ich jetzt neben ihr saß, ließ ich die Blicke über die Gestalten des großen Vlämen schweifen, die uns geheimnisvoll umschwiegen.

‚Eigentümlich‘, sagte sie. ‚In meiner Jugend haben diese Bilder viel mächtiger auf mich gewirkt. Damals erschien mir Rubens als der größte Maler, den es je gegeben, wie ich denn überhaupt die Niederländer, ihres kräftigen Realismus wegen, den Italienern vorzog. Im Laufe der Jahre bin ich freilich davon zurückgekommen.‘

‚Ach ja‘, sagte sie wie abwesend und legte dabei ihre Hand auf die meine.

Ich fühlte bei dieser Berührung gar nichts, aber ich konnte jetzt doch nicht umhin, mit einem leisen Drücken ihrer Hand zu erwidern. Kaum war dies geschehen, als sie mir auch schon mit geschlossenen Augen halb an die Brust sank, das Antlitz an meiner Schulter bergend.

Ich war nahe daran, eine abwehrende Bewegung zu machen. Aber was blieb mir in dieser Situation übrig, als still zu halten? Ihre hingebende Wallung in irgendeiner Weise zu erwidern, war mir jedoch unmöglich.

So verharrten wir einige Augenblicke. Plötzlich schnellte sie empor und eilte hinaus. Ich ihr nach.

‚Wohin wollen Sie?‘ rief ich.

Sie war schon im ersten Zimmer angelangt. Dort wandte sie sich um und machte eine heftig abwinkende Gebärde. ‚Nein! Nein! Folgen Sie mir nicht! Leben Sie wohl!‘ Dabei rannte sie fast an einen dicken Herrn an, der eben, einen roten Bädeker in der Hand, eingetreten war und ihr jetzt sehr verwundert nachblickte. In großer Verlegenheit schritt ich an ihm vorüber und konnte draußen im Vorsaal noch gewahren, wie sie fluchtartig die Treppe hinabeilte.

Sollte ich sie nicht doch einzuholen trachten? Ich wollte es auch. Aber schon auf der Treppe hielt ich an. Nein! Wozu? An eine Wiederannäherung war ja nach diesem Vorfall nicht mehr zu denken. Und so war es vielleicht ein Glück zu nennen, daß der Bruch so rasch stattgefunden hatte. Sie konnte ja noch keine tiefere Neigung zu mir gefaßt haben. Nur ein unbezwinglicher Ausbruch leidenschaftlichen Temperaments war es gewesen, der sie mir an die Brust sinken ließ. Aber wie beschämt mußte sie sich jetzt fühlen! Wie gedemütigt! Und nur durch meine Schuld! Ich machte mir die bittersten Vorwürfe und sann hin und her, wie ich alles einigermaßen wieder gut machen könnte. Sollte ich ihr eine schriftliche Selbstanklage zukommen lassen? Aber hieße das nicht den Stachel nur noch tiefer drücken?

In dieser quälenden Gedankenrast verbrachte ich den Rest des Tages auf meinem Zimmer. Spät abends aber wurde mir durch einen Dienstmann der Brief überbracht, den ich Ihnen jetzt vorlesen will.“

* * *

„‚Mein heutiges Benehmen wird Ihnen, dem Menschenkundigen, keineswegs rätselhaft erscheinen. Wenn ich es jetzt doch mit diesen Zeilen näher zu erklären und auch des weiteren auseinanderzusetzen suche, so geschieht es vor allem, um Sie möglicher Selbstvorwürfe zu entlasten. Dann aber, weil ich Sie vollständig mit dem Unglück meines Lebens vertraut machen will.

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich niemals geliebt worden bin. In den Augen der Welt wird dies nicht gerade als besonderes Unglück erscheinen. Wie viele Frauen gibt es, die nicht geliebt werden! Auch sind ihrer nicht wenige, die gar kein Verlangen danach tragen. Das heißt, nicht in dem Sinne, wie ich es verstehe. Sie wollen gefallen, sich bei anmutigen Flirten unterhalten — und sich schließlich angemessen verheiraten. Daß sie dann wünschen und fordern, ihr Mann möge sie gern haben, ihnen die eheliche Treue bewahren, ist selbstverständlich. Leidenschaftliche Emotionen aber, allzu heißblütige Zärtlichkeiten begehren sie — wenigstens auf die Dauer — nicht, ja sie werden ihnen sehr oft unangenehm und lästig. Hingegen gibt es weibliche Naturen, die mit einem intensiven, nie sich erschöpfenden Hange zum Manne behaftet sind. Und das sind die Unglücklichen, wenn sie nicht jene Eigenschaften besitzen, die imstande sind, die Männer anzuziehen. Das Los solcher armen Geschöpfe hat Karl Beck mit wenigen Worten ebenso treffend wie ergreifend gekennzeichnet:

„Wenn je das Schicksal fluchen will,
So gibt es einem Weib
Ein Herz begehrend tief und still,
Doch ohne Reiz den Leib."

Zu diesen Fluchbeladenen gehöre auch ich. Es hat lange gebraucht, bis ich dahin kam, mich zu ihnen zu rechnen. Denn in meiner Jugend galt ich allgemein, wenn nicht für schön, so doch für hübsch, und wenn ich in den Spiegel blickte, glaubte ich mehr Reize zu besitzen, als so manche meiner Altersgenossinen, die ich aufs eifrigste umschwärmt sah. Die schlimmsten Erfahrungen, die bittersten Enttäuschungen waren notwendig, um mich von diesem Wahne zurückzubringen.

Schon als ich noch ein Kind von zehn oder elf Jahren war, hatte sich jener unselige Hang in mir geregt. Man wird ihn also einen krankhaften nennen können. Aber wer kann dafür, daß ihm krankhafte Triebe innewohnen? Ist man denn vor eine Wahl gestellt? Aber immerhin . . .

Also schon als Kind empfand ich Liebessehnsucht. Und diese Sehnsucht fand auch bald ihren Gegenstand in der Person eines schönen Knaben, der sehr oft zu einer uns verwandten Familie kam. Er war ein Schulkamerad des Sohnes, der drei Schwestern hatte. Diese Schwestern besaßen nun wieder Freundinnen, und so kam es, daß dort an Sonn- und Feiertagen immer ein großer Kinderkreis versammelt war. Da zeigte sich auch, wie früh bei den Menschen, wenn auch ganz unbewußt und harmlos, die Aggregate der Liebe zutage treten. Die Mädchen rissen sich bei gemeinsamen Spielen förmlich um den schönen Robert, der es schon verstand, diese unschuldigen Regungen sich zunutze zu machen, indem er sehr oft die Gespielinnen der Reihe nach umhalste und küßte, oder sonst ein tolles Wesen mit ihnen trieb. Nur mich übersah oder überging er. Und wenn ich mich schüchtern an ihn herandrängte, sah er mich eine Weile an und sagte dann, indem er mir flüchtig die Wange streichelte: ‚Nun ja, du bist ja meine liebe Martha‘. Ich war darüber tief unglücklich, und wenn ich nach Hause kam — ich war das einzige Kind meiner Eltern — weinte ich vor dem Einschlafen still in mein Kopfkissen hinein. Diese vorzeitigen Qualen dauerten übrigens nicht lange. Man war in jener Familie auf das Treiben aufmerksam geworden und wußte den Knaben fern zu halten. So beruhigte ich mich wieder, und in den Jahren meiner Entwicklung bewegte sich meine Sehnsucht im Reich der Träume, die nach und nach in teils unerwiderte, teils durch äußere Umstände wenig begünstigte Neigungen übergingen. Erst in reiferem Mädchenalter sollte ich endlich heiraten. Es war jemand in unserem Hause erschienen, der sich bemühte, meine Gunst zu erwerben. Ein junger Görzer, Doktor der Rechte, der im Bureau meines Vaters arbeitete. Dieser hielt viel von ihm, und da er seine Absichten bemerkte, so hatte er um so weniger dagegen einzuwenden, als der Freier aus angesehener Familie und auch nicht ohne Vermögen war. Wir verlobten uns. Daß es dem jungen Manne vielleicht nur darum zu tun war, seine bis jetzt noch provisorische

Stellung im Ministerium zu festigen und zu fördern, fiel mir nicht ein, obgleich es mir seltsam vorkam, daß er auch jetzt noch in den Schranken zarter Aufmerksamkeit verblieb und intimere Vertraulichkeiten, wie sie unter Verlobten üblich sind, fast ängstlich vermied. Ja, er wehrte sie sogar ab, wenn ich mich dazu hinreißen lassen wollte. Wie gesagt, das befremdete mich. Aber ich suchte es mit einer strengen Ehrenhaftigkeit in Einklang zu bringen, die es ihm verbot, mir vor der Hochzeit näher zu treten. Diese sollte nun stattfinden. Das Aufgebot war erfolgt, Tag und Stunde der Trauung festgesetzt. Die Hochzeitsgäste, darunter auch ein Onkel des Bräutigams, dessen Vater durch ein schweres Leiden in Görz zurückgehalten wurde, hatten sich bereits teils bei uns, teils in der Kirche eingefunden — aber der Bräutigam fehlte. Mit Kranz und Schleier stand ich erwartungsvoll da, alles befand sich in größter Spannung, und schon wurde vom Pfarrer, der uns trauen sollte, jemand abgesandt, um nach dem Grunde der Verzögerung zu forschen, als ein in Görz aufgegebenes Telegramm an den Onkel eintraf: ‚Heirat unmöglich'. Meine Bestürzung, das allgemeine Erstaunen können Sie sich vorstellen. Man vermochte sich diesen plötzlichen Rücktritt in zwölfter Stunde nicht zu erklären und riet auf eine momentane geistige Störung. Als aber von dem Abtrünnigen ein Brief kam, des kurzen Inhalts: er sähe zwar ein, daß man ihm nie und nimmer verzeihen werde, gäbe jedoch die heilige Versicherung, daß er nicht anders habe handeln können, da glaubte man wieder an ein physisches Gebrechen, das den jungen Mann verhindere, die Ehe einzugehen. Ich selbst neigte mich dieser Annahme um so williger zu, als sie eine dunkle Ahnung in mir beschwichtigte, daß sich bei ihm nach und nach eine tiefe körperliche Abneigung gegen mich festgesetzt habe. Er selbst aber verzichtete nunmehr auch auf seine Stellung in Wien und widmete sich in seiner Vaterstadt der Advokatur.

Bald nach diesem peinlichen Vorfalle starb meine Mutter, die seit langem gekränkelt hatte. Ich bezog nun mit meinem

Vater eine andere Wohnung. Sie befand sich am Heumarkt. Die Nähe der dortigen Kasernen brachte es mit sich, daß dieser oder jener Offizier auf mich aufmerksam wurde und mir zu Gefallen öfter an dem Hause vorüberging. Auch ein Major, schon ein älterer Mann, aber hoch und schlank gewachsen, wie er war, eine vornehme, interessante Erscheinung. Er gefiel mir — und ich ließ es ihn merken. So dauerte es nicht lange, daß er mir, als ich eines Tages — es war im Winter — allein nach der Stadt ging, auf der Straße folgte und mich ansprach. Wir trafen uns nun öfter — und schließlich schlug er mir eine Zusammenkunft in seiner Wohnung vor. Nach allem Bisherigen werden Sie nicht zweifeln, daß ich, wenn auch nach längerem Widerstande, darauf einging. Er erwartete mich in abendlicher Dunkelheit, und dicht verschleiert wankte ich an seinem Arm zum ersten Stockwerk der Kaserne empor. In einem Zimmer, das nur von flackernder Ofenglut unsicher beleuchtet war, nahm er mir rasch Hut und Mantel ab und zog mich mit sich auf ein Sofa. Meiner Sinne nicht mächtig, bestürmt von dem Doppelgefühl der Scham und des Verlangens, schloß ich die Augen, und unsere Lippen begegneten sich. Aber schon nach den ersten Zärtlichkeiten ließ er von mir ab und rückte zur Seite. Eine Weile blieb er sitzen, dann stand er auf und zündete einen Armleuchter an. ‚Mein Fräulein‘, sagte er, mit ernster Miene vor mich hintretend, ‚ich war im Begriff, ein Verbrechen zu begehen. Ja, so muß ich es nennen, denn aus mehrfachen Gründen hätte ich Sie doch nie und nimmer zu meiner Frau machen können. Mein besseres Selbst hatte sich im letzten Augenblick geregt, und ich kam zur Besinnung. Verzeihen Sie, daß ich mich von meinem heißen Blute habe hinreißen lassen. Ich bereue es tief.‘

Ich blieb regungslos und gab keine Antwort. Er aber schritt langsam im Zimmer auf und nieder. Endlich sagte er, meinen Mantel aufnehmend: ‚Ich glaube, es ist Zeit, daß Sie an den Heimweg denken.‘ Ohne etwas zu erwidern, erhob ich mich. Er legte mir den Mantel um und reichte mir den Hut.

den ich mechanisch aufsetzte. Den Schleier ließ er selbst herab, dann bot er mir den Arm und führte mich auf die Straße, wo er sich mit einem ehrerbietigen Handkusse von mir verabschiedete.

Mit welchen Empfindungen ich nach Hause gekommen war, wie ich die Nacht verbracht, davon hab' ich jetzt selbst keine deutliche Vorstellung mehr. Doch am nächsten Tage schrieb ich dem Major einen Brief voll leidenschaftlicher Selbstanklagen — aber auch voll leidenschaftlicher Vorwürfe, die ihn erkennen lassen mußten, wie sehr ich ihn liebe — und daß ich ihm bedingungslos angehören wolle. Es erfolgte keine Antwort. Und als ich hierauf, alles um mich her vergessend, am hellen Tage zu seiner Wohnung hinanschritt, erhielt ich von dem Diener den Bescheid, der Herr sei nicht anwesend, er habe sich auf eine Dienstreise begeben. Das war erlogen. Denn schon am nächsten Vormittag sah ich ihn, wie er, an der Spitze seiner Abteilung reitend, von einer Übung zurückkehrte.

Wer weiß, was ich, im tiefsten verwundet, an allen Nerven gereizt, noch würde unternommen haben, wenn mein Vater nicht plötzlich erkrankt und gestorben wäre. Nun stand ich da, gänzlich verwaist und auch der Lebenssorge preisgegeben. Denn er war immer auf seinen Gehalt eingeschränkt gewesen. Die geringen Ersparnisse, die er zurückgelegt, hatte er, wahrscheinlich aus Sorge für meine Zukunft, zu Spekulationen verwendet, die, wie sich jetzt herausstellte, vollständig mißglückt waren. In dieser plötzlichen Hilflosigkeit und nur auf eine zu erhoffende geringe Gnadengabe angewiesen, wurde mir, als der Frühling kam, von befreundeter Seite der Vorschlag gemacht, die Stelle einer Erzieherin bei einer adeligen Familie in Ungarn anzunehmen. Es würden keine besonderen pädagogischen Kenntnisse und Fähigkeiten verlangt; man wünsche nur eine Dame aus gutem Hause, die den noch in zartem Alter stehenden Kindern die deutsche Umgangssprache vermittle. Nach kurzer Bedenkzeit ging ich darauf ein, denn ich fühlte, daß mir eine andere Umgebung, eine andere Lebensluft notwendig sei. Ich brach also nach dem Gute auf,

das sich nicht auf einer Pußta, sondern in einer ganz anmutigen Gegend Oberungarns befand. Ich wurde dort in nationaler, das heißt, höchst ungezwungener Weise empfangen, noch mehr aber durch den Anblick des Ehepaares überrascht. Denn man konnte sich kaum etwas Schöneres vorstellen, als die beiden stattlichen, blühenden Gestalten, die sich gewissermaßen um den Vorrang in der Erscheinung stritten. Auch die Kinder, zwei Mädchen von acht und sechs Jahren, waren reizende Geschöpfe. Als wir beim Abendbrot saßen, berührte es mich sehr seltsam, daß mich der Gutsherr, ohne auf die Anwesenheit seiner Frau die geringste Rücksicht zu nehmen, oft sehr eindringlich, ja mit begehrlichen Blicken betrachtete. Am nächsten Tage beim Frühstück und am Mittagstisch setzte er dieses Benehmen, ohne viel zu sprechen, nur noch auffallender fort, so daß ich ganz verwirrt wurde und nachts keine Ruhe finden konnte. Ich hatte die Kinder, die nebenan schliefen, zu Bett gebracht, ich aber lag vor innerer Erregung wach in dem meinen. Da sah ich beim fahlen Schein eines Nachtlichtes, wie die Eingangstür meines Zimmers aufging und ein Mann — der Gutsherr — lautlos hereintrat. Ich stieß einen leichten Schrei aus. ‚Pst‘, lispelte er, den Finger an den Mund legend, ‚wecken Sie die Kinder nicht.‘ Und schon war er an mich herangekommen, hatte mich umfangen, und sein heißer Atem umquoll mir Stirn und Wangen . . .

Ich war wieder allein. Das Nachtlicht erlosch allmählich und der Morgen begann durch die Spalten der Vorhänge zu dämmern. Mit der Empfindung einer erlittenen Gewalttat lag ich da — und dennoch durchschauerte mich ein unsägliches Wonnegefühl. Wie konnte er nur? Im Besitze einer so schönen Frau! Liebte er sie nicht? Oder hätte ich, ohne es zu ahnen und noch weniger zu wollen, den Sieg über sie davongetragen? Mein lang unterdrücktes Selbstgefühl regte die Schwingen und trug mich weit über das Vorgefallene empor. Ich erwog gar nicht, wie sich nun alles gestalten würde, und ging fast leichten Sinnes mit den Kindern zum Frühstück hinunter. Er war noch nicht da, nur

die Frau. Als er kam, begrüßte er mich kalt und förmlich. Das befremdete mich nicht sehr, denn ich fand es begreiflich, daß er sich vor den anderen nichts wollte merken lassen. Während des Frühstückes aber suchte mein Blick mehrmals den seinen. Er schien es nicht zu bemerken und sah gleichgülig über mich hinweg. Bei den späteren gemeinsamen Mahlzeiten verhielt er sich ebenso, und als ich einige unverfängliche Worte an ihn richtete, erwiderte er sie kaum. Nun befiel mich eine tiefe Seelenangst — und in marternder, ungewisser Erwartung, mit hochklopfendem Herzen durchwachte ich die Nacht. Aber der Morgen dämmerte wieder durch die Ritzen der Vorhänge — und er war nicht erschienen. Einige Tage vergingen so — ich ertrug es nicht länger. Eines Morgens war ich unter dem Vorwande, etwas vergessen zu haben, in das Frühstückszimmer zurückgekehrt, wo er, wie gewöhnlich allein geblieben, rauchend die Zeitung las.

Wankend vor innerer Erregung war ich eingetreten.

‚Was wünschen Sie?‘ fragte er, leicht aufblickend.

Ich mußte mich an eine Stuhllehne halten. ‚Was ich wünsche?‘ erwiderte ich mit zitternder Stimme. ‚Sie dürften es sich wohl denken können.‘

‚Ich denke mir gar nichts‘, sagte er kurz.

Ich hatte mich inzwischen einigermaßen gefaßt, und der Zorn, der in mir bei seinem brutalen Wesen aufstieg, überwand meine zitternde Befangenheit. ‚Sie sind mir eine Erklärung schuldig‘, sagte ich.

‚Welche Erklärung?‘

‚Was nun geschehen soll?‘

‚Was soll denn geschehen?‘

‚Nun, wenn Sie das nicht wissen —‘

‚Ich weiß gar nichts. Sie gefallen mir einfach nicht. Sie hätten das schon merken können. Ich ersuche Sie also, mich in Ruhe zu lassen.‘

Es verschlug mir den Atem. Ich rang nach Worten, konnte sie aber nicht finden. ‚Das ist zu viel!‘ stieß ich endlich hervor und brach in Tränen aus.

Er erhob sich mit halbem Leibe. ‚Keine Szene, wenn ich bitten darf! Sonst sind Sie die längste Zeit hier gewesen.‘

‚Elender!‘ rief ich aus, wandte mich und ging.

In meinem Zimmer brach ich zusammen. Das Mädchen, das um die Kinder war, mußte mich laben, bis ich mich einigermaßen erholt hatte. Nun aber galt es, meiner Pflicht nachzukommen und mit den Kindern in den Park zu gehen, wo ich ihnen auf einer erhöhten, von alten Linden beschatteten Stelle vorzulesen pflegte. Weiter unten dehnte sich ein großer, mit Wasserpflanzen bedeckter Teich aus. Als wir dort angelangt waren, sagte ich den Mädchen, daß ich starke Kopfschmerzen hätte und sie heute selbst lesen müßten. Als sie sich dazu angeschickt hatten, schritt ich an den Teich hinunter und begann ihn zu umschreiten. Da hinein! rief es in mir. Da hinein — es bleibt mir nichts anderes übrig nach der unerhörten Schmach, die ich erlitten! Und nicht eigentlich diese war es, was mein Innerstes wie mit Schlangenbissen marterte. Das brutale Wort: ‚Sie gefallen mir nicht!‘ hatte wie ein Blitz alles Vergangene erhellt: ich war ein Weib, das nicht gefiel, das Abscheu erweckte! Ich erschien mir selbst als ein Zerrbild, als ein häßliches Unding, das vernichtet werden mußte. Also da hinein! Da hinein!

Ein Gärtner ging zufällig vorüber. Ich wußte, daß er etwas deutsch verstand, und fragte ihn, ob der Teich tief sei. Der Mann bestätigte es mit der Warnung, ich möchte nur die Kinder in acht nehmen.

Gut, dachte ich bei mir — heute Nacht! Als ich mich aber, während alles im Kastell schlief, hinuntergeschlichen hatte, fand ich nicht die Kraft, nicht den Mut, es zu tun. Der Mond stand so mild über den dunklen Wipfeln; ringsum war tiefe, selige Ruhe ausgebreitet. Und ich Unselige sollte jetzt hinein in die schlammige Flut, in die umstrickenden Wasserpflanzen! Ich schauderte. Das Leben in mir sträubte sich gegen den Tod. Nein, ich konnte es nicht! Doch fort von hier — fort ohne Auf-

schub! Aber wie? Sollte ich entfliehen gleich einer Verbrecherin? Konnte ich einen kaum eingegangenen Vertrag so ohne weiteres brechen? Diese Erwägungen verursachten mir neue Qualen; ich wußte nicht mehr, was ich tun, was ich lassen sollte.

Merkwürdig genug befreite mich am nächsten Morgen die Frau des Gutsherrn — er selbst war beim Frühstück nicht erschienen — aus diesem grausamen Zwiespalt. ‚Liebes Fräulein,‘ sagte sie mit einem Lächeln, das ich nie vergessen werde, ‚ich bedauere, Ihnen mitteilen zu müssen, daß wir uns infolge unvorhergesehener Umstände entschlossen haben, eine Reise anzutreten und dann für den Rest des Sommers ein Seebad aufzusuchen. Mitnehmen können wir Sie leider nicht, denn wir werden uns doch ein wenig einzuschränken haben. Ich bitte sie aber, ein halbjähriges Salär anzunehmen, damit Sie sich ohne Sorge nach einer anderen Stelle umsehen können.‘ Zum Glück war ich in der Lage, dieses Salär ablehnen zu können, und erwiderte, daß die Eröffnung nur meinem eigenen Wunsche entgegenkäme, da ich in Wien eine wichtige Angelegenheit durchzuführen hätte. So war ich frei und reiste noch am selben Tage ab. Während der langen Eisenbahnfahrt befand ich mich fast die ganze Strecke allein im Coupé. Wie ich nun so, in mich versunken, durch die geöffneten Fenster in die wechselnde Gegend hinausblickte, durchzuckte mich plötzlich der Gedanke, das entsetzliche Erlebnis zu einem Roman oder einer Erzählung zu gestalten. Ich hatte immer viel gelesen; aber nie hatte ich den Drang empfunden, mich schriftstellerisch zu versuchen. Nun aber war ich von diesem Drang unwiderstehlich erfaßt worden, und kaum in Wien angelangt, machte ich mich an die Arbeit. Da hatte ich aber gleich das Gefühl, daß ich das Ganze nicht so grell und graß, nicht so roh und unvermittelt hinstellen dürfe. Es galt, so schien es mir, seelisch tiefer zu motivieren, feinere Übergänge zu finden — kurz zu idealisieren, vor allem die Heldin, die ich ja sebst war. Das versuchte ich auch und nur rein Äußer-

liches behielt ich fast unverändert bei. Dadurch aber bekam die Geschichte, die Sie ja kennen, etwas Halbes, Verfälschtes, Verlogenes. Sie befriedigte mich daher auch keineswegs, noch weniger aber befreite sie mich. Dennoch sandte ich das Manuskript an eine Redaktion, die es mit einer schmeichelhaften Erwiderung annahm und auch gut honorierte. Eine neue Lebensbahn schien mir eröffnet zu sein. Ich betrat sie mit um so froherer Zuversicht, als die Befürchtung möglicher Folgen jener unseligen Nacht geschwunden war. So kam ich denn auch mit einigen literarischen Kreisen in Berührung. Es mangelte da nicht an Männern, die sich für mich interessierten und mir in dieser oder jener Weise näher treten wollten. Aber schon nach kurzer Zeit zog sich jeder zurück. Obgleich ich nach all dem Erlebten in meinem Selbstgefühle schon aufs tiefste erschüttert war, konnte ich doch noch immer nicht fassen, nicht begreifen, daß es mir ganz unmöglich sein sollte, auch nur einen einzigen an mich zu fesseln. Ich wußte und sah ja, daß selbst häßliche, alternde, ja sogar gealterte Frauen Leidenschaften erweckten — warum gerade ich nicht? Ich fing an, den Männern zu grollen, ihnen die Schuld beizumessen — und kam doch immer wieder auf die verzweifelten Worte zurück, die Heinrich von Kleist seine Penthesilea ausrufen läßt:

„Staub lieber, als ein Weib sein, das nicht reizt!"

Da — mit einem Mal, schien auch mir das Glück der Liebe aufleuchten zu wollen. Ich hatte einen jungen Schriftsteller kennen gelernt, der aus einer Provinzstadt gekommen war, um in Wien Boden zu gewinnen. Sein Talent war kein sehr bedeutendes, aber es schien mir echt und aller Beachtung wert. Er fand sie auch, aber man hatte zu dem, was er vorlegte, noch kein rechtes Vertrauen und vertröstete ihn immer auf spätere, stärkere Leistungen. So konnte er seine Arbeiten nicht verwerten und geriet mehr und mehr in eine höchst prekäre Lage. Von mimosenhaft zarter Empfindung, wie er war, vertraute er sich niemandem an. Ich aber, mit dem Instinkt des Weibes,

erriet seine Sorgen und suchte einige wohlhabende Leute, die mir bekannt waren, für ihn zu interessieren. Sie händigten mir Geldbeträge ein, die ich ihm überbringen sollte. Er zögerte, sie anzunehmen. Es war rührend, dabei den Kampf zu beobachten, den in seinem Innern Stolz und Armut kämpften. Schließlich siegte die Armut. In Tränen ausbrechend, umarmte er mich. Dabei kam auch ganz unwillkürlich die Neigung zum Ausbruch, die er, wie ich ahnte, ja wußte, immer für mich empfunden, wenn auch mit der ihm eigenen Schüchternheit sorgfältig verhehlt hatte. Nun aber überließ er sich ganz seinen Empfindungen. Die innige, fast feminine Zärtlichkeit, die er mir bewies, versetzte mich in einen wahren Taumel des Glücks. Dadurch aber wurde das Verhältnis vom Manne zum Weibe fast umgekehrt. Ich wurde die Gebende, er der Empfangende. Schon nach einiger Zeit glaubte ich zu fühlen, daß ihn die Leidenschaftlichkeit meines Wesens bedrücke, beängstige. Ich jedoch — zum ersten Mal, da ich dies schreibe, erröte ich — betrachtete ihn als mein Geschöpf, mit dem ich nach meinem Willen schalten könne. Und als ich merkte, daß er mehr und mehr erkaltete, machte ich ihm heftige Vorwürfe. Er erschrak und tat sich mit erneuten Zärtlichkeiten Gewalt an. Ich erkannte das sofort und wurde nur um so erbitterter. Eines Tages, als ich auch einigen Grund zur Eifersucht zu haben glaubte, geriet ich ganz aus der Fassung und erging mich in häßlichen Drohungen. Er war totenfahl geworden. Ich sah, wie es in seiner Brust arbeitete; ich sah, wie er seine Empörung, seinen Zorn niederkämpfen wollte. Aber er vermochte es nicht. ‚Genug!‘ schrie er. ‚Lassen Sie mich! Ich will, ich kann Sie nicht mehr sehen!‘

Da erhob ich die Hand wider ihn.

Mit starren, weit aufgerissenen Augen stand er da und regte sich nicht. ‚Schlagen Sie zu! Ich hab’ es verdient, weil ich Ihnen noch immer Liebe geheuchelt. Sie waren mir schon längst widerlich geworden.‘

Das traf. Mein Arm sank herab, und ich ging, während er einen langgedehnten Schrei der Befreiung ausstieß . . .

Was soll ich Ihnen noch sagen? Ich war vernichtet. Denn da war ja wieder, hundertfach verstärkt, das entsetzliche Wort gefallen, das mich damals in den Tod treiben wollte. Und wieder dachte ich daran. Aber gerade die Wucht dieses letzten Schlages war es, was mich auch wieder aufrichtete. Er überzeugte mich, daß mein Schicksal ein unabwendbares sei. Verzichten. Ja, das war es: ich mußte verzichten! Und mit dieser Erkenntnis schien mich eine hehre Kraft zu überkommen, die mich über alles weitere Wünschen und Begehren emporhob. Es war ein beseligendes Gefühl. Aber wie alle Gefühle und Stimmungen, die mit unserem innersten Wesen in Widerspruch stehen, hielt es nicht vor. Der Kampf des Willens mit dem Intellekt begann in mir. Ich wollte arbeiten, aber wie ich Ihnen sagte, ich konnte meine Gedanken nicht sammeln. Es war ein aufreibender Zustand, ein beständiger Wechsel von dumpfer Resignation und immer wieder auftauchender Sehnsucht . . .

In dieser Gemütslage befand ich mich, als ich gestern mit Ihnen zusammentraf. Sie waren so lieb mit mir, so herzlich. Nicht bloß, daß Sie der Schriftstellerin anerkennende Worte sagten: ich schien Ihnen auch, während Sie mich — ich nahm es ja wahr — forschend und aufmerksam betrachteten, zu gefallen. Und als wir in der hellen Mondnacht über die Ringstraße schritten und Sie das Verlangen äußerten, unsere Bekanntschaft fortzusetzen, da zitterte es in mir wieder wie eine Hoffnung auf. Er ist nicht mehr jung, dachte ich; er scheint, gleich mir, traurige Erfahrungen hinter sich zu haben — vielleicht genüge ich ihm. Vielleicht konnten wir uns wirklich zu einem gegenseitig beglückenden Bunde aneinander schließen. Aber Sie werden mir das Zeugnis geben, daß ich widerstand — wenigstens widerstehen wollte. Ihre Frage, wann Sie mich wiedersehen würden, zögerte ich zu beantworten. Ich kämpfte mit mir selbst — endlich riß es mich hin. Sei es! dachte ich. Die erste Wiederbegegnung soll ent-

scheiden, Sie hat entschieden — und mir zur letzten, dauernden Gewißheit verholfen. Leben Sie wohl und antworten Sie mir nicht!'"

* * *

Er ließ die Blätter sinken, und eine Zeitlang verhielten wir uns schweigend.

Endlich sagte er: „Nun, wie finden Sie das? Glaubt man nicht, einen modernen Frauenroman in nuce vor sich zu haben? Nur mit dem Unterschied, daß es sich hier um innerlich wahrste, wenn auch unser Gefühl verletzende Bekenntnisse einer verzweifelnden Seele handelt, während dort alles auf eitle Selbstverherrlichung des Weibes abgesehen ist, das aus einer Hand in die andere geht, weil es den ‚Rechten' nicht finden kann?"

„Es ist so", erwiderte ich. „Aber was geschah weiter?"

„Sie werden es hören. Begreiflicherweise war ich durch den Brief sehr erschüttert worden. Und auch, trotz der ruhigen Fassung des Schlusses, beängstigt. Ich wollte antworten. Doch kaum, daß ich zu schreiben begonnen, ließ ich davon ab. Was hätte ich nach all dem noch vorbringen können? Hier war wirklich Schweigen der Rest. Aber längere Zeit hindurch fürchtete ich auf eine traurige Notiz zu stoßen, so oft ich eine Zeitung zur Hand nahm. Nach und nach beruhigte ich mich und trat eine Reise an. Nach meiner Rückkehr machte ich einen Besuch in jenem Hause, wo ich die Dichterin kennen gelernt, und erkundigte mich nach ihr. ‚Ach', hieß es, ‚die hat ein sehr vorteilhaftes Engagement als Gesellschafterin einer kranken Dame angenommen.' Merken Sie wohl: die unheilbar kranke Ehegattin, die seit Ibsens Rosmersholm in der Literatur gang und gäbe geworden, begann hier schon eine Rolle zu spielen. Die besagte kranke Dame war nicht mehr sehr jung, und ihr Mann noch nicht sehr alt. Zudem befand sich ein etwa achtzehnjähriger Sohn im Hause. Ich behaupte gar nichts, ich mutmaße nur, daß die ‚letzte Gewißheit' keine dauernde gewesen. Denn als sich die Dichterin im Laufe

der Zeit mit der ganzen Familie an die Riviera begab, hat sie sich von einem Felsen in der Nähe Genuas à la Sappho ins Meer gestürzt. Das heißt, sie wollte sich hineinstürzen. Der Felsen aber, ein sehr beliebter Aussichtspunkt, fällt nicht ganz steilrecht ab. Sie traf also auf vorspringende, vielfach gezackte Wandungen und langte mit zerschmetterten Gliedern und blutender Stirn unten an, wo nur die Strandwellen ihre Füße umspülten. Man brachte das Ereignis mit einem Schwindelanfall in Zusammenhang, der die Ärmste, die sich vielleicht zu weit vorgewagt, plötzlich ergriffen hatte. Immerhin möglich. Genug: sie starb am nächsten Tage. Friede ihrer Asche!

Hymen.

Vorwort des Herausgebers.

Auch mit dieser Novelle scheint sich Saar lange getragen zu haben. In seinem Nachlaß findet sich ein älteres Blättchen, das von einem Hauptmann Karl von B . . . erzählt, der sich infolge einer Verwundung im Jahre 1859 in den Bureaudienst zurückziehen mußte und seit seinen jungen Jahren mit der ebenso schönen als verführerischen Frau eines angesehenen Mannes in einem leidenschaftlichen Verhältnis steht, während sie nebenbei noch andere Beziehungen unterhält und für die Mätresse eines Fürsten gilt . . . .

Die Handschrift ist datiert: „Blansko, im März 1905." Sie stimmt in ihren älteren, später durchstrichenen Lesarten mit dem ersten Druck in der Osterbeilage der „Neuen Freien Presse" 1905 (Sonntag, 23. April, Nr. 14608) ziemlich genau überein; die wenigen Abweichungen und der Untertitel: „Eine Geschichte in Arabesken" (der in der Handschrift fehlt) gehen entweder auf eine Abschrift oder auf die Druckkorrektur zurück. Dieselbe Handschrift hat der Dichter, neuerdings durchkorrigiert, als Vorlage für den zweiten Druck in der „Tragik des Lebens" (Wien 1906, Seite 83—131) benützt, der daher mit ihren späteren Lesarten fast genau übereinstimmt. Im ganzen hat die Novelle nur wenig bedeutende Änderungen erfahren. Von Interesse ist, daß der Dichter in der zweiten Hälfte der Handschrift den Helden zweimal „Samek" (anstatt „Sandek") nennt; an einer der beiden Stellen ist die falsche Namensform sogar noch im ersten Druck stehen geblieben.

Die schlanke blonde Frau saß mir bei dem Diner gegenüber, fast verdeckt durch einen hohen Tafelaufsatz, hinter den ihr lichtes Antlitz mit den dunklen Amethystaugen nur selten zum Vorschein kam. Aber gleich im Empfangszimmer war mir dieses Antlitz ganz besonders aufgefallen. Bei der großen Anzahl der Geladenen fanden keine unmittelbaren Vorstellungen statt, und so wandte ich mich an einen Bekannten um Auskunft über die Dame, die eben mit einem jungen Modegelehrten in eifrigem Gespräche begriffen war. Was ich erfuhr, genügte mir, um zu wissen, an wen mich ihr Gesicht erinnert hatte — und daß ich sie selbst schon einmal als Kind gesehen. Während nun die zahlreichen Gänge gereicht wurden, hatte ich Zeit, um über allerlei Vergangenes nachzudenken. Meine beiden Tischnachbarinnen fanden mich daher sehr zerstreut und einsilbig, worüber sich auch die ältere von ihnen, die gern über Kunst sprach, ganz offen beschwerte. Mir aber gestaltete sich schon an jenem Abend die kleine Geschichte, die ich jetzt niederzuschreiben beginne.

* * *

I.

Zu Anfang der siebziger Jahre war es, daß ich, von einem Spaziergang nach Hause zurückgekehrt, eine Visitenkarte vorfand. Der Offizier, hieß es, der sie abgegeben, würde in einer Stunde wieder nachsehen. Ich war darüber nicht sonderlich er-

freut, obgleich mir der Hauptmann Sandek — so stand auf der Karte — einst als Leutnant befreundet gewesen. Er war auch damals eine sympathische Persönlichkeit. Achtzehn Jahre alt, war er aus einer Militärbildungsanstalt ins Regiment gekommen, wo er durch die harmonische Frische und Unbefangenheit seines Wesens gleich alles für sich einnahm. Auch geistige Fähigkeiten schien er zu besitzen; wenigstens legte er eine große Lern- und Wißbegierde an den Tag. Ich konnte ihm, als wir einander näher traten, nicht genug Bücher zum Lesen geben oder anempfehlen. Aber es zeigte sich bald, daß er sie nicht verstand, und die unausgesetzten, oft recht abgeschmackten Fragen, die er über Inhalt und Tendenz an mich richtete, wurden mir um so ärgerlicher, als er dabei doch immer seine eigene verschrobene Meinung aufrecht halten wollte. Dennoch blieben unsere Beziehungen gute, da er ja sonst ein vortrefflicher Mensch und liebenswürdiger Kamerad war.

Da fügte es sich, daß er auserkoren wurde, dem Sohne eines hohen Generals Unterricht in einigen militärischen Gegenständen zu erteilen. Der junge Herr war im Lernen stark zurückgeblieben, so daß er auf das akademische Studium, zu dem man ihn anfänglich bestimmt hatte, verzichten mußte. Es galt also jetzt, ihm die nötigen Vorkenntnisse zum Eintritt in die Armee beizubringen. Sein Vater, der General, besaß eine Frau, die immer als große Schönheit gegolten hatte und es gewissermaßen auch jetzt noch war. Wie allgemein bekannt, hatte sie es mit der ehelichen Treue niemals sehr ernst genommen, und es hieß, daß der jeweilige Adjutant ihres Gemahls auch immer ihr jeweiliger Liebhaber gewesen sei. Das mochte auf Übertreibung beruhen, gewiß aber war, daß sich zwischen ihr und dem blutjungen Offizier ein Verhältnis entspann, das für diesen verderbliche Folgen hatte. Denn durch die falsche und verlogene Stellung, die er dem Gatten sowohl wie dem heranwachsenden Sohne gegenüber einnahm, wurde sein lauterer, bis dahin jünglinghaft unschuldiger Charakter im tiefsten ge-

schädigt. Dazu kam noch, daß er sich durch dieses Verhältnis in eine vornehmere gesellschaftliche Sphäre erhoben fühlte, wobei die Eitelkeit, die vielleicht seit jeher in ihm latent gewesen, mehr und mehr entbunden wurde. Er nahm gezierte Allüren an und bildete sich im Laufe einiger Jahre bei verschiedenen Garnisonswechseln zu einem schmachtenden, aber auch gewissenlosen Lovelace aus, der mit dem Ehebruch einen ganz offenkundigen Kultus trieb. Er sagte jedem, der es hören wollte, daß man nur in Beziehungen zu einer verheirateten Frau die Liebe wirklich kennen lerne; wie denn auch erst die reife und erfahrene Frau das eigentliche Weib sei. Mit Mädchen, die er insgesamt Backfische oder noch schlimmer Gänse nannte, wollte er nichts zu tun haben. Da er jetzt immer nur in höheren Kreisen zu verkehren trachtete, entfremdete er sich auch allmählich seinen Kameraden, so daß der Abschied, den wir bei meinem Scheiden aus dem Regiment voneinander nahmen, ein ziemlich kühler war. . . .

Und nun trat er nach mehr als einem Jahrzehnt bei mir ein. Fast unverändert. Derselbe schlanke und geschmeidige Wuchs, der ihn immer ausgezeichnet. Das blonde, leicht gelockte Haar noch immer dicht; nur die fein geschnittenen Züge des hell schimmernden Gesichtes erschienen schlaffer, und um die Augen, die in ihrem etwas starren Glanze an dunkle Amethyste erinnerten, zeigten sich feine Fältchen. Er verbeugte sich nachlässig graziös und streckte mir dann die Hand entgegen.

„Verzeih, wenn ich dich etwa störe", sagte er. „Aber da mich der Zufall heute in deine Nähe gebracht hat, so konnte ich dem Antrieb nicht widerstehen, dich aufzusuchen."

„Freut mich sehr", erwiderte ich, „Aber wie wußtest du —"

„Daß du hier wohnst? Nun, derlei erfährt man eben. Ich bin ja schon ein halbes Jahr in Wien — als Frequentant des Stabsoffizierskurses."

„Du bist also schon so weit! Ich gratuliere."

„Danke", erwiderte er etwas zerstreut, indem er mit der

Hand über die Stirn fuhr. „Die Sache ist nicht leicht durchzuführen. Man stellt jetzt ganz unerhörte Anforderungen, und in gewissen Jahren nimmt die Lernfähigkeit ab. Aber wie geht es dir?“ fuhr er ablenkend fort, indem er den Blick musternd über die ziemlich kahlen Wände meines Zimmers schweifen ließ.

„So, so — den Umständen angemessen.“

„Nun ja, es ist nicht leicht, sich in einem neuen Berufe — — Aber eine sehr schöne Aussicht scheinst du hier zu haben“, unterbrach er sich, stand auf und trat an ein Fenster.

Die Fernsicht, die ich damals in meiner hochgelegenen Wohnung hatte, war wirklich sehr schön. Ich konnte über eine weite Flucht von Gärten hinweg auf die ragenden Türme und Kuppeln der Stadt blicken. Es war eben Frühlingsanfang, und ein weißes, hier und dort von zartem Rot durchschimmertes Blütenmeer lag vor uns.

„Herrlich!“ rief er aus. „Ich beneide dich. Ich selbst habe in meiner Stadtwohnung nichts anderes vor mir, als eine trostlose Reihe von Fenstern und Dächern.“

Wir setzten uns wieder und begannen von vergangenen Zeiten zu sprechen. Er zeigte sich dabei unruhig und zerstreut. Nach einer Weile trat er wieder ans Fenster und blickte gespannt hinaus. Zurückgekehrt nahm er den Faden des Gespräches wieder auf, spielte aber in nervöser Hast mit der Quaste seines Säbels, den er nicht abgelegt hatte. Sehr bald stand er wieder auf und schien nun etwas Erwartetes zu erblicken, denn ein Zug von Befriedigung trat in sein Antlitz.

„Jetzt muß ich dich verlassen, lieber Freund“, sagte er. „Ich bin nämlich nicht allein in diese Gegend gekommen, sondern mit Bekannten, die hier für den Sommer eine Villa gemietet haben. Ich werde dort ein häufiger Gast sein und mir also erlauben, dich manchmal zu besuchen.“ Er langte nach seiner Mütze.

„Wird mir ein Vergnügen sein. Nur bitte ich: nicht vor fünf Uhr nachmittags. Denn bis dahin bin ich immer beschäftigt.“

„Ganz mein Fall", erwiderte er. „Du glaubst gar nicht, wie sehr ich angestrengt bin. Heute habe ich mir eine Ausnahme gestattet und kann das Versäumte nur hereinbringen, indem ich die Nacht hindurch büffle. Also leb' wohl, auf Wiedersehen!" Er ging, von mir hinausbegleitet.

Einigermaßen getröstet, kehrte ich in mein Zimmer zurück. Er hatte also Bekannte, die im Sommer hier wohnen werden. Wahrscheinlich in meiner Nähe. Darum hatte er auch mit so gespannter Aufmerksamkeit durchs Fenster geblickt. Jedenfalls eine Verabredung. Wohl mit einer Dame. Denn er hatte sich in dieser Hinsicht gewiß ebensowenig verändert wie in seinem Äußeren. Immerhin. Was kümmerte es mich? Wenn er mich nur nicht allzu oft aufsuchte. Aber er hatte selbst gesagt, daß er sehr angestrengt sei — und hin und wieder mochte er ja kommen . . .

Er kam auch nicht so bald. Ich aber mußte ihm artigkeitshalber doch einen Gegenbesuch machen. Als ich wieder einmal in der Stadt zu tun hatte, wollte ich mich dieser Pflicht entledigen. Auf seiner Karte stand die Adresse. Er wohnte in Mariahilf, in der Nähe der Stiftskaserne. Nun denn: so gegen Mittag stieg ich dort drei Treppen empor, in der Hoffnung, ihn nicht anzutreffen und mit einem Kartenabwurf davonzukommen. Aber er war zu Hause. Sein Bursche sagte, der Herr sei eben im Umkleiden begriffen; aber ich möchte nur eintreten und ein wenig warten. Ich betrat also das geräumige Zimmer, in das mich der Diener geführt. Es war ein ganz hübsches Garçonintérieur. Nicht viele Möbel, aber eine bequeme Ottomane. Spiegel und ein paar gute Kupferstiche an den Wänden. Neben einem Bücherregal ein zierlicher Schreibtisch. Und auf diesem, neben allerlei Nippes, die Kabinettphotographie einer Dame. Diese Dame mußte ich kennen. Ich entsann mich auch bald, daß ich sie vor Jahren oft gesehen hatte, ohne zu wissen, wer sie war. Auch heute wußte ich es nicht. Aber sie war mir im Laufe einiger Wintermonate fast

täglich auf einem Morgengange begegnet, den ich über den damals noch bestehenden Teil des alten Glacis unternahm. Sie machte den Eindruck einer verheirateten Frau, befand sich jedoch immer in Begleitung eines Herrn, der zu den bedeutendsten Schriftstellern jener Tage zählte. Seine geistvollen Essays, seine scharfen Theaterkritiken wurden immer mit Spannung erwartet und mit andächtigem Eifer gelesen. Aber er schrieb im ganzen wenig, und die Zeitungen hatten oft Mühe, etwas von ihm herauszubekommen. Denn er wollte sich nicht binden und war, da er einiges Vermögen besaß, nicht eigentlich auf literarischen Erwerb angewiesen. Im übrigen galt er als weltmännischer Sonderling, der ab und zu in den Wiener Salons auftauchte und wieder verschwand. In letzterer Zeit hieß es, daß er in näheren Beziehungen zu einer jungen, ebenso schönen wie geistvollen Schauspielerin stehe; man sprach sogar von einer Verlobung. Eine stadtbekannte Persönlichkeit, fiel er schon durch seine äußere Erscheinung eigentümlich auf. Schlank und hager, hielt er sich im Gehen stark vornüber geneigt, so daß er etwas gebrechlich aussah. Sein Antlitz mahnte an das des Sokrates und erschien beim ersten Anblick häßlich. Sah man aber näher zu, so traten sehr feine und charakteristische Züge hervor, besonders die außerordentliche Klarheit und Leuchtkraft seiner tiefliegenden grauen Augen. Auch seine Begleiterin war nicht schön. Eher klein als groß, hatte ihre Gestalt etwas Gedrungenes, Gestauchtes. Aber ihre Gliederbewegungen waren von anmutiger Energie, wie sich auch in ihrem blassen Antlitz, aus dem große dunkle Augen blitzten, ungemeine Willenskraft ausdrückte. Da die beiden, die sich hier offenbar zu einem gemeinsamen Spaziergang zusammenfanden, immer in sehr lebhaftem Gespräch begriffen waren, so konnte ich auch wahrnehmen, daß die Dame prachtvolle Zähne besaß.

Und nun hatte ich ihr Porträt vor mir. Sie zeigte sich darauf einigermaßen gealtert, und der Ausdruck von Willenskraft trat schärfer hervor. Daß das Bild auf dem Schreibtische

Sandeks stand, gab mir zu denken. Jedenfalls wies es auf nähere Bekanntschaft hin.

Aber da trat er schon selbst aus der geschlossen gewesenen Seitentür. Sehr sorgfältig gekleidet, von einem leichten Hauch feinen Parfüms umweht.

„Verzeih'," sagte er, mir die weiblich gepflegte weiße Hand entgegenstreckend, „verzeih', daß ich dich habe warten lassen. Ich mußte mich ankleiden. Leider werde ich mich auch nicht lange deiner angenehmen Gegenwart erfreuen können, denn ich habe etwas sehr Wichtiges vor."

„Laß dich nicht stören", warf ich ein. „Ich bin ja fürs erste nur gekommen, deinen Besuch zu erwidern. Wir werden uns wohl noch öfter sehen."

„Gewiß, gewiß. Aber nimm doch Platz und rauchen wir wenigstens eine Zigarette." Er langte nach einer Schachtel, die auf dem Rauchtischchen stand.

„Ich danke. Du hast Eile — und ich selbst habe noch einiges zu tun —"

„Nun denn, aufs nächstemal. Wir können gleich zusammen fortgehen."

Er rief seinen Diener, der ihm Säbel und Mütze reichte. Dann schritten wir die Treppe hinunter. „Gehst du nach der Stadt?" fragte er unten.

„Ja."

„Mein Weg führt mich nach einer anderen Richtung. Also auf baldiges Wiedersehen."

Wir drückten einander die Hand und trennten uns.

II.

Meine Vermutungen bestätigten sich bald. Denn schon in nächster Zeit sah ich jene Dame in einem Garten auf- und niederschreiten, den ich von meinem Fenster aus fast ganz überblicken konnte. Ein etwa zehnjähriger Knabe war um sie; wahr-

scheinlich ihr Sohn. Obgleich ich nun Besseres zu tun hatte als den Fenstergucker zu machen, so blickte ich jetzt doch öfter hinüber und konnte nicht umhin, mich erkundigen zu lassen, wer in der Villa wohne. Ein Hofrat, hieß es; den Namen wußte man nicht genau. Aber den Hofrat selbst, einen beleibten und wie es schien, behäbigen Mann, gewahrte ich bisweilen, wie er nachmittags unter einer Linde saß und die Zeitung las. Öfter, besonders gegen Abend, war der Garten sehr belebt. Gruppen von Herren und Damen; darunter auch Sandek. Bei mir hatte er sich nicht mehr eingefunden, was mir ganz recht sein konnte. So interessierte mich auch die Sache immer weniger, und ich dachte nicht weiter darüber nach.

Eines Vormittags jedoch, als ich ganz zufällig ans Fenster trat, sah ich die Dame an der Seite eines Herrn langsam im Garten hin und her gehen. Täuschte mich mein Auge? Das war ihr Begleiter von damals, der sich, wie den Journalen zu entnehmen gewesen, vor einigen Monaten zur Erholung nach Nizza begeben hatte. Ich nahm rasch mein Opernglas zur Hand. Ja, er war es. Und wieder waren die beiden in lebhaftem Gespräch begriffen. Aber es schien weniger ein Gespräch als ein Streit zu sein. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen. Die Dame schien heftige Vorwürfe zu machen, die ebenso heftig erwidert wurden. Endlich verschwanden sie in einer Partie des Gartens, die ich nicht mehr überblicken konnte. Jetzt aber begann ich mich meiner Späherrolle zu schämen und schloß den Gucker in die Lade. Meine Gedanken jedoch verweilten unwillkürlich bei dieser erneuten Begegnung aus der Ferne, und ich stand noch einige Tage unter ihrem Eindruck. Schließlich verflüchtigte sich auch dieser und machte sich erst wieder geltend, als eines Tages Sandek ganz unvermutet bei mir eintrat. Er entschuldigte sich, daß er mich so lange nicht aufgesucht hatte.

„Warst du vielleicht unwohl?" fragte ich, da ich bemerkte, daß er blaß und angegriffen aussah.

„Ach nein", erwiderte er, während wir uns setzten. „Aber

die Zeit der Prüfungen naht heran, und da heißt es die Nächte zu Hilfe nehmen. Ich schlafe sehr wenig." Eine Pause trat ein, während welcher er verlegen hin und her rückte. Endlich fuhr er zögernd fort: „Ich bin eigentlich gekommen, lieber Freund, um eine Frage an dich zu richten."

Ich sah ihn erwartend an.

Er schwieg eine Weile; offenbar formulierte er die Frage im Geist. Dann sagte er, die Worte in sichtlicher Erregung nur mühsam hervorbringend: „Hältst du es für möglich, daß sich eine Frau — das heißt eine Dame, die über den Verdacht eigennütziger Absichten vollständig erhaben ist — ohne Liebe hingibt?"

Obgleich ich sah, wie schmerzlich sich diese Frage aus seinem Innersten loslöste, konnte ich doch kaum ein leichtes Lächeln unterdrücken. Denn sie erinnerte mich in ihrer abstrakten Fassung an die ästhetisierenden Fragen seiner Jugend. Zum Beispiel: ob Hamlet, der fünf Akte lang nicht wisse, was er tun soll, wirklich der Held — dieses Wort betonte er sehr nachdrücklich — einer Tragödie sein könne? Oder: warum Medea statt ihrer Kinder nicht lieber den Jason oder die Kreusa umgebracht habe? Und ähnliches. Dann aber auf den vollen Ernst eingehend, den die Frage für ihn haben mochte, erwiderte ich: „Gewiß halte ich es für möglich."

Er zuckte zusammen und wurde ganz bleich. „Du hältst es also für möglich?" stammelte er. „Aber es müßte doch irgendein Grund vorhanden sein — —"

Es kam mich an, zu sagen, daß die Gründe so zahlreich wären wie die Brombeeren. Aber ich hielt an mich und versetzte: „Es kann verschiedene Motive geben. Sie hängen von dem Wesen, den Verhältnissen der Betreffenden ab. Du hast doch so viele französische Romane gelesen, die sich mit solchen Problemen beschäftigen. Es gibt Frauen, die einer bloßen Laune folgen; diese Fälle sind nicht allzu selten. Oder von einer momentanen sinnlichen Erregung hingerissen werden. Das

ist dann eine Schwäche, die meist bittere Reue und Haß gegen den Verführer zur Folge hat. Sehr oft — und gerade bei starken weiblichen Naturen — kann es par dépit geschehen."

„Par dépit," widerholte er mit bebender Stimme. „Du meinst also, daß sich eine Frau gewissermaßen aus Ärger oder aus Verzweiflung —"

„Ganz recht. Wenn sie sich von einem geliebten Manne verlassen weiß. Um ihren Schmerz zu übertäuben — oder auch nur zu erproben, ob und wie ihre Reize auf einen andern wirken. Auch das wird meistens tief bereut. Aber warum fragst du denn eigentlich?" fuhr ich fort, obgleich ich es sehr wohl wußte.

„O," sagte er unsicher, „ich kenne jemanden, der über diesen Punkt — —"

„Lieber Freund," unterbrach ich ihn, „lassen wir das gegenseitige Versteckenspielen. Ich erlaube mir nicht, in deine Verhältnisse einzudringen. Da du aber gekommen bist, meine Ansicht zu hören, so sage ich dir: du selbst bist derjenige, der über diesen Punkt Klarheit haben will."

„Woher vermutest du —?" erwiderte er betreten.

„Nun, die Vermutung liegt doch nahe genug. Es handelt sich jetzt nur darum, ob du mit mir noch weiter über die Sache sprechen willst."

„Gewiß, gewiß", sagte er im Kampfe mit sich selbst. „Es ist mir ja darum zu tun —"

„Nun, dann will ich dir kurz und bündig Aufklärung geben. Du liebst eine Frau — und diese Frau liebt einen anderen."

Er sah mich mit halb offenem Munde an. „Woher weißt du — —?"

„Infolge durchaus unwillkürlicher Beobachtungen. Denn beide Persönlichkeiten sind mir bekannt, wenn ich auch niemals mit ihnen verkehrt habe."

Er war noch immer sprachlos vor Erstaunen.

„Die eine dieser Persönlichkeiten," fuhr ich fort, „wohnt

hier in der Nähe. Also ich wiederhole: du liebst eine Frau, die einen anderen liebt. Und dieser andere — die alte Geschichte — hat sie früher geliebt und liebt jetzt eine andere. Und darum hat sich jene Frau dir in die Arme geworfen."

Er fuhr wieder zusammen, machte aber eine abwehrende Handbewegung. „Nein, nein, so ist es nicht. In die Arme geworfen hat sie sich mir nicht. Aus deinem Ausspruch ersehʼ ich, daß du die Frau wirklich nicht kennst, wenn du vielleicht auch weißt, wer sie ist. Um sich jemandem in die Arme zu werfen, dazu ist sie viel zu stolz. Ich fühle mich daher verpflichtet, dir jetzt nähere Aufklärungen zu geben, damit du die Sachlage, die du ja im allgemeinen erraten hast, deutlich überblicken kannst. Dann wird dir auch die Situation klar werden, in der ich mich befinde."

Er schloß die Augen, wie um seine Gedanken zu sammeln. Dann strich er sich über die Stirn und begann: „Ich wurde in jenes Haus durch einen Empfehlungsbrief eingeführt, der mir in Prag mitgegeben wurde. Bei meinem Antrittsbesuche an festgesetztem Tage wurde ich sehr höflich, aber keineswegs zuvorkommend empfangen. Man schien dem Militär nicht besonders gewogen zu sein. Auch ich fühlte mich nicht besonders angemutet. Der Hausherr machte mir den Eindruck eines heimtückischen Bureaukraten. Die Frau gefiel mir gar nicht. Ich fand sie eher häßlich als schön; ihre ganzen Allüren waren mir zu wenig weiblich. Der resolute Ton, den sie im Gespräch anschlug, verletzte mich. Ich dachte also, weitere Beziehungen nicht aufzunehmen. Da ich aber schon in nächster Zeit zu einer Abendgesellschaft gebeten wurde, ging ich doch hin. Es waren nicht viele Leute da, meist alte und ältere Herren mit ihren Frauen. Eine Whistpartie an mehreren Spieltischen kam in Gang. Es traf sich, daß ich der Partner des Hofrates wurde. Daß ich sehr gut spielte, schien ihm zu imponieren — und von da ab wurde ich sehr oft zu ganz kleinen Whistabenden gebeten. Die Frau nahm an dem Spiele nicht teil, nur wenn

es durchaus an einem Partner fehlte, ließ sie sich dazu herbei. Nun war es merkwürdig, daß sie mir, je öfter ich sie sah, je mehr gefiel. Ich fand sie nach wie vor keineswegs schön, aber alles, was mich früher an ihr unangenehm berührt hatte, empfand ich jetzt als eigentümlich charakteristischen Reiz; besonders ihre tiefe, ungemein klangvolle Stimme übte auf mich eine bezwingende Macht aus. Ich fing an, ihr zu hofieren. Es wurde anfänglich nicht beachtet; nach und nach aber schienen meine Bemühungen Eindruck zu machen. Und als ich mich einmal, da wir uns gerade allein gegenüber befanden, mit einer leidenschaftlichen Erklärung hervorwagte, sah sie mich lang an und sagte: ‚Sie lieben mich also?' Und als ich, ihre Hand ergreifend, dies beteuerte, erwiderte sie: ‚Nun, dann will ich Sie auch lieben.' Sie schlang ihren Arm um meinen Nacken, näherte ihre Lippen den meinen und drückte einen sanften Kuß darauf. Mein Entzücken war grenzenlos. Noch nie hatte mich die Eroberung einer Frau so unsäglich beglückt. Ich befand mich in einem wahren Taumel — und eine Reihe seliger Tage begann. Denn wir waren nun vollständig eines Sinnes. Ich mußte kommen, so oft ich nur konnte, — vormittags, nachmittags, abends. Mein so häufiges Erscheinen mußte im Hause auffallen, besonders dem Gatten. Sie bekümmerte das gar nicht, denn sie pflegte auf ihn niemals Rücksicht zu nehmen; ich aber fühlte mich beengt, obschon ich gleich anfangs erkannt hatte, daß die Ehe jedes inneren Zusammenhanges entbehrte und nur formell aufrecht erhalten wurde. Daß aber der Mann über unsere Beziehungen mit einer Art sarkastischer Befriedigung hinwegsah, fing an mich zu verdrießen. Ebenso das Benehmen des Knaben, des einzigen Kindes seiner Eltern. Er bezeigte sich nicht gerade unfreundlich, aber zurückhaltend und lauernd, obgleich er, wenn er bei meinem Kommen um seine Mutter war, sofort das Zimmer verließ. Wie gesagt, das alles war mir peinlich, aber es ging unter in dem Gefühl des Glückes, das ich in der Nähe der Geliebten empfand.

Eines Abends, als wir nach dem Whist bei dem üblichen kleinen Souper saßen, sagte der Mann plötzlich: ‚Nun, der' — du wirst ja wissen, wen ich meine —, ‚muß ja jetzt dieser Tage von Nizza zurückkehren. Da wird es endlich mit der Heirat ernst werden.'

Sie erblaßte flüchtig. Dann warf sie ihrem Mann einen kalten Blick zu und sagte: ‚Ich wünsche ihm alles Glück dazu.'

Von da ab kam der Hofrat, so oft es anging, mit sichtlichem Behagen auf diesen Gegenstand zurück. Und als ich endlich fragte, wer denn der Herr eigentlich sei, sagte er: ‚Ein alter Freund meiner Frau. Er ist Ihnen wohl als Schriftsteller bekannt.' Ich konnte das halb und halb zugeben; sie aber schwieg beharrlich, doch kam auf ihren Wangen eine fleckige Röte zum Vorschein, was bei ihr immer ein Zeichen innerer Erregung war. Die Sache fing an, mich zu beklemmen, und ich fühlte, wie eine unbestimmte, aber qualvolle Eifersucht in mir aufstieg, die ich nur mit aller Gewalt zu unterdrücken vermochte.

Eines Tages hatten wir aus irgendeinem Grunde keine Vorlesungen und ich benützte diese zufällige Freiheit, um bei Maja — ein Kosename, den ich ihr beigelegt — zu ungewohnter Stunde mich einzufinden. Ich dachte sie damit freudig zu überraschen, wenn ich sie zu Hause antraf, dessen ich ja nicht ganz sicher sein konnte. Bei meinem Eintritt ins Vorzimmer stieß ich fast mit einem Herrn zusammen, der eben im Fortgehen begriffen war. Wir maßen uns gegenseitig mit befremdeten Blicken und schritten ohne Gruß aneinander vorüber. Mich aber hatte es sofort durchzuckt: das war er — der alte Freund. Das Stubenmädchen, das ihm beim Anziehen des Oberrockes behilflich gewesen, beeilte sich, mich bei der Gnädigen zu melden, was sonst nicht der Fall zu sein pflegte. Ich begab mich inzwischen in den Salon, der an das Boudoir Majas stieß. Von dort herüber vernahm ich ihre zornige Stimme: ‚Was? Jetzt?' Und irgend ein Gegenstand wurde heftig zu Boden oder sonst wohin geworfen. Bald darauf trat sie selbst ein, die Wangen

fleckig gerötet. ‚Sie sind hier?‘ fragte sie. ‚Ich habe Sie nicht erwartet.‘

‚Das wußte ich‘, antwortete ich, über diesen Empfang betreten und gereizt. ‚Aber ich habe zufällig diesen Vormittag frei und dachte —‘

‚Nun ja‘, erwiderte sie einlenkend, wenn auch noch unfreundlich. ‚Aber ich liebe derlei Überraschungen nicht‘

‚Es war doch schon hie und da der Fall‘, sagte ich, ‚und Sie zeigten sich immer erfreut —‘

‚Das schien Ihnen vielleicht so. Aber immerhin. Von jetzt ab jedoch muß ich Sie bitten —‘

‚O gewiß‘, versetzte ich, dem in mir aufgestiegenen Unmut freien Lauf lassend. ‚Ich werde nicht mehr kommen. Da Sie jetzt andere Besuche empfangen, bin ich überflüssig.‘

Sie warf das Haupt empor. ‚Was für Besuche?‘

‚Nun, von Ihrem alten Freunde.‘

‚Was wollen Sie damit sagen?‘

‚Daß mir im Vorzimmer ein Herr begegnet ist, der eben von Ihnen wegging.‘

‚Darf ich vielleicht keine Besuche empfangen?‘

‚Ohne Zweifel. Ich aber habe nicht Lust, mich in Nebenbuhlerschaften einzulassen.‘ Damit machte ich eine förmliche Verbeugung und schickte mich an, den Salon zu verlassen.

In ihrer Brust arbeitete es heftig. Sie ließ mich bis zur Tür gehen, dann rief sie: ‚Robert!‘

Ich blieb stehen.

Sie war offenbar durch mein Benehmen überrascht. Bei den zärtlichen Empfindungen, die ich für sie hegte, hatte sie mich für demütig und unterwürfig gehalten; mein kurz angebundener Stolz imponierte ihr. ‚Kommen Sie zu mir, Robert‘, sagte sie mit sanfter Stimme und streckte mir die Hand entgegen.

Ich war schwach genug, umzukehren und die Hand zu ergreifen.

‚Seien Sie vernünftig, Robert. Ich bin eine nervöse Frau

und kann meinen Stimmungen nicht immer gebieten. Und was jenen Herrn betrifft, so ist er wirklich nichts anderes als ein alter Bekannter, dem ich doch mein Haus nicht verschließen kann. Er gedenkt jetzt zu heiraten. Also bilden Sie sich nichts ein. Sie wissen, daß ich Sie liebe.' Damit schlang sie den Arm um mich und ließ ihre Lippen lang auf den meinen ruhen. — Und nun kamen Tage, lieber Freund," fuhr er mit verzweifelter Gebärde fort, „die ich zwischen Himmel und Hölle verlebte, bald in den einen erhoben, bald in die andere hinabgestoßen. Denn das Benehmen Majas wechselte beständig. Heute zärtlich und hingebend, war sie morgen kalt, rauh und von rücksichtsloser Härte. Ich stand vor einem Rätselabgrund und hatte keinen ruhigen Augenblick mehr. Denn wenn sie wirklich — was mir eine innere Stimme zurief — den anderen liebt: warum leugnete sie es hartnäckig, wenn ich es ihr vorwarf? Sie ist ja eine starke, entschlossene Natur, die keine Furcht kennt. Und warum sucht sie mich immer wieder zu fesseln, so oft ich diesem unerträglichen Zustand ein Ende machen und mich losreißen will?" Er brach ab und blickte wie verloren vor sich hin.

Ich schwieg. Dann sagte ich: „Nun die Lösung des Rätsels ist doch ganz einfach. Sie will eben den anderen, da die Heirat noch nicht erfolgt ist, wieder zu sich hinüberziehen — und dich dabei nicht ganz aufgeben."

„Aber das ist ja schändlich!" rief er aus.

„So scheint es uns. Aber die Frauen sind nun einmal so geartet, und man sieht, wie wenig du sie eigentlich trotz deiner vielen Erfahrungen kennst. Glaubst du denn, daß auch nur eine in ihrer Lage den Mann, von dem sie weiß, daß er sie wirklich liebt, willig ziehen läßt? Und du liebst sie doch wirklich?

„Wie ich noch nie ein Weib geliebt!" stieß er hervor.

„Weil du zum erstenmal an eines geraten bist, das dir überlegen ist."

„Überlegen?" fragte er betroffen und hochmütig zugleich.

„Ja, ich muß es dir offen sagen. Sie ist dir überlegen — vielleicht in jeder Hinsicht. Du müßtest dich ihr eben unterordnen."

„Unterordnen?! Wie meinst du das?" fuhr er auf.

„Du müßtest dulden lernen, müßtest dich in ihren Seelenzustand zu finden wissen und mit verständnisvoller Nachsicht alles anwenden, um den anderen, da du ihr doch jedenfalls nicht gleichgiltig bist, vergessen zu machen und sie allmählich ganz zu dir hinüberzuziehen."

Er sprang auf. „Du meinst also," schrie er, „daß ich mich in einen Wettkampf einlassen soll? Mit diesem Skribler!" Er fühlte gar nicht, wie er mich selbst durch diese Bezeichnung verletzen mußte.

„Unterschätze niemanden", erwiderte ich ruhig. „Der Mann, von dem wir sprechen, steht geistig sehr hoch."

„Das mag sein", knirschte er. „Aber er ist häßlich wie ein Affe!"

„Darüber ließe sich streiten. Und sicher ist es, daß die Frauen in dieser Hinsicht ganz andere Anschauungen haben als wir. Bei ihnen geben Eigenschaften den Ausschlag, die nur für sie im Äußeren eines Mannes erkennbar sind. Aber ich sehe, daß du die Frau doch nicht eigentlich liebst, sondern daß dich deine schwer verletzte Eitelkeit in eine unheilvolle Leidenschaft hineingetrieben hat."

Er schien die Wahrheit meiner Worte zu empfinden, denn er zuckte zusammen. Aber er wies sie auch sofort von sich, indem er aufsprang und heftig im Zimmer hin und her schritt: „Sei es wie immer, ich ertrage diesen Zustand nicht länger! Ich gehe dabei zugrunde!"

„Das begreife ich", sagte ich.

„Höre!" fuhr er fort. „Vier Wochen sind es her, daß ich nach einer heftigen Szene erklärte, sie würde mich nicht wiedersehen. Sie machte auch diesmal keinen Versuch, mich zurückzuhalten und ließ mich, sich kalt umwendend, gehen. Ein

paar Tage lang atmete ich befreit auf und vertiefte mich mit vollem Eifer in meine Studien, die ich inzwischen ganz vernachlässigt hatte — oder besser gesagt, ich war nicht fähig, ein Buch zur Hand zu nehmen. Bald aber stellte sich Erwartung ein — Erwartung, daß sie mir ein Zeichen geben, mich wieder zu sich rufen würde. Da es nicht geschah, steigerte sich die Erwartung zur Marter, obgleich ich mir beständig sagte, daß ich ja den vollständigen Bruch gewünscht hatte und unbedingt wünschen müsse. Aber es nützte nichts, und ich war nahe daran, ihr zu schreiben. Da kam ein Brief voll zärtlicher Vorwürfe, voll inniger Beteuerungen. Ich wollte sofort zu ihr eilen. Aber kaum aus dem Hause getreten, kehrte ich wieder um. Das Bild des anderen war vor mir aufgestiegen und trieb mich zurück. Bleibe fest! rief ich mir zu. Ich blieb es und beantwortete auch den Brief nicht. Aber ich konnte zu keiner inneren Ruhe gelangen. Ich zwang mich, zu arbeiten, zu lernen — meine Gedanken versagten. So verging mehr als eine Woche. Eines Abends, schon sehr spät — ich hatte mich doch ein wenig zurechtgefunden — saß ich bei Lampenschein an meinem Arbeitstische, als es draußen klingelte. Ich hatte meinem Burschen gestattet, ins Wirtshaus zu gehen, und mußte nun selbst nachsehen. Als ich die Tür öffnete, stand Maja vor mir, in einen Theatermantel gehüllt, die Kapuze tief ins blasse Gesicht hineingezogen. Was soll ich dir weiter sagen: an jenem Abend geschah, was früher nicht geschehen war." Er setzte sich wieder und starrte vor sich hin.

Ich schwieg gleichfalls. „Da wären wir ja wieder bei deiner ursprünglichen Frage angelangt", sagte ich endlich.

„Ja, ja", rief er aus und sprang wieder auf. „Und ich hätte sie mir doch selbst beantworten können! Denn Maja war in meinen Armen kalt wie Eis. Und als ich ihr das vorwarf, brauste sie auf in heftigem Zorn. Ich sei ein Undankbarer, schrie sie. Was ich denn wolle? Sie habe mir den höchsten Beweis ihrer Liebe gegeben — und noch immer

hege ich Zweifel. Ich war im Augenblicke ganz zerknirscht und tat Abbitte."

„Und was geschah weiter?"

„Was weiter geschah?!" Er warf sich in den nächsten Stuhl. „Es folgten noch einige Zusammenkünfte, die mir erneute Qualen brachten. Denn deutliche Anzeichen der Kälte wechselten bei ihr mit Ausbrüchen leidenschaftlicher Hingebung. Und siehst du, bei solchen Ekstasen habe ich das Gefühl, daß sie in meinen Armen an jenen anderen denkt. O, es ist ein Zustand, um wahnsinnig zu werden! Und dabei", fuhr er stotternd fort, „soll ich mich für die Prüfungen vorbereiten. Ich bin in allem zurückgeblieben — ich kann meine Aufgaben nicht mehr bewältigen. Falle ich durch, so bin ich verloren. Denn meine Karriere ist dann abgeschnitten — und mir bleibt nichts als das höhnische Bedauern meiner Kameraden!" Er schlug die Hände vor das Gesicht und brach in ein Schluchzen aus.

War meine Teilnahme bis jetzt auch eine geringe, nun, da ich Tränen zwischen seinen Fingern hervorquellen sah, wurde ich ergriffen. Ich stand auf und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Fasse dich. Deine Lage, ich seh' es ein, ist eine verzweifelte. Nur ein Mittel gibt es, dich aus ihr zu befreien. Die volle und rückhaltslose Erkenntnis, daß du sie selbst herbeigeführt."

Er ließ die Hand von den Augen sinken und sah mich verständnislos an.

„Ja," fuhr ich fort, „du selbst hast sie herbeigeführt. Und die Qualen, die sie dir verursacht, mußt du als Sühne früherer Verschuldungen betrachten."

„Welcher Verschuldungen?" lallte er.

„Denk' an all die Verhältnisse, die du mit Frauen unterhalten hast. Es fällt mir nicht ein, dir Moral predigen zu wollen. Aber wie du auch jetzt darüber denken magst, nach reiflicher Erwägung wirst du zugeben müssen, daß du wiederholt unrecht gehandelt hast. Und jedes Unrecht muß früher oder später

im Leben abgebüßt werden. Diese Erkenntnis, so peinlich sie auch für dich sein mag, wird dir die Kraft verleihen, dich — und auch jene Frau in irgend einer Weise aus der verworrenen und unwürdigen Lage zu befreien, in der ihr euch beide befindet."

Er wand sich auf dem Sessel hin und her, und ich erkannte, daß meine Worte nur halb in ihn eingedrungen waren. Oder vielmehr: er fühlte ihre Wahrheit, aber nach Art schwacher Geister und untiefer Naturen vermochte er nicht eine Sache zu Ende zu denken und dabei sich selbst zu Leibe zu gehen. Er ertrug die Wendung, die unser Gespräch genommen, nicht länger und stand auf. „Ja, ja," sagte er, sich wiederholt über die Stirn fahrend, „du hast recht, du hast recht.... Aber" — er sah nach der Uhr — „es ist Zeit, daß ich gehe. Ich danke dir, daß du mich so teilnehmend angehört hast. Wir werden ja sehen, wie sich alles gestaltet." Damit reichte er mir die Hand und ging.

Es wird sich nicht gut gestalten, dachte ich, als ich jetzt allein war. Die innere Zerrüttung dieses Mannes war schon zu weit vorgeschritten. Auch körperlich schien er mir gebrochen. Sein Gang war unsicher, seine Hände fühlten sich kraftlos und zitterig an. Ich fürchtete für das Ende. Ob er sich jetzt zu ihr hinüberbegeben hatte? Ich konnte mich nicht enthalten, ans Fenster zu treten und den Garten ins Auge zu fassen. Es dauerte nicht lange, so sah ich die beiden nebeneinander auf und nieder gehen. . . .

Einige Tage nachher brachten mehrere Blätter die Notiz, daß die Vermählung des andern wahrscheinlich während der Theaterferien stattfinden dürfte.

III.

Der Sommer hatte seine Höhe erreicht. Die Rosen in den Gärten waren verblüht; duftlose, aber farbenprächtige Feuerlilien und Gladiolen standen in den Beeten, während das Grün

der Wipfel allmählich seinen Schimmer verlor. Von Sandek hatte ich kein Lebenszeichen mehr erhalten. Auch drüben hatte ich ihn nicht mehr wahrgenommen. Dort war es jetzt überhaupt leer und still geworden; man schien sich bereits in einer Sommerfrische zu befinden. Was aber war mit Sandek geschehen? Die theoretischen Prüfungen mußten doch schon vorüber sein; vielleicht hatte er sich zu den praktischen in irgendein Übungslager begeben. Oder er war schon zu seinem Regiment eingerückt. Daß er sich von mir nicht verabschiedet hatte, befremdete mich nicht. Denn es war bei seinem Wesen nur natürlich, daß er mich nach unserer letzten Unterredung vermied. Und doch war ich über sein Schicksal beunruhigt und mußte öfter an ihn denken. Endlich entschloß ich mich, dort nachzusehen, wo er gewohnt hatte; irgend jemand würde mir wohl Auskunft geben können. Beim Hausbesorger, wo ich nachfragen wollte, fand ich, wie das in Wien nicht selten der Fall ist, die Tür verschlossen; ich stieg also die drei Treppen empor und drückte an der betreffenden Klingel. Nachdem ich es wiederholt getan, wurde die gegenüber befindliche Tür zur Hälfte geöffnet, und ein alter Herr mit weißem Schnurrbart und freundlichen blauen Augen blickte heraus.

„Wen suchen Sie?" fragte er.

„Den Hauptmann Sandek."

„Sie sind wohl ein Bekannter von ihm — und haben ihn längere Zeit nicht gesehen?"

„So ist es."

Der stattliche Alte trat heraus. „Mein Name ist Wernhart. Oberst in Pension."

Ich verbeugte mich und stellte mich gleichfalls vor.

„Nun dann —" er unterbrach sich. „Wollen Sie sich vielleicht einen Augenblick zu mir herein bemühen." Er führte mich durch ein schmales Vorzimmer in ein behaglich eingerichtetes Gemach, dessen Fenster durch herabgelassene Jalousien gegen das Eindringen der Sonnenstrahlen geschützt waren. Er bat mich Platz zu nehmen und setzte sich mir vertraulich nahe.

„Ich bin Witwer", begann er, „und habe meine beiden Töchter — einen Sohn besitze ich leider nicht — ausgeheiratet. Da ich aber doch die mir lieb gewordene Wohnung nicht aufgeben mochte, vermiete ich seit Jahren die Hälfte an Offiziere der Kriegsschule. So hat auch der Hauptmann Sandek diesen Winter bei mir gewohnt, jetzt aber" — er dämpfte die Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern — „befindet er sich im Lainzer Irrenhause."

„Im Irrenhause —?"

„Leider. Das ist die Folge, wenn sich die Herren im Studieren allzuviel zumuten. Es hat nicht jeder die notwendige geistige Spannkraft. Und wenn man sie erzwingen will, so reibt man sich dabei auf. Ich hatte an dem Hauptmann schon zu Beginn des Frühlings bedenkliche Anzeichen wahrgenommen und ihm den freundschaftlichen Rat erteilt, sich nicht so sehr anzustrengen. Schließlich hängt ja nicht das Leben an dem goldenen Kragen. Aber der Ehrgeiz! Der Ehrgeiz! Man will doch den Anforderungen entsprechen, die heutzutage gestellt werden — und nicht etwa als Hauptmann in Pension gehen. Da war es zu meiner Zeit ganz anders. Man avancierte in der Tour, wenn auch natürlich die entsprechende Befähigung vorhanden sein mußte."

„Ja — und seit wann —?"

„Ungefähr fünf Wochen ist es her, daß er plötzlich einen Anfall von Tobsucht bekam. Es war eine schreckliche Geschichte. Ich und sein Diener — sowie die Leute im Hause, wir wußten uns gar nicht zu helfen, bis man ihn endlich nach Lainz gebracht hatte. Bemühen Sie sich nicht etwa hinaus. Sie können ihn nicht sehen. Sein Zustand ist ein ganz hoffnungsloser. Die Ärzte sprechen von einer rasch fortschreitenden Paralyse."

„Das ist höchst traurig —"

„Gewiß. Er war ein so prächtiger Mensch! Wenn ich nicht ganz irre," fuhr der alte Herr flüsternd fort, indem er sich

die Hand vor den Mund hielt, „wenn ich nicht ganz irre, war auch eine Liebesgeschichte mit im Spiele."

„So", sagte ich, und erhob mich. „Ich danke Ihnen sehr, Herr Oberst, für Ihre gütigen Mitteilungen. Vielleicht darf ich Sie bitten, mir über den weiteren Verlauf ein paar Zeilen zukommen zu lassen."

„O sehr gern", erwiderte er, meine Karte in Empfang nehmend.

Wie unerbittlich sich menschliche Schicksale vollziehen! So sprach es in mir, während ich mich auf den Heimweg machte ...

Nach einiger Zeit — von dem Oberst hatte ich noch keine Nachricht erhalten — trat ich eine schon früher beabsichtigte kleine Rundreise durch Italien an. Als ich zurückkehrte, war es schon tief im Herbst. Unter den Briefen und Drucksachen, die ich auf meinem Schreibtische gehäuft vorfand, fiel mir auch ein schwarz gerändertes Parte ins Auge. Es zeigte an, daß der Hauptmann Robert Sandek nach schwerem Leiden an einer Gehirnlähmung verstorben war.

Das Ende . . .

Ich trat ans Fenster. Öde, kahl und fahl lagen die Gärten vor mir. Ein rauher Nord, der düstere Wolken am Himmel trieb, fegte die letzten Blätter von den Bäumen.

IV.

Jahre waren verflossen. Ich befand mich in Steiermark und hatte mich bestimmen lassen, dort eine Kuranstalt aufzusuchen, die auf halber Alpenhöhe lag und sich eines weitverbreiteten Rufes erfreute. Ein berühmter Arzt, einer der ersten, die das Naturheilverfahren in Schwung gebracht, leitete sie. Als ich eintraf, neigte die Saison bereits dem Ende zu. Es hatte den Tag über in Strömen geregnet; tiefhängende graue Nebelschleier verhüllten die ganze Gegend. Ich war im Kurhause abgestiegen, und die ungewohnten, mit Petroleum-

lampen — elektrisches Licht gab es damals noch nicht — düster beleuchteten Räumlichkeiten hatten für mich etwas Unheimliches, Niederdrückendes. Auch die nicht sehr zahlreichen Kurgäste, die eben an der aus Milch und Schrotbrot bestehenden Abendtafel saßen, waren nicht sonderlich anziehend. Einen wahren Schrecken aber empfand ich, als ich unter ihnen einen Mann gewahr wurde, den ich lieber zu allen Teufeln gewünscht hätte. Es war dies ein wohlhabender Müßiggänger, der sich auf den Dichter hinausspielte und an jeden Schriftsteller herandrängte, wobei er allerdings die Maske großer Bescheidenheit vornahm. In Wahrheit aber strotzte er von Eigendünkel und glaubte mit seinen Novelletten und Gedichten, die er ab und zu in prächtiger Ausstattung erscheinen ließ, die Literatur zu bereichern. Im übrigen beschäftigte er sich mit gesellschaftlichem Tratsch, und da er in allen Kreisen verkehrte, so zeigte er sich auch mit der Wiener Skandalchronik aufs innigste vertraut. Hin und wieder konnte er ganz unterhaltend sein; aber den geschwätzigen und aufdringlichen Menschen einige Wochen hindurch beständig an der Seite zu haben, war eine trostlose Aussicht.

Er erhob sich auch sofort und eilte mir entgegen. „S i e hier, Hochverehrter!“ — das Wort ‚Meister‘ war damals noch nicht gebräuchlich. „Welch freudige Überraschung! Allerdings muß ich gleichzeitig mein Bedauern aussprechen, da Sie doch nur ein körperliches Leiden hieherführen kann. Aber Ihr Aussehen ist vortrefflich — und so wird es nicht so arg sein. Im übrigen werden hier wahre Wunderkuren vollführt. Auch leben läßt es sich ganz angenehm, wenn man auch gewissermaßen auf Wasser und Brot gesetzt ist. Erlauben Sie, daß ich Sie gleich der Gesellschaft vorstelle!“

Er tat es mit großer Emphase, wobei ich wieder einmal die Genugtuung erlebte, daß die Leute von meinem Dasein keine Ahnung gehabt hatten und mich mit offenem Munde anglotzten. Ich verbiß meinen Ärger in ein paar Schinkenschnitte, die mir, da ich ja noch die Kur nicht angetreten hatte, ausnahms-

weise vorgesetzt wurden. Um das Maß voll zu machen, zeigte sich, daß mein Kollege im Kurhause auch mein ziemlich naher Zimmernachbar war. „Also auf Wiedersehen morgen früh in der Wandelhalle", sagte er, als wir uns zurückzogen. „Das schlechte Wetter scheint anhalten zu wollen, und da ist an einen Gang ins Freie kaum zu denken. Sobald es wieder schön ist, werde ich Sie die herrlichsten Waldwege führen."

In drei Tagen war es wirklich schön geworden, und ich konnte seiner Begleitung nicht entgehen. Ich ließ sie mir auch insofern gefallen, als ich der Gegend unkundig war. Wir schritten anfänglich einen wohlerhaltenen Parkweg hinan, der die Anstalt mit den umliegenden, gleichfalls von Kurgästen bewohnten kleinen Villen vollständig überblicken ließ und eine immer weitere Rundsicht eröffnete, bis er endlich in ein felsiges Waldgebiet hineinführte. Wir hatten dieses kaum betreten, als uns zwei Gestalten entgegenkamen, die einen höchst malerischen Anblick darboten. Eine Frau und ein etwa sechsjähriges Mädchen. Beide trugen, wie dies hier nach der Morgenkur üblich war, die Haare aufgelöst. Die der Frau fielen in langen Strähnen hinab und umflossen sie wie ein dunkler Mantel; die des Kindes, von hellem Blond, umwallten das zarte, lichte Gesichtchen wie ein goldenes Vlies und waren kranzartig mit einem blühenden Genzianenzweig geschmückt, so daß die Kleine wie ein Elfchen aus dem Sommernachtstraum aussah, während die Mutter mit herben, finsteren Zügen an Lady Macbeth erinnerte.

Mein Begleiter lüftete den Hut zu ehrerbietig lächelndem Gruß, der von der Frau mit kurzem Kopfnicken erwidert wurde. Nachdem die beiden weit genug hinter uns waren, fragte er mit bedeutungsvollem Augenzwinkern: „Wissen Sie, wer die Dame ist?"

Ich verneinte, obgleich ich sie sofort erkannt hatte und mir die große Ähnlichkeit des Kindergesichtes mit dem Sandeks überraschend in die Augen gesprungen war. Er aber fuhr in seiner Weise frivol geheimnisvoll fort: „Die Hofrätin —" er

nannte den Namen. „Eine sehr bedeutende, geistvolle Frau, die ihrem Mann in jeder Hinsicht überlegen ist. Sie hat jahrelang mit" — er nannte wieder den Namen — „ein sehr intimes Verhältnis gehabt, das sich erst löste, als der schwarzgallige Lessing die blauäugige Undine vom Theater wegheiraten wollte. Diese aber hat sich ihm, das wissen Sie ja, wie schon vorher manchem anderen, mit ihrem glatten Fischleib im letzten Augenblick entwunden. Und da hat auch der Herr wieder das Sprichwort bewahrheitet: on revient toujours ... Allerdings schon in etwas schadhaftem Zustande. Er hat ja immer an der Leber gelitten und scheint jetzt ganz und gar einzutrocknen. Erst kürzlich hat er die Dame, die schon sehr bald die Anstalt verläßt, hier besucht. Was aber die Kleine betrifft, die Sie jetzt gesehen haben, so kommt mir ihre Existenz etwas fragwürdig vor. Während des Interregnums soll ihrer Mama ein Offizier näher getreten sein. Ich will nichts behaupten — aber das Töchterchen sieht weder dem Hofrat noch seiner Gemahlin ähnlich" ...

* * *

Und nun saß dieses Töchterchen mit voll entwickeltem Frauenreiz mir gegenüber — an der Seite des jungen Modegelehrten aus der Schule Brandes' und Nietzsches. Es war ein gefährlicher Tischnachbar, der ihr da den feingeschnittenen orientalischen Kopf und die geistsprühenden Augen beständig zuwandte und sie mit dem Zauber seines Wortes zu umstricken schien. Schon manche der jungen und jüngsten Damen, die sich zu seinen Vorlesungen drängten, war, wie es hieß, diesem Zauber erlegen. Er aber wußte bis jetzt nur Hoffnungen zu erwecken — keine zu erfüllen.

Am anderen Ende der Tafel saß auch der Gemahl der blonden Frau, ein etwas aufgeschwemmt aussehender Baron mit eingeklemmtem Monokel. Er war zwischen zwei steife Standesdamen hineingeraten, mit denen er sich furchtbar zu langweilen schien. Er hielt sich jedoch am Menü schadlos und

trank sehr viel Champagner, der gleich von der Suppe an gereicht wurde.

Endlich tauchte man die Finger in die flachen Wasserschalen und begab sich in das anstoßende sehr geräumige Rauchzimmer, um den Kaffee zu nehmen. Auch dort wich der Beredte nicht von der Seite der jungen Frau, so daß ich mein Vorhaben, mich ihr zu nähern, aufgab. Ich zog mich in eine Ecke zurück und dachte wieder über die Verkettungen des Lebens nach. Was wohl mit der Mutter geschehen sein mochte? Und ob nicht vielleicht der Tochter ein ähnliches Los bevorstand? Die Männer, denen beiden sie gewissermaßen ihr Dasein verdankte, waren gestorben. Und die schöne, geistvolle Schauspielerin, die unbewußt mit in diese Wirrnisse verflochten gewesen, hatte bald darauf dennoch geheiratet. Einen damals sehr berühmten Bühnendichter. Aber die Ehe war keine glückliche und wurde bald getrennt. Ich warf den Rest der Havanna in den Aschenbecher und entfernte mich unbemerkt, während sich der Baron eben ein Gläschen Mandarin eingoß.

V.

Das Diner hatte knapp vor Ostern stattgefunden. Die Saison ging somit zu Ende, und die gesellschaftlichen Beziehungen lockerten sich, bis sie schließlich der Sommer gänzlich auflöste. Erst der November führte das mehr oder minder weit getrennt Gewesene allmählich wieder zusammen und die „jours“ traten in ihr Recht.

So konnte auch ich nicht umhin, mich bei dem der Dame des Hauses einzufinden, wo ich an jenem Abend geladen war. Eintretend, fand ich das Empfangsboudoir fast leer, nur eine Dame saß neben der Hausfrau auf dem Sofa. Zu meiner Überraschung war es die, welche mir damals so viel zu denken gegeben. Es war kaum die gegenseitige Vorstellung erfolgt, als in einer etwas auffallenden Besuchstoilette die schöne Schauspielerin her-

eintrat. Ja, sie war noch immer schön, obgleich ein Vierteljahrhundert über ihre Blütezeit dahingegangen und sie selbst einigermaßen korpulent geworden war. In das ältere Fach übergetreten, zeigte sie ihr Talent von einer ganz neuen Seite und entzückte wieder das Publikum, das sich ihr schon ein wenig entfremdet hatte. Wir begrüßten einander als alte Bekannte, die sich schon lange nicht mehr gesehen hatten, und bei ihrer lebhaften, humoristischen Art brachte sie sogleich ein allgemein anregendes Gespräch in Fluß. Nur die junge blonde Frau verhielt sich dabei ziemlich teilnahmslos. Nach einer Weile erhob und verabschiedete sie sich.

Sobald sie draußen war, sagte die Schauspielerin: „Mein Gott, was hat denn das liebe Frauchen? Sie ist ja kaum mehr zu erkennen. Vor einem halben Jahr traf ich sie noch blühend und strahlend in einer Soiree bei Weikers. Ist sie vielleicht leidend?"

Auch mir war es aufgefallen. Die Hausfrau aber rückte etwas verlegen auf ihrem Sitze hin und her. „Sie wissen also nichts?" erwiderte sie nach einer Pause.

„Nicht das geringste. Wir Komödianten leben ja eigentlich doch nur in unserer Kulissenwelt."

„Auch Ihnen ist nichts bekannt?" wandte sich die Hausfrau an mich.

Ich verneinte.

„Merkwürdig. Es wird doch überall davon gesprochen, und so ist es wohl keine Indiskretion, wenn ich Ihnen die Sache mitteile. Die junge Frau hat sich nämlich scheiden lassen, um den genialen Ästheten zu heiraten, der seit ein paar Jahren eine so große Rolle in der Gesellschaft gespielt. Sie kennen ihn ja beide?"

Wir stimmten zu.

„Nun aber hat es der Herr für gut befunden, zurückzutreten und nach London abzureisen. Welch ein Schlag das für die Ärmste war, können Sie sich denken. Mir selbst ist die Affäre

auch deshalb peinlich, weil sie sich in meinem Hause angesponnen hat."

„Ach Gott!" sagte die Schauspielerin. „Man darf derlei nicht zu tragisch nehmen. Die Frau ist ja noch so jung — sie wird sich schon wieder zurecht finden."

„Das hoff' ich auch", erwiderte die Dame des Hauses. „Übrigens hatte die Absicht, sich scheiden zu lassen, schon lange vorher bei ihr bestanden. Denn der Baron ist ein ganz unwürdiger Mensch. Ein Spieler, der das kleine Gut, das er besitzt, schon dreifach überschuldet hat. So reizend sie als Mädchen war, hat er sie doch nur ihres Geldes wegen geheiratet. Denn ihr Vater, der verstorbene Hofrat, hat ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen."

„Ja, die jungen Mädchen!" sagte die Schauspielerin. „Die springen nur so in die Ehe hinein. Und nun gar mit der Aussicht auf eine siebenzackige Krone im Trousseau."

„Da irren Sie sich. So oberflächlich war sie nicht, daß sie sich durch Titel ködern ließ. Es wirkten ganz andere Umstände mit. Sie hatte sich im elterlichen Hause sehr unglücklich gefühlt. Denn ihre Mutter hegte seit jeher eine ganz unbegreifliche Abneigung gegen sie, unter der sie sehr litt. Der Baron war ein Bekannter ihres um zwölf Jahre älteren Bruders — und da hatte sie sich entschlossen."

„Lebt ihre Mutter noch?" fragte ich.

„Kennen Sie sie?"

„Vor vielen Jahren bin ich flüchtig mit ihr zusammengetroffen."

„Sie kennen Sie also nicht näher. Eine ganz merkwürdige Frau. Sie war nie schön, aber höchst interessant. Dabei eine stolze, herrische Natur. Sie soll einst sehr leidenschaftlich gewesen sein — mir aber hat sie stets den Eindruck großer, fast eisiger Kälte gemacht. Jetzt ist sie — schon seit zwei Jahren schwer krank. Eine Gesellschafterin und zwei Pflegerinnen sind

um sie. Ihre beiden Kinder — auch der Sohn ist verheiratet — läßt sie nur selten vor sich."

„Wer weiß, wie das alles zusammenhängt", bemerkte die Schauspielerin obenhin.

„Das ist eben ein Rätsel. Was aber die Tochter betrifft, so kann ich nur sagen, daß sie ein ganz wundervoller Charakter ist. Sie hat mir soeben anvertraut, daß sie dem Baron ihren fünfjährigen Knaben ein für allemal abgekauft hat. Das heißt: gegen so und soviel verzichtet er auf seine Vaterrechte. Sie mußte dabei schwere Geldopfer bringen, aber das Kind bleibt ihr bis zur Großjährigkeit erhalten. Sich ganz seiner Erziehung zu widmen, betrachtet sie jetzt als Lebensaufgabe. Sie heiratet gewiß nicht wieder. Und im übrigen wird sie auf dem Gebiete der Frauenfrage und der öffentlichen Wohltätigkeit einen angemessenen Wirkungskreis zu finden trachten."

Zwei neue Besuche traten ein, das Gespräch unterbrechend. .

Die Pfründner.

Vorwort des Herausgebers.

Die Handschrift ist „Blansko, April und Mai 1905" datiert; sie hat, wie schon ihr unabgegriffenes Äußere und der fehlende Untertitel zeigen, nicht als Vorlage für den ersten Abdruck gedient. Diese wird vielmehr, von einigen Satzfehlern abgesehen, durch die noch erhaltenen Bürstenabzüge in Fahnenform repräsentiert, welche der Dichter offenbar aus der Druckerei der „Neuen Freien Presse" in zwei Exemplaren empfangen und in dem zweiten zurückbehalten hat. Wir ersehen aus ihnen, daß sowohl die verlorene Druckvorlage als auch die Bürstenabzüge stilistische Änderungen erfahren haben, ehe „Die Pfründner. Eine Wiener Geschichte" in der Sonn- und Feiertags-Beilage der „Neuen Freien Presse" (1905, am 15., 20., 27. August und am 3. und 8. September, Nr. 14719, 14724, 14731, 14738 und 14743) erschienen. Für den Abdruck in der „Tragik des Lebens" (Wien 1906, Seite 133—204) hat sich der Dichter dann der zurückbehaltenen Bürstenabzüge bedient, in denen zwar nicht alle, aber die meisten Änderungen des ersten Druckes entweder schon eingetragen waren oder erst eingetragen wurden, in denen er aber auch neuerdings die Feile anlegte. Den Untertitel hat der Dichter, wie auch sonst, bei der Wiederholung in Buchform gestrichen. Der Inhalt der Erzählung wird von den wenigen Änderungen, die bloß formaler Natur sind, kaum berührt.

I.

Es war im Vorfrühling. Einige außergewöhnlich schöne und warme Tage hatten in dem Garten des Versorgungshauses für Ortsarme den Rasen zum Grünen und an den Bäumen und Gesträuchen die Knospen zum Schwellen gebracht, ja an dem vernachlässigten Aprikosenspalier längs der Feuermauer des anstoßenden Hauses waren schon weiße Blüten zum Vorschein gekommen. Aber ein plötzlicher Wetterumschlag war erfolgt, und nach starken Regengüssen begann ein rauher Nordwest von der nahen Türkenschanze herüberzufegen. So war denn der Garten, wo sich alte bresthafte Leute schon gehend oder sitzend gesonnt hatten, wieder winterlich verödet. Nur der Pfründner Karl Schirmer betrat ihn noch nach der kärglichen Mahlzeit, die er in einer benachbarten kleinen Gastwirtschaft einzunehmen pflegte. Er wandelte dann trotz der feuchten Kälte, die sehr empfindlich in seinen von mehrfachen Übeln angegriffenen Körper eindrang, auf den verlassenen Pfaden umher. Denn er fühlte sich da unten doch wohler als oben im Hause, wo ihm die Stubengenossen sein jämmerliches Dasein nur noch mehr verbitterten.

So war er auch jetzt wieder, die Schöße des abgetragenen Oberrockes fester an den Leib haltend, in seinem einsamen Rundgang begriffen, als er plötzlich auf entfernterer Bank eine weibliche Gestalt sitzen sah, die vom Kopf bis über die Hüften hinab in ein altes wollenes Tuch gewickelt war. Da er sie nicht kannte, so wollte er, ohne sie weiter zu beachten, an ihr vorübergehen. Als er aber doch näher hinblickte, schien ihm das

schmale blasse Antlitz, das aus der Umhüllung halb zum Vorschein kam, nicht ganz fremd zu sein. Er blieb stehen und betrachtete das Weib forschend. Auch sie sah ihn mit sanften blauen Augen an.

„Ich sollt' Sie kennen", sagte er.

„Freilich kennen S' mich, Herr Schirmer. Und ich hab' Sie auch gleich kennt. Schon von weitem an Ihrem Gang."

„Jesus!" rief er aus. „Sie sind ja — —"

„Die Rosi bin ich, die bei Ihnen im Dienst war."

„Mein Gott, die Rosi! Ja, ja, das ist das alte liebe G'sicht —"

„Alt ist's freilich worden — und ich auch."

„Na, wir sind's alle zwei worden. Aber was machen S' denn da, Frau — Frau —"

„Weigel", ergänzte sie.

„Richtig! Warten S' auf jemand, Frau Weigel?"

„Warten? Ich bin ja da in der Versorgung."

„In der Versorgung? Ich hab' Sie aber noch nie g'seh'n."

„Ich war im Spital. Fünf Monat'. Aber sein denn Sie auch —?"

„Freilich", erwiderte er mit bitterem Lächeln. „Seit'm neuen Jahr bin ich da."

„Mein Gott, Herr Schirmer, wie sein S' denn nur so weit — — G'hört hab' ich wohl schon lang, daß's Ihnen schlecht geht — —"

„Aber so schlecht, hätten S' Ihnen doch nicht denkt. Na, da wär' viel drüber z'reden."

„Sie waren halt immer z'gut, Herr Schirmer. Viel z'gut —"

„Ah was, z'gut!" unterbrach er sie. „Dumm bin ich mein Lebtag g'wesen — und schwach. Drum bin ich auch z'grund gangen."

„Und die Frau", fragte sie zögernd, „ist die g'storben?"

„Die lebt. Und ganz lustig auch noch — bei ihrem alten

Liebhaber in Grinzing. Aber wie ist's denn mit Ihnen? Sie haben ja damals eine ganz gute Partie g'macht. Ihr Mann war ja Werkführer in der Parkettenfabrik."

„Ja, das war er. Und es ist uns die erste Zeit ganz gut gangen. Aber da ist der Teufel in ihn g'fahren. Er hat ein eigenes G'schäft anfangen wollen — in Favoriten. Aber es hat sich gar nicht rentiert, und wir sind mehr und mehr heruntergekommen. Und da hat er z'trinken ang'fangen — bis das Letzte vertrunken war, so daß ich nach sein' Tod im Elend z'rückblieben bin."

„Also Witwe. Haben S' Kinder?"

„Keine. Um eins bin ich kommen. Seit der Zeit bin ich auch nimmer recht g'sund g'wesen. Hab' mir daher auch nix verdienen können. Nach allem Möglichen hab' ich g'riffen. Z'letzt bin ich ins Bedienen gangen. Aber ich hab's nicht leisten können und hab' froh sein müssen, daß s' mich als Zuständige da aufg'nommen haben."

Er betrachtete sie teilnehmend. Die Sonne warf eben jetzt aus grauen Wolken heraus einen leuchtenden, wärmenden Strahl über den Garten.

„Arme Frau", sagte er leise, während er sich mit halbem Leibe neben ihr auf die Bank niederließ. „Und im Spital waren S'?"

„Grad bin ich 'rauskommen."

„Was hat Ihnen denn g'fehlt?"

„Ganz ein' eigene Krankheit. Auf der schwarzen Tafel über meinem Bett war s' aufg'schrieben. Ich kann mir's nicht merken."

„Haben S' Schmerzen g'habt?"

„Schmerzen just nicht. Aber fast am ganzen Leib war ich steif. Ich hab' schon nicht mehr gehn können. Das ist drin besser worden durch die vielen Bäder und das Massieren. Da haben s' mich auch wieder 'rausg'schickt. Aber die Arm' kann ich noch immer nicht recht bewegen und die Händ' sind wie

aus Holz. Schau'n S' nur her." Sie zog unter dem Tuche eine aufgequollene, mißfarbige Hand hervor, deren Finger eigentümlich gekrümmt waren.

Er befühlte sie zaghaft. „Mein Gott, wirklich wie aus Holz", sagte er. „Aber trösten S' Ihnen. Wenn die Füß' besser worden sind, können's die Händ' auch werden."

Sie schüttelte den Kopf. „Das hoff' ich nicht. Die Ärzt' haben selber g'sagt, daß ich die Sach' nimmer ganz losbringen werd'. Und manchmal krieg' ich auch solche Zuständ'. Da schnürt's mir den Kopf und die Brust z'samm', daß ich jetzt und jetzt glaub', es ist meine letzte Stund'!"

Er seufzte tief auf. „Schrecklich! Die Krankheiten, die's auf der Welt gibt! Was i ch alles hab', kann ich Ihnen gar nicht sagen."

„Ja, sein S' denn nicht g'sund?"

„G'sund?! Ein Krüppel bin ich, ein elender Krüppel!"

Sie blickte ihn erstaunt an. Sein gut gefärbtes Gesicht, seine noch hellen, nur an den Lidern etwas entzündeten Augen schienen diesen Jammerruf Lügen zu strafen. „Aber anmerken tut man Ihnen nix", sagte sie. „Sie hab'n sich fast gar nicht verändert seit damals. Grau — oder eigentlich weiß sind S' freilich worden."

„Das ist's ja, was mein Elend noch ärger macht", versetzte er. „Wenn mich einer so anschaut, glaubt er gar nicht, daß ich krank bin. Denn von den Martern, die ich ausz'steh'n hab', weiß er nichts. Umbracht haben i' mich freilich noch nicht. Aber auf ja und nein kann's kommen, daß man mich ins Spital 'neinschleppt und unters Messer liefert. In Gott'snamen! Denn da herin ist's so nicht mehr zum aushalten."

Sie blickte mit beistimmendem Kopfnicken vor sich hin. „Wo sind S' denn?" fragte sie dann. „Oben oder unten?"

„Oben", sagte er mit bitterem Hohn. „Sie haben mir ja die Ehr' antan und mich ins Herrenzimmer geben. Aber ich wär' viel lieber unten bei die alten Schnapsbrüder."

„Das glaub' ich. Denn da oben sind S' ja mit dem Weißeneder beisammen."

„Ja, das ist einer! Möcht' wissen, wo der Kerl den Hochmut hernimmt. Er behandelt einen grad so, als wär' man sein Bedienter. Und die andern zwei, die noch im Zimmer sind, stoßen in sein Horn. Denn er ist nun einmal der Stubenvater, mit dem sich's keiner verderben will."

„Unten bei die Weiber ist's auch nicht viel besser. Da führt die Professerstochter 's Regiment. Die ist der reine Satan. Auf mich hat sie's seit jeher abg'sehn g'habt."

„Mich kann s' auch nicht leiden. Die alte Hex' möcht' haben, daß man ihr in einem fort Schönheiten sagt. Das bring' ich nicht übers Herz. Aber der Weißeneder halt's mit ihr. Man sollt's nicht glauben."

„Er weiß schon, warum er's tut. Bei dem gibt's nix umsonst. Vor die zwei muß man sich in acht nehmen. Drum fürcht' ich mich auch jetzt, 'neinz'gehn und hab' mich da im Garten niederg'setzt."

„Ja, wir haben's gut troffen, liebe Frau Weigel. Aber was woll'n wir machen? Müssen's halt aushalten, so lang's geht. Aber wissen S', mir ist's völlig ein Trost, daß wir jetzt beieinander sind." Er langte nach ihrer Hand, die sie wieder unter das Tuch gezogen hatte, und drückte sie sanft, eingehüllt, wie sie war.

Eine Kirchturmuhr schlug in der Ferne.

„Zwei Uhr", sagte er, sich rasch und ängstlich erhebend. „Ich muß 'nauf, Karten spielen. Ich wüßt' nicht, was mir zuwiderer wär'! Ich verlier' dabei meistens meinen letzten Kreuzer. Aber ich kann mir nicht anders helfen, sonst sekkieren s' mich wieder bis aufs Blut. B'hüt Ihnen Gott derweil, Frau Weigel."

Sie blickte ihm mit gesenktem Haupte nach. Der Himmel hatte sich inzwischen etwas aufgeheitert. Helles Blau kam über dem Garten zum Vorschein und sonnige Lichter umspielten

die Bank, auf der sie noch eine Weile in Gedanken versunken sitzen blieb. Endlich, mit sichtlich schwerem Entschlusse, erhob sie sich mühsam, nahm das Bündel auf, das neben ihr unter dem Tuch gelegen hatte, und bewegte sich der Weiberabteilung zu, die sich im rechten Erdgeschoß des Hauses befand.

II.

Karl Schirmer, oder, wie er früher stets genannt wurde, der „Schirmer Karl" war eine jener im Grunde des Herzens ehrlichen, aber willensschwachen und kleinmütigen Wiener Naturen, wie sie noch heute nicht bloß als atavistische Erscheinungen vorkommen. Von seinem Vater, einem wohlhabenden Holzhändler an der Donaulände, hatte er Tatkraft und Betriebsamkeit nicht ererbt; der Sohn war mehr der Mutter nachgeraten, die eine sinnenfrohe, sorglose und in ihrer Weise sentimentale Frau gewesen. Ihr erstes und einziges Kind, ihren Karl, liebte sie abgöttisch und hatte seinetwegen, nachdem ihr Mann plötzlich am Herzschlag verschieden war, nicht wieder geheiratet, obgleich es der noch immer stattlichen Witwe an Bewerbern nicht gefehlt haben mochte. Der Geschäftsführer jedoch, der notgedrungen aufgenommen werden mußte, verstand es, sich bei ihr in Gunst zu setzen, so daß sie nach und nach fast ganz unter die Botmäßigkeit dieses rohen, dem Trunke nicht abholden Mannes kam. Nur in allem, was ihren Karl betraf, gab sie nicht nach und verteidigte ihn oft wie eine Löwin ihr Junges gegen die derben Erziehungsversuche des Halbgatten. Infolgedessen kam es, daß der Knabe den Geschäftsführer haßte und, das Unlautere der häuslichen Verhältnisse instinktiv herausfühlend, die Mutter trotz ihrer Zärtlichkeit nicht sonderlich liebte. So wurde er gewohnt, in sich selbst hineinzuleben. Er suchte entlegene und einsame Räume des Hauses auf oder versteckte sich draußen zwischen dem hoch aufgeklafterten Holze, wo er oft stundenlang ohne jede Beschäftigung zubrachte. Auch das

Spielen mit anderen Knaben freute ihn nicht. Denn die Kinder in der nächsten Umgebung waren nicht die feinsten und hatten ihn gleich bei den ersten Begegnungen tüchtig durchgebläut. Diesem inhaltslosen Jugend dasein entsprechend war auch sein Bildungsgang. Um einst das Geschäft zu übernehmen, brauchte er in jener Zeit nur lesen, schreiben und rechnen zu können, und das lernte er ja zur Not in der Normalschule, in die man ihn schickte. Endlich kam es auch dahin, daß er versuchen mußte, sich ein wenig im Geschäft umzutun und in die Bücher und Rechnungen Einsicht zu nehmen. So oft er sich aber dazu anschicken wollte, wurde ihm diese Bemühung durch die Art und Weise des Geschäftsführers derart verleidet, daß er immer froh war, die Schreibstube wieder hinter sich zu haben. Schließlich beschränkte er sich darauf, bei dem Ausladen des Holzes gegenwärtig zu sein, das auf Schiffen oder Flößen die Donau herunter kam; aber er hatte da mehr den blauen Himmel und die grünen Baumwipfel der Brigittenau im Auge. Hingegen kam er durch nachbarliche und sonstige Beziehungen nach und nach in recht lockere Gesellschaft. Die Söhne wohlhabender Bürgerfamilien, die in den angrenzenden Vororten ihren Sitz hatten, wußten damals nichts Besseres zu tun, als es in ihrer Weise „umgehen" zu lassen. Sie kannten die besten Heurigenschenken, wo sie schon vormittags zu finden waren, und nachmittags fuhren sie in feschen Zeugeln in den Prater oder sonst wohin, wo es eine „Hetz'" gab. Auch nachts waren sie um Unterhaltung nicht verlegen und trafen in Lokalen zusammen, wo ihnen „saubere Madeln" Gesellschaft leisteten. Und der Schirmer Karl mußte mittun, ob er nun wollte oder nicht. Eigentlich wollte er nicht, denn er saß am liebsten für sich allein am Ufer des Kanals und fischte. Aber da kam ihm die ganze Rotte lärmend ins Haus gefallen und zog ihn mit Gewalt fort. So gewöhnte er sich allmählich, widerstandslos wie er war, Wein zu trinken, der ihm gar nicht mundete, und ließ sich ohne Vergnügen mit Frauenzimmern ein, die ihm schön taten, um ihm sein Geld abzunehmen.

Dieses Leben ging so fort, bis seine Mutter, die zu kränkeln begonnen hatte, eines Tages starb. Nun war er wirklich der Herr. Statt aber den unleidlichen Geschäftsführer abzuschaffen, behielt er ihn der lieben Bequemlichkeit halber bei; er hatte sich ja auch überzeugt, daß der Mann insofern ehrlich war, als er nicht allzuviel für sich selbst auf die Seite brachte. Und es dauerte nicht lange, so heiratete der Schirmer Karl auch. Denn als er wieder einmal mit den Kumpanen beisammen war, hatte ihn der junge Menzinger — er hieß Franz — mit der Hand derb auf die Achsel geschlagen und gesagt: „Du, Karl, du mußt meine Schwester heiraten." Dem Überraschten gefiel diese Schwester gar nicht. Sie war ihm hin und wieder flüchtig begegnet, wobei er gefunden hatte, daß sie nicht übel gewachsen war. Aber ihr Gesicht mit dem langen, vorspringenden Kinn und den starren schwarzen Glaskugelaugen hatte ihm mißfallen, und ihre scharfe, schnarrende Stimme nicht bloß im Ohr weh getan. Aber der Menzinger Franz hatte ja gesagt und in nächster Zeit immer wiederholt, daß er sie heiraten müsse — und so tat er's. Es wurde ihm auch von verschiedenen Seiten sehr wohlmeinend erklärt, daß die Menzinger Theres wenigstens zehntausend Gulden mitbekommen werde, die doch im Geschäft sehr nutzbringend angelegt werden könnten. Und überdies: er sah ein, daß er eine Hausfrau brauche, denn es sah bei ihm schon recht unordentlich aus. Er freute sich, daß es nunmehr mit der wüsten Tagdieberei und Zecherei ein Ende haben und er in der Lage sein würde, endlich das Geschäft wirklich in die Hand zu nehmen. Er war dazu um so mehr gezwungen, als ihm der bisherige Leiter, der sein Schäflein ins Trockene gebracht, den Dienst gekündigt hatte. Aber die behagliche Häuslichkeit, auf die er gerechnet, wollte sich nicht einstellen. Denn kaum daß die Honigmonde — wenn es wirklich solche waren — ihr Ende gefunden hatten, mußte er erkennen, daß die Menzinger Theres eher an alles andere dachte, als an die Pflichten einer sorglichen Ehegattin. Sie wollte sich beständig unterhalten

und zwang ihn, sie an öffentliche Vergnügungsorte zu führen, wobei sie sich an auffallendem Putz nicht genug tun konnte. Und als er endlich bescheidenen Einwand erhob und meinte, so könne das Leben nicht weitergehen, da erwiderte sie sehr gereizt, ob er denn glaube, daß sie ihn geheiratet habe, um mit ihm in der „Hütten" zu sitzen. So nannte sie mit Vorliebe das zwar niedere, aber sehr weitläufige Schirmersche Haus. Und was ihren Kleideraufwand betraf, so wies sie auf ihre Mitgift hin, die übrigens noch immer unverzinst bei Vater Menzinger steckte. Und als das Leben in der Tat nicht mehr so weiterging, wurde sie mürrisch, zänkisch und erklärte ihm bei jeder Gelegenheit, daß er das Geschäft nicht verstehe. Dieser Vorwurf traf ihn um so schmerzlicher, als er auf Wahrheit beruhte; er selbst sagte es sich ja oft genug im stillen. Und es wurde von Jahr zu Jahr schlimmer Zwischendurch kam freilich etwas, um das sinkende Schiff wieder zu heben. So zuweilen eine große Bestellung auf Bauholz, da ja die Stadterweiterung mehr und mehr in Zug kam. Aber im ganzen wollte das nicht viel besagen, und der einst so blühende Handel schleppte sich nur mühselig dahin. Und das Leben Schirmers wurde danach. Seine Frau kümmerte sich mit unverhohlener Verachtung immer weniger um ihn. Sie hatte sich ein paar flotte Freunde ins Haus gezogen, darunter einen reichen, vierschrötigen Weingärtenbesitzer aus Grinzing. Mit diesen Freunden, die immer mit Wagen angesaust kamen, fuhr sie über Land oder in die Stadt hinein, wo man gemeinschaftlich Theater besuchte oder zu Volkssängern ging, die sich gerade besonderer Beliebtheit erfreuten. Ihr Mann nahm sich das nicht sonderlich zu Herzen. Er hatte sie ja nie geliebt und war eigentlich froh, daß er jetzt abends allein sein, und, wenn es die Jahreszeit erlaubte, wieder seinem alten, Vergnügen, dem Angeln, nachhängen konnte.

Um diese Zeit traf es sich, daß ein neues Dienstmädchen ins Haus kam. Sie hieß Rosalie Eder und war die Tochter eines Gemeindedieners. Schlank und zart gebaut, sah sie mit

gesundblassen Wangen, blondem Kraushaar und mit großen Augen, die wie Kornblumen leuchteten, jünger aus, als sie wirklich war, denn sie mochte schon ziemlich tief in den Zwanzigern stehen. Sie hatte ein stilles, etwas schwermütiges Gehaben. Manchmal begann sie ganz leise vor sich hin zu trällern, verstummte aber gleich wieder, gewissermaßen vor sich selbst erschreckend. Es war kein Wunder, daß sie dem Vereinsamten von Tag zu Tag besser gefiel. Sie führte ihm ja eigentlich das Hauswesen und kam ihm daher oft genug vor Augen. Ihr Anblick erfüllte ihn immer mit Freude, aber auch mit Schmerz. „Wenn das meine Frau wäre!" sagte er zu sich selbst. „Wie glücklich wär' ich!" Und er konnte auch bemerken, daß ihn das Mädchen keineswegs gleichgültig ansah. Vielmehr lag etwas wie zärtliche Teilnahme in ihrem sanften Blick. Ja, ein anderer als der Schirmer Karl hätte nicht viel Federlesens gemacht und sie, wenn sie ihm so mit halbentblößten Armen das Essen auftrug, herzhaft an sich gezogen. Er jedoch tat es nicht. Wohl kaum aus moralischen Bedenken. Aber er war eine ängstliche Natur, und als solche bedachte er die Folgen. „Ich bin ein verheirateter Mann," sagte er sich, „was sollte daraus werden?" So unterließ er es, seine Neigung kundzugeben; ja er schlug immer die Augen nieder, wenn er notgedrungen mit der Rosi reden mußte. Einmal nur, als sie ihm wieder das Nachtmahl vorsetzte, konnte er sich nicht enthalten, ihre Hand zu ergreifen, die trotz aller harten Arbeit stellenweise ganz blühweiß aussah, und sie eine Zeitlang festzuhalten. Aber er sah dabei dem Mädchen nicht in das erglühende Gesicht und sagte kaum hörbar, denn es verschlug ihm die Stimme: „Rosi, ich hab' Sie so gern." — „Ich hab' Ihnen auch gern, Herr Schirmer, " erwiderte sie still. Dabei blieb es. Aber der Schirmer fing jetzt zu leiden an. Denn seit er die sanfte Wärme ihrer Hand gespürt, kam immer stärkere Sehnsucht über ihn, die er nur mit Gewalt zu unterdrücken vermochte. Er konnte kaum mehr das Essen hinunterbringen, das sie ihm vorsetzte. So atmete er fast wie befreit

auf, als die Rosi eines Tages den Dienst kündigte. Sie werde heiraten, sagte sie. Einen Werkmeister in der Nußdorfer Parkettenfabrik. Als sie Abschied nahm, seine Frau war zufällig auch dabei, sprach er halb abgewandt: „Werden S' recht glücklich, liebe Rosi."

Er aber wurde jetzt immer unglücklicher. Denn bald nachdem Rosi das Haus verlassen und einer derben, grobknochigen Magd den Platz geräumt hatte, erlitt er im Geschäft einen furchtbaren Verlust. Ein unternehmender Architekt hatte von ihm eine Unmasse Bauholz auf Kredit bezogen. Eines Tages entleibte sich der Mann, und es stellte sich heraus, daß seine Gläubiger das leere Nachsehen hatten. Am ärgsten war Schirmer getroffen, und er erkannte, daß er nun selbst vor dem vollständigen Ruin stehe. Man riet ihm auch gleich von mehreren Seiten, Konkurs anzumelden, damit er doch vor dem unvermeidlichen Zusammenbruch noch einiges für sich selbst errette. Aber das ging dem Schirmer gegen das Gefühl. Dazu war er im Grunde zu ehrlich oder zu wenig gescheit; auch hatte er in seiner angeborenen Ängstlichkeit seit jeher eine große Scheu vor allen gerichtlichen Verhandlungen empfunden. Er rechnete und fand, daß er sämtlichen Verpflichtungen doch zur Not nachkommen könne, wenn er seinen ganzen Besitz einem Käufer überließ, der sich angeboten hatte. Die Familie seiner Frau und diese selbst widersetzten sich aufs heftigste. Sie gaben ihm alle möglichen Namen, mit denen man den Mangel an gesunden fünf Sinnen zu bezeichnen pflegt. Aber es nützte nichts: er blieb fest. Hinterlistige Machenschaften waren nun einmal gegen seine Natur, und aus dieser konnte er trotz aller Schwäche nicht herausgebracht werden. Er schloß also den Handel um so mehr ab, als ihm der Käufer eine kleine Wohnung im rückwärtigen Teil des Hauses zusicherte und ihn, da ihm doch alle Einzelheiten des Geschäftes bekannt waren, zum vorläufigen Leiter gegen einen allerdings geringen Monatslohn in seine Dienste nahm. Das war nun freilich ein Anlaß für die Frau, zu erklären, daß

sie unter solchen Umständen nicht länger bei ihm bleiben könne. Er war es auch ganz zufrieden und überließ ihr das Heiratsgut, das ja noch immer nicht ausbezahlt worden war. Sie aber ging zu ihrem Freunde, dem Grinzinger Weingärtenbesitzer, um ihm, dem Unbeweibten, die Wirtschaft zu führen.

So eng und dürftig sich jetzt auch die Verhältnisse Schirmers gestalteten, er fühlte sich doch zum erstenmal im Leben glücklich. Denn er war jeder persönlichen Sorge ledig und hatte nur darüber zu wachen, daß sich die Arbeiten im Geschäfte ordentlich vollzogen. Und da war es merkwürdig, wie wohltätig die Erfüllung einer einfachen, aber bestimmten Pflicht auf den wenig umsichtigen Mann wirkte. Was er in seiner Jugend, träg und zerstreut, wie er gewesen, nur mißmutig getan, dem kam er jetzt mit Lust und Liebe nach. Er kannte zu dieser Zeit kein besseres Vergnügen, als auf dem Holzplatze oder am Kanalufer zu stehen, das Ab- und Aufladen genau zu überwachen und oft genug selbst mit Hand anzulegen. Die Arbeitsleute, die ihn, so lang er noch der Herr war, mehr oder minder über die Achsel angesehen, bekamen jetzt Respekt vor ihm. Sie fanden es schön, daß er sich so willig selbst zur Arbeit herbeiließ, und fühlten eine Art ehrfürchtigen Mitleids mit ihm. So war auch der neue Besitzer mit ihm zufrieden und war froh, ihn zur Hand zu haben. Er aber lebte gleichfalls in Zufriedenheit seine Tage hin, stand früh morgens auf, nahm seine schlichten Mahlzeiten in dem nahen Strandwirtshause „Zum König von Bayern" und ging früh zu Bett, um den Schlaf des Gerechten zu schlafen.

So verstrich Jahr um Jahr, und er würde sich kein anderes Los gewünscht haben, wenn sich nicht körperliche Leiden eingestellt hätten. Seine Gesundheit, ob er auch seit jeher, wie ihm immer gesagt wurde, vortrefflich aussah, war niemals eine sehr feste gewesen. Er hatte immer zu Erkältungen geneigt, und seit er nun fast den ganzen Tag bei jedem Wetter im Freien zubringen mußte, wurde er mehr und mehr von Katarrhen

und rheumatischen Schmerzen befallen. Auch hatte er sich, als er beim Heben eines sehr schweren abgeholzten Stammes mithalf, einen Schaden am Leibe zugezogen, den er, indolent wie er war, anfänglich nicht beachtete. Nach und nach aber wurden die Beschwerden immer größer, und der endlich zu Rate gezogene Arzt konnte ihm nur mehr Vermeidung jeder körperlichen Anstrengung verordnen. Das war nun leichter gesagt, als getan, und so schleppte er sich mit dem stetig zunehmenden Übel mühselig dahin. Eines Morgens aber konnte er nicht mehr aufstehen. Sein linkes Bein war während der Nacht plötzlich von einer heftigen Ischias ergriffen worden, die ihn wochenlang ans Bett fesselte. Halbwegs genesen, vermochte er nur mit Hilfe eines Stockes zu gehen, und das erste feuchtkalte Herbstwetter warf ihn nochmals danieder. An fernere Dienstleistung war also nicht zu denken; jeder andere Brotherr als der seine würde ihn entlassen haben. Dieser aber empfand Mitleid und beließ dem gealterten Mann Wohnung und Gehalt, ohne weitere Anforderungen an ihn zu stellen. Die inzwischen herangewachsenen Kinder jedoch begannen den Alten, der hier das Gnadenbrot aß, mit scheelen Augen zu betrachten. Vor allen der älteste Sohn, der einst das Geschäft zu übernehmen hatte. Er stellte dem Vater vor, daß es mit dem Schirmer nicht so weitergehen könne. Das Hinterhaus, in dem er wohnte, sei aufs äußerste baufällig und erheische dringend umfassende Reparaturen oder wäre noch besser durch einen den Verhältnissen entsprechenden Neubau zu ersetzen. Man solle also trachten, den Alten in einer Bürgerversorgung unterzubringen, worauf er ja vollen Anspruch habe. Er erhalte dann auch das normalmäßige Pfründnergeld, und so könne er seine Tage in Ruhe beschließen.

Das alles mußte sich Schirmer selbst sagen und erhob keinen Einspruch, als ihm sein Herr eines Tages mitteilte, er habe für ihn die Aufnahme in das Armenhaus der Gemeinde erwirkt. Er machte sich bereit, seine alte Heimstätte zu verlassen, und

schied von ihr ohne besonderes Herzweh. Denn in dem Hause am Donaustrande, das einst sein Großvater erbaut, an den er sich, wie an seinen Vater, kaum mehr erinnerte, hatte er ja nur Schlimmes und Trauriges erlebt. Und bei seiner Gemüts- und Sinnesart würde er sich auch in der Versorgung ganz zufrieden gefühlt haben, wenn er dort abseits von den anderen Mitbewohnern hätte hausen können. Aber das gab's eben nicht. Denn selbst das Herrenzimmer im ersten Stockwerk, wohin man ihn aus besonderer Rücksichtnahme versetzt hatte, war für vier Insassen bestimmt. Er mußte also mit noch drei anderen beisammen sein. Und diese drei Kumpane waren derart, daß sie ihm das bißchen Daseinsgefühl gründlich verleideten. Sämtlich aus guten Bürgerfamilien stammend, hatten sie es durch Leichtsinn so weit gebracht, daß sie ihre ererbten Geschäftsbesitze gründlich vertan hatten. Mit verschiedenen späteren Unternehmungen hatten sie, nicht sehr bedenklich in der Wahl der Mittel, ihr Dasein zur Not weitergefristet, bis sie endlich, auf Namen und Verdienste ihrer Vorvorderen pochend, in den Hafen der Versorgung eingelaufen waren. Diese geriebenen Leute hatten sehr bald erkannt, daß ihr neuer Genosse im Grunde des Herzens schwach und furchtsam war, und betrachteten ihn als willkommene Beute ihrer niedrigen Gesinnungen. Sie waren roh und herrisch gegen ihn, legten ihm allerlei auf, wozu er keineswegs verpflichtet war, und nahmen ihm bei erzwungenem Kartenspiel sein Geld ab. Auch sonst schikanierten sie ihn in jeder Weise. Besonders durch rücksichtsloses und boshaftes Bewerkstelligen von Zugluft, gegen die der an Rheumatismus Leidende ungemein empfindlich war.

Das Haupt dieses Dreibundes war ein alter hagerer Wiener „Biz" mit einem frechen Gesicht und dünnen, an den Schläfen nach vorn gestrichenen grauen Haaren, der einst im Orte ein großes, sehr gut besuchtes Kaffeehaus besessen hatte. Auf diese Vergangenheit war Herr Weißeneder noch immer sehr stolz, wobei er jedoch vergaß, daß er später als Kognak- und Zigarren-

agent verschiedener Unredlichkeiten halber einige Monate im „grauen Hause" gesessen hatte. Trotzdem war er jetzt als Ältester Stubenvater, eine Würde, die er mit großtuerischem Wesen ausnützte. Da er mit einer Venenerweiterung an den Beinen behaftet war, so blieb er meist den ganzen Vormittag im Bette, wobei er Schirmer alle möglichen Handreichungen auferlegte. Nachmittags aber suchte er seine Freundin in der Weiberabteilung auf. Diese Freundin, namens Leontine Hanstein, wurde allgemein nur die Professorstochter genannt. Ihr Vater hatte im Laufe der Vierziger Jahre ein Knabenpensionat unterhalten, das sich eines sehr guten Rufes erfreute. Die anmutige Lage des Ortes, das Haus mit großem Garten, in dem es sich befand, bewog wohlhabende Eltern in der Provinz, ihre Söhne auf die Dauer der Lernzeit dort unterzubringen. Herr Hanstein verdiente also ein hübsches Stück Geld, und als er als Witwer starb, fand sich auch ein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen vor. Die Tochter aber, sein einziges Kind, brauchte es in ganz kurzer Zeit auf. Denn sie war vergnügungs- und gefallsüchtig und stets bemüht, ihrer zweifelhaften Schönheit durch ungemessenen Putz aufzuhelfen. Sie ließ sich in törichte Liebeshändel ein, die immer im Sand verliefen, bis sie endlich ein unternehmender Heiratsschwindler um den Rest ihrer Habe brachte. Nun war guter Rat teuer, und die alternde Kokette mußte mit ihren nicht ungeschickten Händen zu erwerben trachten. Sie erhielt Arbeit in einem Damenmodegeschäft. Aber sie blieb nicht lang bei der Stange und geriet mehr und mehr auf unsaubere Abwege, bis sie endlich, körperlich gebrochen, und wirklich erwerbsunfähig, hier unterkriechen konnte. Aber eine Liebesnärrin, wie sie war, wollte sie noch immer gefallen und suchte sich mit gefärbten Haaren und falschen Zähnen den Anschein von Jugendlichkeit zu geben. Herr Weißeneder benützte diese Schwäche und spielte sich als Liebhaber auf, um sie zu allerlei Unterhaltungen führen zu können, wobei sie ihn natürlich freihalten mußte. Denn sie setzte auch in der Versorgung das

langbetriebene Geschäft des Schreibens von Bettelbriefen fort, die meist an ehemalige, jetzt in hervorragenden Lebensstellungen befindliche Schüler ihres Vaters gerichtet waren und nicht selten ganz erkleckliche Unterstützungen eintrugen. Den Schirmer aber haßte sie, weil er ihr die Huldigung, die sie von jedem neuen Ankömmling im Herrenzimmer erwartete, nicht dargebracht hatte.

So war denn im ganzen Hause keine Seele, die dem Ärmsten wohlwollte; die alten Leute, die unten in der gemeinsamen Männerabteilung zusammengepfercht waren, hatten ja auch nur scheele Blicke für die bevorzugten Oberen. Nun aber war plötzlich ein Sonnenstrahl in das öde Dunkel seines Daseins gefallen. Frau Weigel, die Rosi, war mit ihm unter einem Dache. Nun hatte er jemand, mit dem er einmal vom Herzen weg reden konnte. Und er würde jetzt täglich das liebe gute Gesicht erblicken, das sich im Laufe der Jahre trotz Not und Krankheit nur wenig verändert hatte. Ein Gefühl aus der Zeit, da er mit ihr zusammen gewesen, überkam ihn. Es war wie ein Hauch der Jugend, der ihn anwehte, und leichter und schneller als sonst stieg er die Treppe zum Herrenzimmer empor, wo ihn, während Herr Weißeneder noch im Bette lag, die beiden anderen Kumpane schon zum Tarock erwarteten. Da er an Rosi dachte, spielte er noch schlechter als sonst und verlor zwei Sechser. Aber er war dabei ganz wohlgemut und fragte Herrn Weißeneder, als dieser endlich Anstalten machte, sich vom Lager zu erheben, ob er ihm nicht irgendwie behilflich sein könne.

III.

Er konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er die Rosi wieder sehen würde. Aber am nächsten Tage regnete es wieder, und auch in den nächstnächsten fand sich keine schickliche Gelegenheit. Denn auffällig wollte er es nicht machen, geschweige denn, sie etwa in der Weiberabteilung aufsuchen.

Da geschah es, daß unten ein alter Mann vom Schlage

gerührt wurde und starb. An dem Leichenbegängnis mußten sämtliche Pfründner teilnehmen. Sie gingen paarweise geordnet hinter dem mit einem abgeschabten Bahrtuch bedeckten Sarge. Zuerst die Männer, dann die Frauen, die sich, so gut es ging, in eine Art Trauerstaat versetzt hatten. Gleich hinter dem Geistlichen aber und einem Gemeindevorsteher, der von Amts wegen bei der kargen Feierlichkeit anwesend sein mußte, schritten, gewissermaßen als Oberhäupter der folgenden Schar, Herr Weißeneder und Fräulein Hanstein. Diese hatte sich einen alten schwarzen Krepphut mit schleißigen Schwungfedern aufgeputzt, die über ihrer verwitterten und windschiefen Gestalt hoch hin und her schwankten. Der frühere Kaffeehausbesitzer aber trug einen fragwürdigen, schief aufs Ohr gesetzten Zylinder und einen fadenscheinigen Leibrock, der vorn an der Brust mit brüchiger Seide ausgeschlagen war.

So bewegte sich der Zug zu dem Friedhof auf der Türkenschanze hinan, der erst seit einigen Jahren bestand und daher noch nicht viele Gräber aufwies; an einer großen Grufthalle für vornehme Tote wurde sogar noch gebaut. Nur im vordersten Teile drängten sich die Hügel aneinander, mit Blumen und Denksteinen geschmückt, während der übrige, weit bemessene Raum brach innerhalb der Umfassungsmauer lag. Links aber, nicht weit vom Eingang, befand sich das Schachtgräberfeld. Dort versenkte man die Armen, die keine eigene Ruhestätte bezahlen konnten und der Vergessenheit anheimfielen. Der Platz sah wüst genug aus. Eine holperige, von schütterem Graswuchs bedeckte Fläche, aus der hier und dort ein kümmerliches, rasch vergängliches Holzkreuz hervorragte.

Die Grube für den alten Mann stand schon offen. Der Priester machte nicht viele Umstände. Er sprach ein kurzes Gebet, schwenkte ein paarmal das Weihrauchfaß, die Anwesenden ließen jeder eine Schaufel Erde auf den Sarg niederpoltern — und die Sache war abgetan. Die Würdenträger entfernten sich so rasch wie möglich, denn da es ein schöner wolkenloser

Tag war, so brannte die Sonne schon sehr empfindlich auf den Nacken. Auch die Pfründner zerstreuten sich. Die einen, um wieder nach Hause zu gehen, die anderen, vorwiegend Weiber, um die vornehmeren Gräberreihen zu besichtigen. Nur die Weigel verweilte noch, während der Totengräber das frische Grab zuwarf. So blieb auch Schirmer in einiger Entfernung zurück. Er sah, wie sie jetzt an ein großes Kruzifix herantrat, das mit einem Betschemel versehen und als gemeinsames Denkmal bei dem Gräberfelde angebracht war. Dort sank sie in die Kniee, faltete die Hände, die in groben Handschuhen staken, und begann andächtig zu beten. Sie trug ein schwarzes Kopftuch, aus dem ihr schmales Antlitz mit der fein geschwungenen Nase licht hervorschimmerte. Rückwärts kam ein noch blonder Haarknoten halb zum Vorschein, der in der Sonne wie Gold glänzte. Wie schön sie noch immer ist! dachte Schirmer und war glücklich, sie betrachten zu können.

Jetzt aber bekreuzte sie sich und stand auf. Dabei fiel ihr Blick auf Schirmer, der ganz leise nähergetreten war. „Sie sein da, Herr Schirmer?" fragte sie ein bißchen verwirrt.

„Schon die längste Zeit. Und hab' zug'schaut, wie andächtig Sie waren."

„Ich hab' für meine Eltern bet't — und auch für mein' Mann", erwiderte sie still. „Aber die anderen sind schon alle weg", fuhr sie umherblickend fort.

„Ja. Und das ist gut. Da können wir doch ungeniert miteinander reden. Wie geht's Ihnen denn, Frau Weigel?"

„Mein Gott, wie soll's mir denn gehn? So im ganzen ist mir ein bissel leichter."

„Sie schaun auch schon viel besser aus. Und schön sein S' auch noch immer."

„Ach gehn S'", sagte sie und wurde rot. Dann begann sie sich langsam in Bewegung zu setzen. Er blieb ihr zur Seite, und bald waren sie bei den stattlichen Gräberreihen angelangt, die jetzt schon wieder still und verlassen dalagen. Sie traten

in eine hinein. Ein schwerer Duft von Hyazinthen und Narzissen, die auf den Hügeln blühten, schlug ihnen entgegen.

Sie betrachteten schweigend die Denksteine und die darauf angebrachten Skulpturen. Endlich sagte die Rosi:

„Ja, die Reichen, die können so schön begraben werden. Unsereins wird verscharrt wie ein Hund. Und doch wär's gut, wenn man schon da unten liegen möcht'."

„Weiß Gott!" erwiderte er. „Ich hab' schon oft dran denkt, meinem elendigen Leben ein End' z'machen. Aber sehn S', Frau Weigel, seit Sie jetzt im Hauf' sind, bin ich wie ausgewechselt. Das Leben freut mich wieder, denn mir ist, als wär' alles wieder wie damals. Erinnern S' Ihnen noch an die Zeit?"

Sie senkte den Blick. „Warum soll ich mich denn nicht erinnern? Es war ja so schön da unten an der Donau."

„Und wissen S' noch, wie gern ich Sie g'habt hab'?"

„Ich weiß's. Aber es hat ja nicht sein können."

„Es hätt' schon sein können. Aber wir haben uns nicht 'traut."

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Es hat nicht sein können, denn es hätt' sich nicht g'schickt. Schwer is mir g'nug worden. Es hat mir völlig 's Herz ab'druckt. Drum hab' ich auch den Weigel g'nommen, wie er um mich ang'halten hat."

„Also deswegen. Und Sie sein so unglücklich mit ihm worden."

„Die erste Zeit is angangen. Aber dann hat er mich mit Eifersucht g'martert. Und ich hab' ihm gar kein' Anlaß geben. Gern hab' ich ihn freilich nicht g'habt, und ich müßt' lügen, wenn ich sagen tät, daß mir nicht manchmal ein anderer g'fallen hätt'. Aber, daß ich mich vergessen hätt' — oder nur ein bisserl in was eing'lassen — drauf hätt' ich jede Stund' die Hostie nehmen können. Er aber hat mir nicht glaubt, und wie 's G'schäft immer schlechter gangen ist, hat er mich in sein'm Rausch g'schlagen."

„G'schlagen? Arme Rosi! Ja, wir zwei haben's gut

troffen in der Eh'. Aber wissen S', ich hab' mir schon die Tag' was ausdenkt. Wir sollten schaun, daß wir da aus der Versorgung 'naus kommen. Mit unserm Pfründnergeld könnten wir vielleicht irgendwo z'sammen ziehn. Wie viel haben S' denn?"

„Sieben Gulden."

„Und ich fünfzehn. Das wären zweiundzwanzig im Monat. Da könnten wir uns schon ein Zimmer und ein Kucherl nehmen."

„Ja, wenn ich g'sund wär'. Aber mein Gott, mit diese Händ'!" Sie hob sie empor. „Ich kann ja gar nichts anrühren. Und Sie sagen ja auch, daß S' krank sind. Das wär' eine schöne Wirtschaft. Und das Geld tät' auch nicht langen. Wir müßten doch wenigstens dreißig Gulden haben, wenn wir uns ein Quartier nehmen wollten."

„Sie hab'n recht", sagte er niedergeschlagen. „Aber mich freut's, daß Sie nichts dagegen hätten — und mit mir gehn möchten."

„Warum denn nicht?" erwiderte sie und blickte zu Boden. „Zwei so alte Leut' —"

„Na, gar so alt sein wir doch nicht. Wenn wir g'sund wären, möchten wir beide unsere Jahr' nicht spüren. Sie nicht und ich nicht. Denn seh'n S', Frau Weigel, wir zwei haben ja nie was g'nossen. Unser' Jugend ist unterdruckt worden — drum ist sie auch noch in uns. Mir wenigstens ist jetzt, als wär' ich zwanzig Jahr' alt, und ich spür' fast meine Schmerzen nimmer."

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Ich kann mir's eigentlich auch nicht recht denken, daß ich schon zweiundfünfzig bin."

„Sie schaun auch nicht danach aus. Denn wie ich g'sagt hab': Sie sind noch immer schön — und ich hab' Sie noch immer so gern wie damals."

Sie schlug die sanften blauen Augen langsam zu ihm auf. „Was nutzt's", sagte sie mit einem leichten Seufzer. „Wir können jetzt ebensowenig zusamm'kommen wie damals."

„Aber wir sind doch beisamm'. Wir können uns ja jeden Tag sehn und miteinander reden."

„Reden nicht. Wenigstens nicht in der ersten Zeit. Denn, wenn die andern merken, daß wir uns von früher kennen und gut miteinander sind, möchten s' uns gleich verfolgen. Bei uns ist ja der Neid und der Haß z' Hauf'. Es kann's keiner sehn, daß der andere eine Freud' hat. Und gar der Weißeneder und die Professerstochter, die möchten uns das Leben völlig verleiden."

„Wahr is," sagte er traurig. „Wir haben ein eigenes Schicksal. Aber ich will mit dem Anschaun z'frieden sein. Denn ich bin schon glücklich, wenn ich das liebe gute G'sicht vor mir hab'. Und denken kann ich ja auch den ganzen Tag an die Rosi — und glauben, daß sie mich auch noch ein bissel gern hat. Net wahr?" Er strich ihr sanft über die von dem Kopftuch halbverhüllte Wange.

Sie schwieg. Aber in diesem Schweigen lag für ihn ein unsägliches Glück . . .

So standen jetzt die beiden inmitten der Gräber. Die Hyazinthen und Narzissen dufteten; zwei frühe Schmetterlinge gaukelten darüber hin. Und ringsum leuchtete der goldene Nachmittag, während am Horizont weiße schimmernde Wolken in das helle Blau des Himmels emportauchten.

IV.

Sie waren, damit es nicht auffalle, jedes allein nach Hause gegangen, nach langer, langer Zeit mit einem Gefühl des Glückes in der Brust. Und da sie an Entbehren gewöhnt waren, so genügte es ihnen auch, daß sie sich nun öfter und öfter sehen und einander mit den Augen zulächeln konnten. Denn es wurde ja jetzt wirklich Frühling, und die alten Fliederhecken im Garten standen, vom warmen Sonnengold umglänzt, in voller Blüte. Und da saßen und gingen die Bewohner des Armenhauses

wieder im Freien herum. Die Frauen waren in der Mehrzahl und hielten sich in jeweilig befreundeten Gruppen zusammen. Nur das Fräulein Hanstein fand das unter ihrer Würde und blieb zumeist in dem leeren Zimmer, wo sie ihren Freund ungestört empfangen konnte. Die Rosi aber hatte sich an ein altes Weiberl angeschlossen, das Hofbauer hieß und mit einer großen verhärteten Balggeschwulst an der rechten Seite des Halses behaftet war. Trotzdem zeigte sich die kleine schmächtige Greisin noch beweglich und rührig und half der Rosi in allem, was diese allein nicht zu leisten vermochte. Sie war ihr beim Ankleiden behilflich, reinigte für sie Zimmer und Gang, kochte für beide Kaffee und holte aus der nächsten Wirtschaft das gemeinsame Mittagsmahl herüber, das aus Suppe und etwas Gemüse bestand. Fleisch konnten die Ärmsten ja nicht erschwingen. Dennoch erholte und kräftigte sich Rosi zusehends, und Schirmer hatte die Freude wahrzunehmen, wie sie von Tag zu Tag beweglicher wurde. Auch mit den Händen schien es besser zu werden; denn er sah, daß sie schon ab und zu Strickversuche machte, wobei sie freilich mit dem Halten der Nadeln große Mühe hatte.

Eines Tages, als sich Schirmer zufällig allein im Herrenzimmer befand, erschien ein Postbote und überbrachte ihm einen Brief, dessen Empfang er bescheinigen mußte. Er war sehr überrascht, denn er konnte sich gar nicht erklären, wer ihm geschrieben haben sollte. Doch nicht etwa seine Frau? Als er aber zögernd und prüfend das Kuvert betrachtete und darauf die Amtsstampiglie eines Wiener Advokaten bemerkte, erschrak er heftig. Sollte es sich da um etwas Rückständiges, Vergessenes aus früherer Zeit handeln, das jetzt mahnend und fordernd an ihn herantrat? Mit zitternder Hand entfaltete er den Brief. Als er ihn aber gelesen hatte, bebte er am ganzen Leibe. Doch nicht aus Angst, sondern aus Freude. Er mußte sich setzen, sonst wäre er vielleicht umgesunken. Denn der Advokat schrieb, daß der Wiener Bürger Jakob Bürdell im Jahre 1831 eine Stiftung für verarmte Familienmitglieder errichtet habe, die

den Namen Bürdell führen oder mütterlicherseits mit ihm zusammenhängen. Diejenigen, so diese Stiftung genossen hatten, seien im Laufe der Jahre mit dem Tode abgegangen; zuletzt ein altes Ehepaar, das vor kurzem fast gleichzeitig gestorben sei. Da sich schon seit langem niemand mehr um eine Präbende gemeldet, so habe er, der Advokat, als Rechtsanwalt der Stiftung, es für seine Pflicht erachtet, Nachforschungen anzustellen, da sonst das zu ziemlicher Höhe angewachsene Stiftungsvermögen dem Fiskus anheimfallen würde. Dabei habe er nun ermittelt, daß die Mutter Schirmers eine geborene Bürdell gewesen, und daß nunmehr ihrem Sohne, da dieser gänzlich verarmt sei, der Anspruch auf eine Präbende von jährlich sechshundert Gulden zustehe. Schirmer möge daher in der nächsten Woche sich in der Advokaturskanzlei einfinden, wo man alles Weitere besprechen und veranlassen werde.

Der saß noch immer da, das Blatt in den Händen. Er las es wieder und wieder, denn er traute seinen Augen nicht; es war ihm, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen. Aber keinen schmerzenden, sondern einen, der ihn in einen wonnigen Taumel versetzte. Nein, das Glück! Sechshundert Gulden aufs Jahr! Sollte das wirklich möglich sein! Aber da stand's ja schwarz auf weiß. Daß ihm auch seine Mutter nie von dieser Stiftung gesprochen hatte! Freilich, sie waren ja wohlhabende Leute damals, und da brauchte man an derlei nicht zu denken. Jetzt aber gab es kein Hindernis mehr, daß er und die Rosi zusammenziehen konnten in eine kleine hübsche Wohnung, irgendwo in einem billigen Vorort. Das sollte ein Leben werden! Und sie war ja auch fast gesund. Erst kürzlich hatte er wahrgenommen, daß sie die Zimmerfenster scheuerte. Sie konnte also auch schon ihre Hände wieder gebrauchen. Und so mußte sie es auch gleich erfahren, was für ein unverhofftes Glück ihnen jetzt bevorstand. Wenn er sie nur für einen Augenblick sehen und ihr rasch alles sagen könnnte! Er schob den Brief sorgfältig in die Brusttasche und eilte die Treppe hinunter in den Garten. Dort saßen einige

Weiber, aber die Rosi war nicht darunter. Er ging auf und ab in der Erwartung, daß sie vielleicht kommen würde. Aber sie kam nicht. In seiner Unruhe trat er unter die Einfahrt und blickte nach rechts in den Gang der Weiberabteilung hinein. Er war leer und still. Jetzt aber ging eine der beiden Zimmertüren auf und Rosi trat heraus, einen irdenen Krug in der Hand. Sie näherte sich, ohne ihn zu gewahren, der Wasserleitung und drehte den Hahn. „Rosi!" rief er gedämpft. Sie erschrak und wandte sich um. „Erschrecken S' nicht", flüsterte er. „Ich hab' Ihnen was zu sagen."

„Was denn?" fragte sie leise.

„Etwas sehr Gutes. Aber so in der Eil' kann ich nicht alles herausbringen. Wär's denn nicht möglich, daß wir eine Viertelstund' lang miteinander reden könnten?"

„Ja, wo denn?"

Er dachte einen Augenblick nach. „Wissen S' was, kommen S' heut nachmittag um viere zur Barbarakapell'n in der Krottenbachstraßen. Dort gehen immer nur wenig Leut'. Und weit ist's auch nicht."

„Weit ist's nicht", sagte sie zögernd. „Aber —"

„Kommen S' nur", drängte er. „Es trifft sich ja auch gut, daß heut' der Weißeneder und die Hanstein ein' Ausflug g'macht haben. Ins Krapfenwaldl. Dort wollen s' z'Mittag essen. Denn es ist heut ihr Namenstag, und sie wird vielleicht irgendwoher ein Geld 'kriegt haben. Also um viere wart' ich auf Sie bei der Kapellen. Ich hab' Ihnen wirklich was Wichtig's zu sagen. Ich hoff', Sie werden eine Freud' haben, Rosi." Er sah sie dabei dringend und flehend an.

Sie zögerte noch. Endlich sagte sie: „Na ja, ich werd' kommen. Aber jetzt gehn S'", fuhr sie flüsternd fort, und legte den Finger an den Mund, „mir scheint, ich hör' wen." Wirklich knarrte die zweite Tür.

Er war schon fort, als zwei Weiber heraustraten, die sahen ihn also nicht mehr. Er aber ging jetzt in die kleine schlechte Wirt-

schaft, um wie gewöhnlich dort zu essen. Er konnte jedoch kaum einen Bissen hinunterbringen, so aufgeregt war er. Und nachher mußte er wieder Karten spielen. Sie waren heute wieder nur zu drei, und die Mitspieler dachten ihn tüchtig zu rupfen. Aber merkwürdig; er, der sonst immer verlor, gewann heute in einem fort. Das ärgerte die beiden Kumpane, und endlich warf der fallierte Gemischtwarenhändler Wuska heftig die Karten auf den Tisch und schrie: „Der Schirmer hat heut ein Sauglück, ich spiel' nicht weiter!" Darüber war er natürlich sehr froh und machte, daß er in die Krottenbachstraße kam. Es war noch nicht viel über drei Uhr, und er konnte noch lange warten. Es war ein heißer Juni-Nachmittag und die weitgedehnte Straße lag im grellen Sonnenschein da. Die Häuser schienen ausgestorben, kein Wagen fuhr. Auch von der angrenzenden Türkenschanze kein Laut. Denn die Kinder, die dort auf den grasigen Abhängen zu spielen pflegten, waren noch in der Schule. Das heiße Licht und der weiße Straßenstaub, der es zurückwarf, blendeten ihn und taten seinen Augen weh. Er schritt bis zu der ziemlich weit obenliegenden Kapelle und noch ein Stück darüber hinaus. Da sah er ein kleines, abseitiges Wirtshaus, das er wohl so vom Vorübergehen kannte, in das er aber niemals hineingegangen war. Es lag feldeinwärts an der Straßenerhöhung und war mit einem terrassenförmigen Vorgärtchen versehen, in welchem Tische und Stühle standen. Auch hinter dem Hause befand sich ein schmaler Garten mit schattenden Wipfeln. Diese Gastwirtschaft, in der man auch Kaffee und Milch bekam, war an Wochentagen fast gar nicht besucht, nur an Sonn- und Feiertagen fielen oft zahlreiche Gäste ein, meistens Ausflügler, die hier ein Gabelfrühstück oder bei der Rückkehr ein spätes Nachtmahl einnehmen wollten. ‚Dahinein werd' ich mit der Rosi gehn', dachte Schirmer. ‚In dem hinteren Garten ist es einsam, und da können wir alles ungestört miteinander bereden. Er freute sich, daß er die Entdeckung gemacht hatte, und kehrte wieder um. Es dauerte aber noch eine gute Weile, bis er endlich die Erwartete von weitem kommen

sah. Sie ging nicht sehr rasch und hatte ein verwaschenes blaues Kopftuch zum Schutz gegen die Sonne tief ins Gesicht hineingezogen. Er eilte ihr entgegen.

„Da bin ich", sagte sie, seinen Gruß erwidernd, „wenn uns nur niemand sieht." Dabei blickte sie ängstlich hin und her.

„Wer sollt' uns denn sehen?" erwiderte er. „Und wenn auch, es liegt nix mehr dran. Kommen S' nur mit. Ich hab' ein gutes Platzl gefunden, wo ich Ihnen alles sagen kann."

Sie begriff nicht, was er eigentlich vor hatte, und schritt zögernd an seiner Seite hin. „Da ist die Kapellen", sagte sie, als sie davor angelangt waren.

„Ja, das ist sie. Aber wir gehn noch ein Stückel weiter"; er wies gegen das kleine Haus hin. „Dort oben setzen wir uns im Garten nieder."

„Das ist ja ein Wirtshaus", sagte sie.

„Freilich ist's eins. Und da können wir gleich eine Jausen nehmen."

„Ich hab' mein bissel Kaffee schon trunken", warf sie ein.

„Das macht nichts. Sie können noch ein' zweiten trinken. Oder ein Glas Bier. Das werden S' bei der Hitz' schon vertragen."

„Aber ich weiß gar nicht —" Sie sah ihn unschlüssig und forschend an.

„Werden S' schon erfahren. Kommen S' nur, Frau Weigel."

Und so schritten sie jetzt die acht oder zehn Stufen empor, die an dem Vorgärtchen vorbei ins Haus und in den rückwärts gelegenen Garten führten. Sie setzten sich an einen der letzten rohgezimmerten Tische. Eine angenehme, dämmerige Kühle umfing sie.

„Is da nicht schön", sagte er, „unter die alten Nußbäum'?"

„Ja", erwiderte sie und schob ihr Kopftuch zurück, so daß die weiße Stirn und zwei schlichte, aber noch immer füllige Haarscheitel zum Vorschein kamen. Er sah sie an und wollte

etwas sagen. Aber da erschien ein verschlafen aussehender Bursch in Hemdärmeln und fragte nach ihrem Begehr.

„Bringen S' derweil eine Flaschen Bier", sagte Schirmer.

„Abzug oder Lager?"

„A Lager! Wir brauchen nicht zu sparen", fügte er, zu Rosi gewendet, hinzu, als der Bursch fort war. Die Rosi aber blickte noch immer unsicher und verlegen vor sich hin und nestelte an den dünnen Trikothandschuhen, die sie trug. Alte, zurückgelegte Ware, wie sie im Ausverkauf um ein paar Kreuzer zu haben war.

Als das Bier auf dem Tische stand, öffnete Schirmer den Verschluß der Flasche und füllte die Gläser.

„Für mich net so viel," sagte Rosi abwehrend, „ich bin's nicht g'wohnt."

„Ach was", erwiderte er. „Also jetzt anstoßen!" Er hob sein Glas und hielt es ihr entgegen. Sie tat ihm Bescheid und trank, aber eigentlich nur so den Schaum weg. Er jedoch leerte sein Glas fast mit einem Zuge, denn durch die Hitze und Aufregung war er sehr durstig geworden; die Zunge hatte ihm schon an dem Gaumen geklebt. „So. Und jetzt!" sagte er mit einem tiefen Atemzug und holte den Brief des Advokaten aus der Brusttasche hervor. Dann rückte er sich auf der Bank zurecht und begann den Brief langsam und deutlich vorzulesen. „Na, was sagen S' denn jetzt, Frau Weigel?" fragte er, als er fertig war.

Sie war ganz blaß geworden, und ihre Hände zitterten. „Was soll ich denn sagen? Es ist ein groß's Glück für Sie, Herr Schirmer."

„Und für Sie auch! Denn jetzt können wir aus dem höllischen Haus fortkommen und miteinander wirtschaften."

Sie schwieg. Doch da er sie, auf eine Antwort harrend, dringend ansah, so sagte sie endlich: „So sollt's doch wahr werden?"

„Freilich! Es kommt nur drauf an, ob Sie wollen?" Er suchte in ihrem Antlitz zu lesen, und da fand er auch, daß sie wollte, obgleich sie nichts erwiderte und die Augen auf die Tisch-

platte gesenkt hielt. „Na also," fuhr er fort, „jetzt haben wir nur mehr eine Wohnung z'finden, die für uns paßt."

„Ich wüßt' schon eine", sagte sie nachdenklich.

„So? Wo denn?"

„In Salmannsdorf. Dort hab' ich eine Tant'! Ein arm's Weib, obwohl s' ein klein's Haus hat. So lang ihr Mann g'lebt hat, der als Anstreicher ein' guten Verdienst g'habt hat, haben s' auch allein drin g'wohnt. Aber seit er tot ist, muß sie eine Partei 'neinnehmen. Und da hat s' halt ihr Kreuz. Denn der Zins wird oft schuldig blieben oder gar net 'zahlt. Und da wär' sie g'wiß froh, wenn s' ein paar ordentliche Leut' in die Wohnung krieget."

„Und ist die Wohnung sauber?"

„Wie ich sie kenn', ist sie ganz gut. Zimmer, Kammer und Kuchel. Ein Gartl ist auch dabei."

„Das wär' ja grad, was wir brauchen täten. Und auf'm Land lebt sich's auch schöner als in der Stadt, wo wir doch in so ein Zinshaus für kleine Parteien ziehen müßten und eine Menge Nachbarn hätten — weiß Gott, was für eine."

„Freilich. Und die Tant' ist auch ein seelengutes Weib. Wenn ich g'sund g'wesen wär' und ein bißl was hätt' leisten können, hätt's mich auch zu sich g'nommen, obwohl für mich eigentlich kein Platz g'wesen wär.' Denn sie hat mit ihrer Tochter selber nur ein ganz kleines Zimmerl."

„Na, alsdann. Da gehn wir halt miteinander nach Salmannsdorf und schaun uns die G'schicht' an."

„Ich hab' eh schon immer die Tant' heimsuchen wollen."

„Wissen S' was? Gehn wir gleich morgen. Morgen ist Sonntag, und da wird's auch der Tant' ganz recht sein, wenn wir kommen. Wir können uns wieder bei der Kapellen z'sammfinden. Aber schon in der Früh', daß wir nicht in die große Hitz' hineinkommen."

„Erst geh' ich in die Mess' mit der Hofbauer", sagte sie.

„Recht ist's. Beten S' für uns. Wir müssen auch unserm

Herrgott danken, daß er uns ein so unverhofftes Glück g'schickt hat in unserm Elend. Lang g'nug haben wir's ertragen müssen, aber jetzt wollen wir, soweit's noch geht, froh und zufrieden leben." Er legte seine Hand sanft auf die ihre. Sie fester anzufassen oder gar zu drücken, wagte er nicht, denn er fürchtete der Rosi weh zu tun.

„Meine Händ' sind auch schon besser", sagte sie still.

„Sehn S', ich hab's g'sagt. Aber lassen S' einmal schaun."

Er zog ihr leise und vorsichtig den Handschuh von der Rechten und blickte forschend auf die Hand nieder, die nach und nach zum Vorschein kam. Sie hatte die krankhafte Mißfarbe verloren und erglänzte fast rosig. Aber gerade dieses Glänzen der Haut und eine stark gerötete Schwellung an den Fingerspitzen zeigten, daß die Hand noch immer nicht gesund war. „Und weich ist sie auch schon", sagte er mit zartem Drücken. „Sie haben immer eine so schöne Hand g'habt, Rosi."

Sie erwiderte nichts, ließ ihm aber die Hand, die er in der seinen behielt. Und da fühlte er sich durchrieselt wie damals, als er sie zum ersten und einzigen Mal ergriffen hatte. Und es kam ihn an, sich darauf niederzubeugen und sie zu küssen. Aber er zagte wie damals und sagte nur innig: „Rosi!"

Er sah, wie sie ganz blaß wurde, und fühlte, daß ein leichter Schauer durch ihren Körper ging. Und da rückte er unwillkürlich dicht an sie heran und sah ihr mit den ehrlichen braunen Augen tief in die sanften blauen, in die ein feiner, feuchter Schimmer getreten war. So weilten jetzt die beiden, von einer späten, vielleicht letzten Wallung ihres Blutes ergriffen. Er hörte ihr Herz schlagen, und sie vernahm seine tiefen Atemzüge, die heiß an ihre Wange drangen. „Rosi!" flüsterte er mit bebender Stimme. Sie schloß die Augen. Und da war es, als suchte sein Mund den ihren . . .

Plötzlich fuhren sie auseinander; Schritte waren vernehmbar geworden. Und vor ihnen standen in einiger Entfernung der Weißeneder und die Hanstein. Er in einem verschossenen

karierten Sommeranzug, sie in einem hochgeschürzten alten Musselinkleid, auf den ungleich gefärbten Haaren einen zerknitterten, mit allerlei buntem Zeug überladenen Strohhut; in der Hand hielt sie einen großen Strauß von Wiesenblumen. Er aber hatte die seine in die Seite gestemmt und betrachtete mit giftigem Behagen das überraschte Paar, während seine Begleiterin hochmütig die schadhaften falschen Zähne fletschte.

„Ah, dahier bleib'n mir net!" sagte endlich Weißeneder mit lauter Stimme. „Kommen S', gehn m'r ins Vorgartl." Und die beiden wendeten sich mit einem letzten verachtungsvollen Blick und verschwanden.

Der Schirmer aber und die Rosi waren noch immer wie versteinert. Endlich sagte diese mit tonloser Stimme: „Mein Gott, wie sein denn die herkommen?"

„Das weiß der Teufel", erwiderte er.

„Daß uns grad die haben sehen müssen!" jammerte sie.

„Na, was is' denn weiter!" sagte er, sich gewaltsam fassend.

„Ich scham' mich so viel", fuhr sie fort, und blickte zur Seite.

In Wahrheit schämte er sich auch. Aber er erwiderte: „Was haben wir uns denn zu schamen? Und grad vor denen da! Die ziehn ja immer miteinander herum, die zwei alten Vogelscheuchen."

„Na ja, aber —"

„Kein Aber, liebe Rosi. Wir sind einig miteinander, und da hat auch kein Mensch mehr was zu sagen."

„Sie wer'n schon sehn, was die Zwei tun wer'n."

„Was können's denn tun?" brauste er auf. „Und wenn's uns etwa die letzten Tag' in der Versorgung verbittern möchten, so bin i ch noch da!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Bei ihm bewährte sich jetzt das Sprichwort, daß Gut Mut gibt.

„Nehmen's Ihnen nur vor dem Weißeneder in acht, das ist ein böser Mensch."

„Das weiß ich. Ich hab' g'nug von ihm hinunterschlucken müssen. Aber jetzt soll er mir nur kommen."

Sie machte eine ängstliche Gebärde und wollte etwas sagen, aber es war, als brächte sie es nicht heraus.

In diesem Augenblick erschien der Bursch wieder, um nachzusehen.

„Noch a Flasch'n Bier!" rief ihm Schirmer zu. „Und habt's was z'essen?"

„An Käs und a Salami."

„Also bringen S' a Salami. Und a paar Brot!" Und als der Bursch abging, wandte er sich an Rosi: „Wissen S', ich hab' ein' Hunger, denn ich hab' den ganzen Tag vor lauter Aufregung kein' Bissen 'nunterbracht. Und Sie werden doch auch ein bissel was nehmen!"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab' gar kein' Appetit."

Er faßte wieder ihre Hand. „Aber sein S' doch nicht so niederg'schlagen, Rosi!"

Sie schwieg und seufzte tief auf.

„Aber gehn S', Sie machen mich ja ganz traurig. Und wir sollten doch lustig sein!"

Sie bemühte sich zu lächeln, aber sie vermochte es nicht.

Als jetzt das Angeschaffte gebracht wurde, fragte Schirmer: „Sein die Zwei noch im Vorgartl?"

„Grad sein s' weggangen. Sie haben bloß an Kaffee trunken."

„Gut is. Ich werd' auch gleich zahl'n." Er tat es und gab sogar ein Trinkgeld, das er von seinem Spielgewinst nahm; im übrigen sah es mit seiner Kasse nicht zum besten aus, denn es war ja schon in der zweiten Hälfte des Monats.

Jetzt bat er die Rosi, doch etwas zu nehmen; sonst würd' es ihm, wie er sagte, auch nicht schmecken. Ihm zuliebe nahm sie zwei Schnitten auf den Teller und brach ein Stückchen vom Brot weg. Aber sie mußte sich Gewalt antun, während Schirmer mit Heißhunger zu essen begann.

Die Sonne war inzwischen schon tiefer gesunken und warf von Westen her einen rötlichen Strahl durch die Wipfel, in denen ein paar kleine Vögel zwitscherten.

Als Schirmer fertig war und auch das Bier schon zur Neige ging, sagte Rosi: „Ich glaub', wir geh'n jetzt."

„Na ja", erwiderte er, sein Glas ausschlürfend. „Aber bereden wir gleich alles wegen morgen."

„Mein Gott, ich hab' schon völlig die Lust verloren —"

„Wär' nicht übel! Das gibt's nicht. Wir haben's uns vorg'nommen und werden uns die Freud' nicht verderben lassen. Kurzum: Wir treffen uns morgen früh um Achte bei der Barbara-Kapellen."

„Um Achte noch nicht. Da fangt erst die Mess' an, und die versäum' ich morgen um keinen Preis."

„Na, also um Neune. Ist auch noch Zeit genug, wenn's da auch schon ein bissel heiß ist. Wir gehn halt recht langsam 'nüber."

Es schien, als wollte sie noch etwas einwenden; da sie aber erkannte, daß er nicht abzubringen war, so stimmte sie schweigend zu. Darauf erhoben sich beide und traten den Heimweg an. Während des kurzen Weges wollte die Rosi immer etwas sagen, aber sie brachte es nicht übers Herz.

So waren sie bei dem Hause angelangt, in das die Rosi gleich hineinging. Er aber kehrte wieder um, gegen die Türkenschanze zu. Denn trotz des Mutes, der ihn angewandelt hatte, war er infolge seiner Natur auch wieder etwas zaghaft geworden und wollte nicht gleich mit dem Weißeneder zusammentreffen. Er ging bis zu dem kleinen erhöhten Rondell, wo unter schmächtigen, spärlich belaubten Ahornbäumchen mehrere Holzbänke angebracht waren. Dort weilte des Abends immer eine Anzahl von Müttern und Kindermägden, kleine Rollwagen vor sich, in denen jüngste Sprößlinge sanft schliefen, während ältere sich lustig auf den umliegenden Sandhaufen tummelten. Auch liebende Paare gab es oft, die hier die frische Abendluft genossen. Er fand noch ein Plätzchen und dachte still darüber nach, was nun alles geschehen würde. Und obgleich es ihm auch nicht mehr ganz leicht ums Herz war, so freute er sich doch auf

den morgigen Tag, den er mit der Rosi in Salmannsdorf verbringen würde — noch mehr aber auf die Zukunft. Die Rosi jedoch saß auf ihrem Bett und begann leise zu weinen. Das Zimmer, in dem sie sich befand, war leer, denn die anderen Weiber, auch die Hofbauer, weilten noch im Garten. In dem anstoßenden leineren Zimmer aber zankte die Hanstein mit einer hinfälligen, schwindsüchtigen Person, die ihr die Dienste einer Kammerzofe leisten mußte.

V.

Als Schirmer nach Hause kam, lag Weißeneder schon im Bett und schien zu schlafen. Von den anderen Zimmergenossen hatte sich der eine gegen Abend mit der Bahn nach Klosterneuburg begeben, wo er Bekannte hatte, bei denen er den morgigen Sonntag zubringen wollte. So saß Herr Wufka allein am Tische bei einem Glase Bier und rauchte seine Pfeife. Schirmer begrüßte ihn flüchtig und trachtete gleich ins Bett zu kommen. Denn er fühlte sich sehr ermüdet und verspürte ziehende Schmerzen im linken Bein, was immer auf einen bevorstehenden Witterungswechsel deutete. Er schlief auch sehr bald ein. Aber schon nach ein paar Stunden erwachte er wieder und konnte keine rechte Ruhe mehr finden. Das Bein schmerzte stärker und die Gedanken begannen in seinem Kopfe herumzugehen, während in einiger Entfernung von ihm Herr Wufka die gewohnten Schnarchtöne von sich gab. Und da fragte sich Schirmer auch wieder, was denn die Hanstein und den Weißeneder, die er im Krapfenwaldl vermutet hatte, in das kleine Wirtshaus in der Krottenbachstraße geführt haben könnte. Das hing so zusammen. Die Hanstein war eine Lotterieschwester, die immer auf eine Terne hoffte, obgleich sie niemals im Leben eine gemacht hatte. Trotz ihrer Bildung, mit der sie bei jeder Gelegenheit prahlte, war sie seit jeher sehr abergläubisch gewesen, und so fiel ihr plötzlich ein, daß sie an ihrem Namenstage besondere Chancen habe, auf

dem Kieselgrunde des Sieveringer Brünndls unfehlbare Nummern wahrzunehmen. Sie änderte also in zwölfter Stunde das verabredete Ziel des Ausfluges und bestieg mit ihrem Galan einen nicht weit vom Versorgungshause vorüberfahrenden Stellwagen, der das Paar nach Sievering brachte. Dort hielten sie im Gasthause „zur heiligen Agnes" Mittag und begaben sich dann durch eine kurze Waldstrecke zum Brünndl, wo denn auch die Hanstein mit Hilfe einiger in der Kabbala sehr bewanderter Weiber, die sich an diesem Orte immer geschäftsmäßig herumtrieben, die unfehlbaren Nummern wahrnahm und auf einem Stückchen Papier notierte. Dann ging sie mit Weißeneder tiefer in den Wald hinein, wo sich die beiden an geeigneter Stelle ins Gras niederstreckten und im kühlen Schatten der Buchen zwei Stunden fest schliefen. Als sie erwacht waren, handelte es sich darum, was man jetzt weiter unternehmen sollte. Die Hanstein fand, daß es für heute genug sei. Für morgen aber hatte ihr unternehmender Geist eine Nachfeier ihres Namenstages entworfen. Man sollte schon am frühen Vormittag nach der Stadt fahren und dem Hochamte in der Augustinerkirche beiwohnen. Diese religiöse Feierlichkeit spielte nämlich in ihren unvergänglichen Jugenderinnerungen die größte Rolle. Denn bei einem Hochamte in der Augustinerkirche, dem sie eines Sonntags ganz zufällig beigewohnt, hatte eine sehr hohe Persönlichkeit, die sich im Oratorium befand, mit ihr ein lebhaftes Augenspiel eröffnet. Und dieses Augenspiel setzte sich auch an mehreren folgenden Sonntagen fort, da sie es nunmehr nicht unterließ, jeden Sonn- und Feiertag in der Kirche zu erscheinen. Ja, es verstärkte sich so sehr, daß sie daran die kühne Erwartung knüpfte, es müsse jetzt und jetzt ein Abgesandter erscheinen und im Namen jener hohen Persönlichkeit einen Antrag auf morganatische Ehe vorbringen. Da dies nicht geschah, sondern vielmehr die hohe Persönlichkeit ebenbürtig heiratete und Wien verließ, so mußte sie auf diese Hoffnung verzichten. Sie hielt aber die innere Überzeugung aufrecht, daß hierbei nur die zwingendsten Standes- und Familienrück-

sichten ausschlaggebend gewesen seien und daß jene Persönlichkeit bis zu ihrem im Laufe der Jahre erfolgten Tode in unauslöschlicher Liebe der Dame in der Augustinerkirche gedacht habe. So wollte sie denn morgen eine süßwehmütige Gedächtnisfeier abhalten, dann mit Weißeneder im Michaeler Bierhause zu Mittag speisen und schließlich den Prater besuchen. Dabei würde allerdings das Geld, das sie, wie Schirmer richtig vermutet hatte, als reichliches Almosen aus der Ferne erhalten, bis zum letzten Kreuzer aufgehen. Aber was lag daran? Wenn sie sich nur einmal wieder so recht unterhalten konnte! Dann mußte man sich eben wieder einschränken. Darum sollte es auch für heute genug sein und gleich der kürzeste Rückweg durch die Weingärten nach Hause eingeschlagen werden. Weißeneder, der infolge seiner Neigung zu Venenentzündungen kein guter Fußgeher war, beantragte zwar, zu fahren; sie aber behauptete, daß sie das Gerütteltwerden im Stellwagen nicht gut vertrage, und so machten sie sich auf die Beine und langten endlich auf etwas beschwerlichen Pfaden in der Krottenbachstraße an, wo sie in der einladenden kleinen Wirtschaft eine leichte Erfrischung einzunehmen beschlossen.

Schirmer also konnte lange nicht mehr einschlafen. Endlich so gegen Morgen geschah es. Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er blickte nach der alten Schwarzwälderuhr an der Wand. Es fehlte nicht viel auf acht. Da hieß es sich sputen, um zu rechter Zeit zu kommen — und nicht etwa gar durch irgendeinen Zwischenfall aufgehalten zu werden. Er wusch sich rasch und begann sich anzukleiden. Er war noch nicht ganz fertig damit, als er zu seinem Erstaunen — von den Plänen der Hanstein wußte er ja nichts — bemerkte, daß Weißeneder, nachdem er sich gestreckt und mehrmals laut gegähnt hatte, gleichfalls vom Lager aufstand und sich zu waschen begann. Das war dem Schirmer keineswegs angenehm und er trachtete, in aller Eile ohne Gruß fortzukommen. Als er aber die Türklinke ergriff, vernahm er, wie Weißender mit barscher Stimme rief: „Schirmer!"

Dieser hielt an und fragte, halb zurückgewendet: „Was wollen S' denn?"

„Wo gehn S' denn hin?"

„Fort geh' ich."

„Bleib'n S' da!"

Gegen diesen Befehl sträubte sich Schirmer im innersten. Aber das Wort des anderen hatte eine suggestive Macht über ihn, und er blieb stehen. „Warum soll ich denn dableiben?" fragte er zögernd.

„Wo wollen S' denn eigentlich hin?" entgegnete Weißeneder, sein schütteres Haupthaar vor einem kleinen, halberblindeten Hängespiegel mit Kamm und Bürste behandelnd.

Schirmer wußte nicht, was er erwidern sollte. Auf diese inquisitorische Frage war er nicht vorbereitet. Auch hatte er niemals — schon als Knabe nicht — lügen können und war immer gleich mit der vollen Wahrheit herausgerückt, wenn ihm auch diese zum Nachteil gereichte. Eine schöne und seltene Eigenschaft, aber auch ein Beweis großer Schwäche. Diesmal aber wollte er doch nicht gestehen, daß er mit der Rosi eine Zusammenkunft habe, und sagte unsicher: „Ich hab' halt was z'tun."

Weißeneder begann vor dem Spiegel seine Halsbinde zu knüpfen. „Sie müssen heut' z' Hauf' bleiben", sagte er, ohne umzublicken.

„Warum denn?"

„Weil i fortgeh'. Und es is möglich, daß heut der Bürgermeister inspizieren kommt, und da muß jemand im Herrenzimmer sein."

„Es ist ja der Wufka da", erwiderte Schirmer, auf diesen hindeutend, der noch im Bette lag.

„Der hat heut an wichtigen Gang."

„Aber ich hab' auch einen", versetzte Schirmer, der jetzt doch schon anfing, gereizt zu werden.

Der andere hatte die Halsbinde geknüpft und drehte ihm

die Vorderansicht zu. „So", sagte er, ihn mit giftigem Hohn angrinsend, „vielleicht gar mit der Weigel?"

Schirmer fühlte, daß es nun ernst werde und wollte einlenken, damit er nicht gerade jetzt zum äußersten gedrängt werde. Aber die Galle, die freilich nur die einer Taube war, begann ihm zu schwellen. „Na, und wenn ich einen Gang mit der Weigel vorhätt'!" stieß er hervor.

„So", sagte Weißeneder, nahe herantretend und ihn mit den kleinen undurchsichtigen Schlangenaugen anbohrend. „Wie sein S' denn eigentlich mit dem Weib bekannt wor'n?"

Schirmer wand sich förmlich unter diesen Blicken, die ihn ängstigten und doch aufstachelten. „Was geht denn das Ihnen an?" sagte er.

„Eigentlich nix. Sö aber sollten sich schamen."

„Warum denn?"

„Weil's a Schand' ist, daß Sie mit ihr ins Wirtshaus gehn und sie dort abbusseln."

„Von abbusseln is ka Red'."

„So? Glauben S' vielleicht, ich hab's net g'sehn?"

Schirmer konnte nicht mehr an sich halten. „Na," sagte er herausfordernd, „und wenn Sie's auch g'sehn hätten? Sie haben am wenigsten drüber z'reden!"

„Was!?" schrie der andere, die Arme in die Seite stemmend und den knöchernen Schädel mit der vorspringenden Nase zu dem kleineren Gegner niederbeugend.

„Nein, Sie haben gar nix z'reden", schrie dieser. „Kehren S' den Mist vor Ihrer eigenen Tür!"

„Was? Was?" wiederholte kreischend Weißeneder.

„Ich lass' mich von der Weigel net aushalten, wie Sie von der alten Hex'!"

Das Antlitz Weißeneders verzerrte sich. Er öffnete den weitgeschlitzten zahnlosen Mund, als wollte er Schirmer verschlingen. „Sag'n S' das no' mal, Sö Fallott!" stieß er in pfeifendem Ton hervor.

„Wenn Sie's no amnal hör'n wollen, so sag' i's halt no amnal. Sie lassen Ihnen von der Hanstein aushalten! Ob Sie s' auch abbusseln müssen, das weiß i net. Wann aber einer von uns ein Fallott is, so sein Sie's! Denn i bin net im Kriminal g'sessen."

Kaum hatte er diese Worte ausgestoßen, als er auch schon einen Schlag ins Gesicht bekam, daß er zurücktaumelte. Es war die erste tätliche Mißhandlung, die er als Erwachsener erlitten; selbst als Kind war er, dank seiner Mutter, körperlich niemals gezüchtigt worden. Einen Augenblick blieb er fassungslos. Dann griff er in ausbrechender Wut instinktiv nach dem Henkelglase, aus dem Wuska gestern abends Bier getrunken, um es als rächende Waffe gegen den stärkeren Feind zu gebrauchen. Er schwang es und stürzte damit auf Weißeneder los. Dieser aber hatte ihn schon mit beiden Händen, die den Fängen eines großen Raubvogels glichen, am Halse gepackt. Ein kurzes, heftiges Ringen entstand, wobei der sehnige Weißeneder den ungelenken und schwerfälligen Angreifer gegen die Wand drückte. Dort hielt er ihn fest, indem er ihm das Knie in die Weiche stemmte. Dabei traf er, ohne es zu wollen, die Stelle, wo Schirmer den alten Schaden am Leibe hatte. Der Bedrängte brüllte laut auf vor Schmerz, es wurde ihm dunkel vor den Augen, und bewußtlos glitt er allmählich unter dem Drucke zu Boden.

„Mein Gott! Was haben S' denn da gemacht!?" schrie Wuska und sprang aus dem Bett, wo er bis jetzt angesichts der beiden Streitenden als sich freuender Dritter verweilt hatte. „Sie hab'n 'n ja um'bracht!" Er beugte sich forschend über Schirmer, der wie tot dalag.

„A was!" sagte Weißeneder, indem er den leise Stöhnenden mit dem Fuße anstieß, „der Kerl wird schon wieder aufstehn!"

Aber Schirmer stand nicht wieder auf. Sie mußten ihn ins Bett tragen und sich entschließen, den Armenarzt zu verständigen. Als dieser endlich erschien, fand er das ganze Haus in

Bewegung und wurde ins Herrenzimmer gewiesen. Dort traf er den Schwerverletzten bei halbem Bewußtsein, laut jammernd und in rasenden Schmerzen sich windend. Nach rascher Untersuchung erklärte er, daß es äußerst schlimm stehe; nur von einer unverzüglichen Operation könne vielleicht Rettung erhofft werden. Aber es war zu spät. Schirmer starb während der Fahrt in dem Krankenwagen, der ihn in das Spital bringen sollte.

VI.

In einer stillen Nebengasse der von Menschen und Fuhrwerk aller Art dicht belebten Gerstlhofer Straße, die in die lachenden Gefilde von Pötzleinsdorf hinausführt, befindet sich ein ausgedehntes, klosterähnliches Gebäude mit angrenzendem Garten. An der Stirnseite trägt dieses Gebäude in goldenen Lettern die Inschrift: „Haus der Barmherzigkeit." Und diese Bezeichnung verdient es im vollsten, im eigentlichsten Sinne des Wortes. Denn in seinen weitläufigen Sälen und Zimmern beherbergt es Arme und Hilflose, die mit unheilbaren Übeln behaftet sind. Alle Gebreste und Krankheiten, deren bloßer Name Grauen und Schauder erweckt, sind hier anzutreffen, und die davon Befallenen werden mit unermüdlicher Hingebung von mildtätigen Nonnen betreut, bis sie der Erbarmer Tod von ihren Leiden erlöst. Den meisten geht er grausam jahre- und jahrelang vorüber; aber fast alle tragen ihr schreckliches Los in stummer Duldung, ja oft mit freudiger Ergebenheit, ein Beweis von der Leidensfähigkeit der menschlichen Natur und von der unendlichen Zähigkeit des Willens zum Leben. . . .

Unter diesen Unglücklichen befand sich auch lange Zeit hindurch die arme Rosi.

Sie hatte am Morgen jenes verhängnisvollen Tages andächtig in der Kirche gekniet und den Himmel inbrünstig angefleht, ihr und dem Schirmer gnädig zu sein. Denn sie hatte

das Gefühl, daß ihr und ihm ein großes Unheil bevorstehe. Auch war es ihr, als hätte sie eine Schuld auf dem Gewissen. Denn sie hatte Schirmer etwas verschwiegen, das sie ihm hätte mitteilen sollen; aber bei der ihr angeborenen Schämigkeit hatte sie es nicht über die Lippen gebracht. Als sie in die Versorgung aufgenommen wurde, war sie, trotz einer gewissen Schwäche und Hinfälligkeit, die ihre beginnende Erkrankung mit sich brachte, noch eine ganz liebliche Erscheinung gewesen. Als solche erweckte sie die Aufmerksamkeit und nach und nach die senile Lüsternheit Weißeneders. Er stellte ihr Anträge, die sie mit Schrecken und Abscheu zurückwies. Zuletzt unternahm er bei günstiger Gelegenheit einen rohen Angriff, so daß sie um Hilfe rufen mußte. Es war niemand herbeigekommen, aber Weißeneder hatte von ihr abgelassen und sah sie seit jener Stunde, die eine ihren Zustand verschlimmernde Nervenerschütterung zur Folge hatte, nicht mehr an. Sie aber fühlte, daß sie der Mann nunmehr hasse und nur auf eine Gelegenheit warte, um sich zu rächen. Und nun hatte er sie mit Schirmer in dem Wirtsgarten getroffen, was ihm die Genugtuung bot, sie auch verachten zu können. Das schmerzte sie tief. Und jedenfalls würde er nicht säumen, seinen Groll an Schirmer auszulassen, der unter seiner Botmäßigkeit stand. Den mußte sie also, so schwer es ihr werden würde, von allem in Kenntnis setzen, damit er auf der Hut sei.

Mit diesem Vorsatze war sie aus der Kirche weg zur Barbara-Kapelle gegangen, deren Vergitterung nur an ganz bestimmten Festtagen offen stand; heute war sie wie gewöhnlich geschlossen. Sie ging also davor erwartungsvoll auf und nieder. Der Tag hatte sich schon am frühen Morgen sehr heiß angelassen. Eine dumpfe Schwüle brütete rings, und die Sonne, deren Strahlen sengend und stechend niedergebrannt, verschleierte sich allmählich mit trüben Dunstmassen. Der Rosi wurde es ängstlich zumute. Eine bleierne Schwere lastete ihr im Nacken, sie konnte kaum mehr die Füße heben. Ihre kranken Nerven

spürten ein herannahendes Gewitter, und wirklich tauchten schon hinter den Höhen des Kahlengebirges dunkle Wolkenspitzen hervor. Sie ließ sich auf eine kleine Rasenböschung in der Nähe nieder. Langsam, schier endlos schlichen die Minuten, schlichen fast zwei Viertelstunden an der Harrenden vorüber. Aber Schirmer kam nicht. Da mußte etwas vorgegangen sein! Eine tödliche Angst befiel sie. Sie erhob sich, um nach Hause zu eilen. Da vernahm sie rollenden Donner und leichte Blitze zuckten aus dem dunklen Gewölk, das inzwischen höher und höher gestiegen war. Fort! Rasch fort! Aber schon erhoben sich heftige Windstöße, die sie mit entfesseltem Regenguß vor sich hinpeitschten. Als sie, triefend vor Nässe, im Hause anlangte, war das Entsetzliche längst geschehen. Regungslos, fast stumpfsinnig, vernahm sie die Kunde, bis sie endlich mit ausbrechendem Jammer an ihrem dürftigen Bette niedersank....

Die Eindrücke dieses grauenvollen Tages hielten in ihr ungeschwächt vor und waren fast ihre einzige Erinnerung, als sie nach einer Reihe von Jahren mit zum Teil eingeschrumpften, zum Teil entzündlich geschwellten Gliedern und bewegungslosem, starrem Antlitz im Hause der Barmherzigkeit lag. Alles andere schwebte ihr nur undeutlich vor: ihre Kinder- und Jugendjahre, ihre traurige Ehe — ja selbst die Gestalt Schirmers. Die sah sie wie aus weiter, weiter Ferne, von einem lichten Nebelschleier umhüllt. In bösen Träumen aber, die sie bisweilen hatte, wenn sie nach qualvoll durchwachten Nächten endlich einschlief, erschien ihr nicht selten der lange und hagere Weißeneder mit dem frechen Gesicht, der vorspringenden Nase und den kleinen Schlangenaugen. Er streckte die Krallenhände nach ihr aus, und die Hanstein stand dabei und fletschte die schadhaften falschen Zähne. Und dann erwachte sie bebenden Herzens und empfand es wieder als unverzeihliche Schuld, daß sie dem Schirmer nicht alles gesagt und ihn gewarnt habe. Auch von der Zeit träumte ihr öfter, die sie an der Klinik eines berühmten Professors zugebracht. Der hatte sie dort aufgenommen und zwei Jahre

lang behalten, um seinen Schülern das langsame und wechselvolle Fortschreiten jener so seltenen, auf einer Verhärtung des Hautzellgewebes beruhenden Krankheit zu demonstrieren, von der sie ergriffen war. Bei diesen täglichen Untersuchungen und Bloßstellungen ihres jammervollen Leibes hatte sie unsäglich gelitten, bis sie endlich auf ihr flehentliches Bitten in das Asyl der Unheilbaren versetzt wurde. Auch die Hofbauer mit der großen Balggeschwulst am Halse erblickte sie zuweilen. Das gute alte Weib hatte mit ihr die Versorgung verlassen, weil ja dort für die Freundin keines Bleibens mehr war, und beide hatten hierauf in einer feuchten, dunklen Kammer bei einer Taglöhnerfamilie gewohnt und ein grenzenlos kümmerliches Dasein gefristet. Und dann erzählte ihr die Hofbauer, daß sich der Weißeneder wegen schwerer körperlicher Verletzung zu verantworten gehabt habe, aber infolge der Aussage des Zeugen Wufka ganz glimpflich davongekommen sei. Nun lebe er nicht mehr; die Hanstein aber schleppe sich noch auf Krücken herum. Von alledem träumte der armen Rosi, wenn sie nach qualvoll durchwachten Nächten endlich einschlief. Von Schirmer aber träumte ihr seltsamerweise nie. Nur ein einziges Mal — sie wußte nicht recht, ob sie schlafe oder wache — war es ihr, als befände sie sich in seinem Hause an der Donaulände. Sie setzte ihm das Essen vor und er ergriff ihre Hand. Und da durchströmte sie ein so süßes, so wonniges Gefühl, daß sie hätte aufjauchzen mögen vor Glück. Das war aber in der Stunde, wo sie der große Allerbarmer zu sich rief.

Anhang.

Nichtdichterische Prosa.

(Auswahl.)

Vorwort des Herausgebers.

Saar war so ganz Dichter und nur Dichter, daß er seine Feder nur selten und widerwillig außer den Dienst seiner Muse gestellt hat. Die sehr einträgliche Arbeit für Zeitungen und Zeitschriften hat ihn auch in den Tagen der Not nicht von dem, was er als seinen eigentlichen Beruf erkannte, abgelenkt; und die zahlreichen Einladungen zu kritischer oder essayistischer Betätigung hat er entweder abgelehnt oder mit einer kühlen Zusage beantwortet, die von vornherein die Erfüllung ausschloß. Das was wir auf den folgenden Seiten nur als Probe zur Abrundung seines schriftstellerischen Gesamtbildes geben, dürfte gleichwohl, zwar nicht alles, aber doch das Meiste sein, was auf anderen Gebieten als dem der Dichtung von ihm erschienen ist. Der Nachlaß enthält keine Zeile mehr.

Unsere drei ersten Nummern sind ihm abgefragt worden und beantworten in einer für Saar sehr charakteristischen Weise moderne Tagesfragen. Nr. 1 ist in der von T. Dorh und Edmund O. Ehrenfreund herausgegebenen Zeitschrift: „Was ist uns die Musik?" (1. Heft, 1896, Seite 45; Leipzig, Literarische Anstalt, August Schultze) erschienen; Nr. 2 in den Mitteilungen der Wiener Akademischen Anti-Duell-Liga, März 1906, Nr. 2, Seite 2 f; die beiden Bekenntnisse zu Schiller, Nr. 3, in der „Schiller Zeit", Beilage zur Tageszeitung „Die Zeit", 23. April 1905, Nr. 926, Seite VI, und in der Erinnerungsgabe der Neuen Hamburger Zeitung „Zu Schillers Gedächtnis", 9. Mai 1905, Seite 2.

Es folgen drei kritische oder persönliche Auslassungen über zeit- und landesgenössische Dichter. Die Anzeige von Uhls Roman (Nr. 4), der in Wien seinerzeit großes Aufsehen machte, ist in P. Lindaus Wochenschrift „Die Gegenwart", Berlin, XII. Band, 1877, Nr. 48, vom 1. Dezember, Seite 339—341, erschienen; die Anzeige der Ge-

dichte der Baronin Knorr (Nr. 5), an denen Saar selber hilfreich Hand angelegt hat (s. Nachwort zu Band III), in der Neuen Freien Presse vom 17. März 1897; und der ganz persönlich gehaltene, gerade deshalb aber für beide so bezeichnende Artikel über die Ebner-Eschenbach in der „Gartenlaube" 1900, 18. Halbheft, S. 563 ff.

Die beiden Grabreden, Nr. 7, werden auch nicht-österreichischen Lesern nicht bloß um Saars willen, sondern auch wegen der beiden hohen Frauengestalten, denen sie gelten, von Wert und Eindruck sein. Josephine von Wertheimstein ist in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli 1894 gestorben und am 18. begraben worden; einen Tag später wurde Saars Grabrede in der „Neuen Freien Presse" abgedruckt. Der Dichter hatte sich die Rede, wie er am 30. August 1899 Elise Gomperz mitteilt, bloß im Kopf zurechtgelegt und kein Konzept verfaßt; erst nach dem traurigen Akt auf dem Friedhofe schrieb er in dem Döblinger Hause (im späteren Franzi-Zimmer) die Rede für Sophie (Todesco) nieder, die dort gegenwärtig war und das Blatt sofort an die „Neue Freie Presse" schickte. Wenn ihm sein Gedächtnis hier treu geblieben ist, so muß das im Nachlaß vorhandene Konzept erst nach dem Leichenbegängnis, als Grundlage für die Reinschrift, entworfen sein. Die Baronin Sophie Todesco ist am 9. Juli 1895 gestorben und am 11. begraben worden; einen Tag später erschien der Nachruf in der „Neuen Freien Presse". Das „nicht ganz korrekte Konzept" hat Saar mit dem zitierten Brief an Elise Gomperz geschickt. Wir geben beide Reden nach dem Wortlaut in der „Neuen Freien Presse" wieder, der stilistisch verbessert ist. Den Aufruf zur Errichtung einer Kaiserin-Elisabeth-Votivkirche in Genf dagegen, Nr. 8, teilen wir so mit, wie ihn Saar niedergeschrieben hat, ohne die Korrekturen zu beachten, die er sich schon in der Handschrift aus Rücksichten, die für uns keine Geltung mehr haben, hat gefallen lassen müssen. Mit dieser schönen Charakteristik der erhabenen Frau schließt das Werk des österreichischen Dichters würdig und edel ab.

Dreimal hat Saar fremde Werke mit Vorreden versehen und beim Publikum einbegleitet. Im Jahre 1893 hat er „Eduard von Bauernfelds Dramatischen Nachlaß" im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nfg., Stuttgart, herausgegeben. Sein Vorwort (S. VII bis XVI) ist am 9. August 1893, dem dritten Todestag Bauernfelds, gleichzeitig in der „Neuen Freien Presse", Nr. 10403, und in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, Nr. 219, Beilage Nr. 182,

erschienen; es ist nur für Bauernfeld, nicht aber für Saar von Interesse. Die Druckvorlagen für den ganzen Band, auch die Abschriften der Texte von Bauernfeld, sind im Nachlaß erhalten. Im Jahre 1900 hat Saar für die „Geschichte der Journalistik in Österreich, verfaßt aus Anlaß der Weltausstellung Paris 1900 von Ernst Victor Zenker“ (Wien, Druck und Verlag der K. K. Hof- und Staatsdruckerei), als „Obmann des Spezialkomitees der Presse“ ein Vorwort (S. V—VII) verfaßt, welches das Unternehmen ganz sachlich rechtfertigt und den Anteil der einzelnen Persönlichkeiten feststellt; auch dieses Vorwort, das auch handschriftlich im Nachlaß erhalten ist, kann heute kein Interesse mehr erwecken. Endlich hat er im Jahre 1906 der ihm befreundeten Schriftstellerin Marie von Pistolkors, die unter dem Pseudonym Iwan Delicz einen Roman in zwei Teilen: „Lebensglaube“ im Verlag von E. Pierson in Dresden erscheinen ließ, einen anerkennenden Brief geschrieben, den die Verfasserin ihrem Werk später im Faksimile-Druck voranstellte; auch diesen muß man in dem Buche selbst aufsuchen, da Briefe aus unserer Ausgabe überhaupt ausgeschlossen sind.

1.

Musik.

Von der Musik kann ich sagen: daß ich sie *liebe*, aber nicht *verstehe*. Denn die Natur hat mir insoferne den Sinn für die Kunst versagt, als ich in tiefere und kompliziertere Tonstücke nicht einzudringen vermag. *Nur sehr melodiöse und leichtfaßliche Musik kann ich genießen.* Eine solche ist auch auf mein Schaffen nicht ganz ohne Einfluß. Sie wirkt zwar nicht *anregend*, aber doch gewissermaßen *lösend* und *klärend*; wie ich denn über manche Schwierigkeiten in eigenen, das heißt dichterischen Kompositionen beim Anhören von Tonstücken, denen ich mit Empfindung folgen konnte, hinweggekommen bin.

Raitz in Mähren, 2. April 1894.

2.

Duell.

Gegen das Verwerfliche und Widersinnige des Duells haben sich schon so viele hervorragende Männer ausgesprochen, daß ich mich nur in geziemender Bescheidenheit ihrer Meinung anschließen kann. Nur blind fanatische Anhänger des sogenannten „Ehrenpunktes" können für die Aufrechthaltung jener barbarischen Unsitte eintreten. Daß sich aber bei der akademischen Jugend eine „Anti-Duell-Liga" gebildet hat, muß mit hoher Freude begrüßt werden. Denn es ist ein überzeugender Beweis von dem siegreichen Vordringen der menschlichen Vernunft.

3.

Schiller.

1.

Was man auch gegen die Werke Schillers einwenden kann und mag: den Adel seiner Seele, den Schwung seiner Gedanken, das Feuer seiner Begeisterung wird kein anderer Dichter mehr erreichen.

Wien-Döbling. 2.

Schiller und kein Ende. Und zwar im eigentlichsten Sinne des Wortes. Schiller wird niemals ein Ende haben.

Blansko in Mähren.

4.

Ein Roman aus Östreich.

„Das Haus Fragstein". Roman von Friedrich Uhl. Wien 1878. Manz.

Seit es Alfred Meißner unternommen, in seinem Roman „Schwarz-Gelb" östreichische Zustände und Verhältnisse während der sogenannten Reaktionsperiode zu schildern, hat sich, soviel mir bekannt ist, kein Autor von Bedeutung eine ähnliche Aufgabe gestellt. Leo Wolframs (Prandtners) „Dissolving views", welche um die Mitte der sechziger Jahre erschienen und damals ein gewisses Aufsehen erregten, trugen trotz des Talentes, das sich darin kundgab, doch zu sehr den Charakter eines Pamphlets, als daß diese „Romanfragmente", wie sie, wenn ich nicht irre, der Verfasser nannte, künstlerischen Wert und tiefere Geltung hätten beanspruchen können. So blieb denn, bis in unsere Tage hinein, Friedrich Uhl ein Griff in das volle Leben der Gegenwart vorbehalten. Und er hat diesen Griff mit erstaunlicher Sicherheit und nahezu vollendeter Meisterschaft getan. Da es ihm vor allem darauf ankam, Menschen und nicht bloß „Geister" zu schildern, so hat er eine Frage des B e s i t z e s, um welchen sich heutzutage mehr als jemals die öffentlichen Ereignisse sowohl, als

auch die Schicksale der einzelnen drehen, zum Vorwurf genommen und seinen Roman „Das Haus Fragstein" auf volkswirtschaftlicher Basis aufgebaut.

Der finanzielle Niedergang eines der ältesten und hervorragendsten östreichischen Adelsgeschlechter, welches sich hinter jenen Namen verbirgt, bildet das leitende Motiv. Um die Vertreter dieses Geschlechtes gruppieren sich Repräsentanten der Geldmacht und jener Sorte von modernen Glücksrittern, die an der Börse spekulieren und heute Millionäre, morgen Bettler sind. Dazwischen Gestalten aus der Geschäftswelt, aus dem Wiener Kleinleben und endlich der eigentliche Held des Romanes, der Bankbeamte Friedberg. Dieser, ein natürlicher Abkömmling des gräflichen Hauses, unternimmt es, seinem Großvater, der als galanter Kavalier aus der Kongreßzeit von der Existenz des Enkels keine Ahnung hat, den Besitz der Vorfahren und den Glanz des Namens zu retten. Er wird hierzu nicht bloß durch den allmählich hervorbrechenden Zug des Herzens gedrängt, vielmehr ist es sein empörtes Rechtsgefühl, was ihn bestimmt, den gewissenlosen Umtrieben niedrig denkender Geldmenschen entgegenzutreten, welche auf den gänzlichen Ruin der Familie hinarbeiten und ihre Absichten mit sophistischer Moral nationalökonomisch zu rechtfertigen suchen. Nachdem ihm sein Werk gelungen ist, wobei er mehr als einmal in die Lage gerät, das Geheimnis seiner Abkunft wider Willen preiszugeben, zieht er sich, nur von dem rechtmäßigen Enkel des alten Grafen instinktiv erkannt, wieder ganz in seinen schlichten Beruf zurück und heiratet ein junges Bürgermädchen, das sich aus der ungesunden Atmosphäre des elterlichen Hauses unter schweren Kämpfen zu ihm emporgerungen. Dies die Grundzüge der Handlung, welche bei aller Knappheit der Komposition in großartigem Stile angelegt ist. Reich an interessanten Verwickelungen und erschütternden, dramatisch bewegten Szenen, erscheint sie äußerlich und innerlich so lebendig durchgeführt, daß man das Buch mit fast fieberhafter Spannung zu Ende liest und es mit dem freudigen

Bewußtsein aus der Hand legt, die Schöpfung eines echten Dichters in sich aufgenommen zu haben; eines Dichters, der nicht bloß in hohem Maße die Gabe der Beobachtung und die Kunst des Erzählens, sondern auch eine ganz außerordentliche Gestaltungskraft besitzt. Diese letztere ist es, was man in neueren Romanen so häufig vermißt. Selbst bei den hervorragendsten und geistig anregendsten Leistungen auf diesem Gebiete überkommt uns — wenige Ausnahmsfälle abgerechnet — am Schlusse mehr oder minder die Empfindung, es im Grunde doch nur mit bloßen Romanfiguren, im besten Falle mit sogenannten „Trägern von Ideen" zu tun gehabt zu haben; das heißt mit Gebilden, denen der eigentliche Pulsschlag des Lebens fehlt. Wie ganz anders bei vorliegendem Werke! Hier tritt uns jede Gestalt, wenn auch in typischer Haltung, so doch aus dem Ganzen und Vollen geschöpft und bis ins kleinste Detail hinein individualisiert entgegen. Und bewunderungswürdig ist in dieser Hinsicht die künstlerische Besonnenheit, mit welcher der Dichter seine reichen Mittel anwendet. Während er Friedberg, den an ernster Lebensführung festhaltenden jungen Mann, eigentlich nur zeichnet und bloß hier und da mit leichtem Pinsel nachhilft, dann die aristokratische Gruppe mit zarten Nuancierungen sozusagen a tempera behandelt, weiß er die tiefsten und kräftigsten Farben zu gebrauchen, die schlagendsten und blendendsten Lichter aufzusetzen, wenn es gilt, uns Persönlichkeiten wie den Bankier Stollberger, seinen Sohn Arthur und die bedeutendste Gestalt des Romans, den Doktor Hasting, vor Augen zu führen. Ich kann nicht umhin, die Schilderung, welche Uhl von diesem genialen Börsenspieler und feinsinnigen, schönheitsbegeisterten Wüstling entwirft, hier wiederzugeben.

„Doktor Hasting war angeblich von England, wo er Vorlesungen über Volkswirtschaft an einem Kollegium gehalten haben wollte, nach Wien gekommen und hatte sich bald bemerkbar gemacht. Er spekulierte kühn, war ein vortrefflicher Gesellschafter, verstand es, liebenswürdig mit den Frauen zu sein, anregend

und belebend mit Männern. Er war, wie man zu sagen pflegt, die Seele der Gesellschaft, in welcher er sich befand, nur daß diesmal das sonst leere Wort einen wirklichen Inhalt hatte, die geistige Kraft Doktor Hastings drückte sich in seinem Wesen aus. Man sah es ihm an den Augen an, daß ein schwunghaft kühner Sinn den mächtigen Bau seines Kopfes bewohne. Seine Gestalt war wohl nicht schön, aber voll Leben; nicht groß, eher gedrungen, aber die Kraft der wohlgebauten Glieder wurde durch die Rundung und Anmut der Bewegung schön gemildert. Das Antlitz war breit, die Lippen aufgeworfen, allein ein geradezu bestrickendes Lächeln, das sich um den sinnlich blühenden Mund legte, bildete gleichsam das Blumengewinde, anzeigend, daß hier die Pforte der wohllautenden Rede zu finden sei, aus welcher sinnreiche Gedanken in gefälliger Form hervortreten. Eigentümlich waren die Augen des Doktor Hasting. Die braune Pupille kreiste wie ein Sonnenrad in ihrer tiefbläulichen Umgebung, welche, wenn sie lichterfüllt war, in einer Art von Perlmutterglanz strahlte. Das sich widerspiegelnde Licht schimmerte nicht in einzelnen Funken, sondern in ganzen kegelförmigen Büscheln hervor. Die Lichter lagen breit auf Hastings Augen. Diese blendeten förmlich und verstanden es, besonders wenn die Leidenschaft die Blutwellen zu denselben emportrieb, unwiderstehlich zu gewinnen, die Pforten der Herzen zu erschließen. War Hastings ganzes Wesen anziehend, seine Rede einnehmend, so war sein Auge vollends erobernd: er sah und siegte. Unschön und auf den Ursprung Doktor Hastings hindeutend, erschienen die starke, wulstige, breite Nase und die etwas flachen, breiten, großen Füße. Nase und Füße harmonierten, ergänzten einander. Sie waren unedel, gleichsam von der Natur nicht fertig modelliert, nur hingeworfen, als ob ihr Hasting enteilt wäre, bevor sie Zeit gehabt, sie vollends auszubilden. Wer durch Hasting nicht in der ersten Zeit gewonnen war und einen ruhigen Blick behielt, ihn aufmerksam zu betrachten, der stieß sich an dieser Nase und an diesen Füßen und wurde durch die Disharmonie mit der

übrigen Erscheinung zur Vorsicht gemahnt. Solche Bildungen lassen auch oft auf unschöne Züge des Geistes und Herzens schließen."

Nicht minder prachtvoll sind die Frauengestalten des Romans. Die tiefsten Züge des Herzens und der Seele treten an ihnen wie die feinsten Reize der äußeren Erscheinung zutage. Die geistvolle, blendend schöne Frau Blume, die Witwe eines reichen Börsensensals, die von dem unbefriedigten Ehrgeiz verzehrt wird, in höheren jüdischen Gesellschaftskreisen Zutritt zu erhalten, ist in dieser Hinsicht ein ebensolches Meisterstück dichterischer Gestaltung, wie das in halber Verwahrlosung heranblühende Wienerkind Anna, dessen Eltern aus ansehnlichen bürgerlichen Verhältnissen zu Hausbesorgern in einem kleinen, dem Verfall geweihten Palais der gräflichen Familie herabgesunken sind. In dem verwilderten Parke dieses „Fragsteinhauses" tritt uns das Mädchen an der Seite des jüngeren, kranken und seine Schwester abgöttisch liebenden Bruders folgendermaßen entgegen:

„Zwei Menschenknospen, die eine seltsam-schön aufblühend, die andere verkrüppelt zurückgeblieben. Anna, ein Mädchen von siebzehn Jahren, glich einem jungen Reh, nur daß blaue, seidenweich bewimperte Augen von seltenster Tiefe und leuchtendster Kraft aus einem dunkel angehauchten Antlitz hervorblickten. Wie der Himmel nie schöner blaut als stückweise aus dunklen Gewitterwolken hervorleuchtend oder widerscheinend aus dem Gewässer eines umschlossenen Gebirgssees — Meeraugen, sagt man in den Karpathen —, so zieht das Menschenauge, welches in einem dunklen, von schwarzem Haar umrahmten Antlitz ruht, mit seinem blauen Wunder am unwiderstehlichsten an . . . . .

Ihr Morgenkleid, aus welchem sie sichtlich herausgewachsen war — sie machte den Eindruck, als ob sie über Nacht gewachsen wäre —, ließ die Arme und den Hals unbedeckt. Da zeigte sich, daß beide Vorderarme mit einem leichten dunkeln Flaume umsponnen waren, und von dem Nacken über den Rücken herab

sich eine feine Schattenlinie schwarzer Härchen hinzog, während das reinste, rosig angehauchte Weiß an dem Anfange des Oberarms und dem Ursprunge der Brust hervorleuchtete."

Ihre Liebe zu Friedberg, deren sie sich, von den Verführungskünsten Hastings umstrickt, erst spät bewußt wird, welche eben dann dem bis dahin schwankenden, für jeden Eindruck empfänglichen Mädchen mit einem Male sittliche Kraft und Hoheit verleiht, bildet einen bedeutsamen Gegensatz zwischen der gewaltsam niedergehaltenen Leidenschaft, welche Frau Blume für Doktor Hasting empfindet. Mit welch eigentümlicher Tiefe und Zartheit der Dichter das Wesen der Liebe überhaupt erfaßt hat, möge die nachstehende schöne Betrachtung erweisen:

„Wie wenig kennen einander die beiden Geschlechter, um deren Vereinigung sich doch von Anbeginn an die ganze Welt dreht, die doch ein halbes Leben miteinander zubringen. Man pflegt gewöhnlich zu sagen, daß das Weib ein Buch sei mit sieben Siegeln, daß der Mann das Weib nie bis auf den Grund kennen lerne, nie alle Geheimnisse des fremden Herzens ergründe. Daß das Weib aber den Mann ebensowenig, ja fast noch weniger kenne, wird sehr selten ausgesprochen, und doch ist es fast noch wahrer als die erstere Behauptung. Die Frauen halten die Männer für willenskräftiger und stärker, als sie es wirklich sind, und die Männer die Frauen für edler und besser. Fast die volle Macht und Stärke ist dem Weibe über den Mann gegeben. Dieser gibt dem Weibe alles, er opfert dem Weibe alles — vor allem sich selbst. Er entäußert sich seines Geistes und seines Willens und nichts macht ihn glücklicher, als ein einfacher Mensch sein zu dürfen, ein stiller, genügsamer, froher, kindlicher Mensch zu den Füßen seiner Geliebten . . . . Dem angebeteten Weibe gegenüber dünkt er sich klein, nichtig, erbärmlich, unwürdig der Liebe, die auf ihn wie ein Segen niederquillt. Ein Mann, der diesen Namen verdient, geht deshalb auch bescheiden und ahnungslos durch das Leben. Er fürchtet immer, unwert zu sein der Beachtung, unwürdig der Liebe, ja er ist fast blind gegen die seinen

leisen Äußerungen derselben. Nur von großer Leidenschaft bewegt, gewinnt er manchmal den Mut zu dem kühnen Schritte, seine Liebe, und dies in dem schüchternsten Tone, einzugestehen; in der Regel aber ist es das Weib, welches durch Blick und Wort, durch die helle Purpurflamme auf den Wangen und das Zittern der Hände dem Manne zuerst von Liebe spricht! Soll man darüber klagen, daß die Geschlechter einander so wenig begreifen und kennen? Gewiß nicht! Liegt doch in dem Rätselhaften jedes Menschenlebens und besonders in jenem nie völlig Aufgeklärten der Beziehungen zwischen Mann und Frau der ganze Antrieb und der ganze Reiz des Lebens!"

Ebenso gehaltvoll sind die übrigen gedanklichen Partien des Buches, und ich bedauere, daß mir der Raum nicht gestattet, eine Rede über die moderne Stellung des Judentums, welche einer prächtigen Episodenfigur, dem jüdischen Lehrer und Gelehrten Cohn, in den Mund gelegt wird, hier wiedergeben zu können. Daß Uhl den eigentlichen Schauplatz der Handlung sowohl, als auch Hintergrund und Perspektive meisterhaft behandelt hat, versteht sich von selbst. Schilderungen wie die der Wiener Börse, des kaufmännischen Kasinos, einer Soiree bei Wollberger, des Frühlings in Wien usw. sind von großem kulturgeschichtlichen Werte und tragen geradezu den Stempel der Klassizität. Was aber dem Allen die höhere, abschließende Weihe verleiht, das ist der edle geistige Hauch, der das Ganze durchweht und, in milder, echt menschlicher Versöhnlichkeit gipfelnd, den Dichter zuletzt auf das Rächeramt verzichten läßt. „Aber wo bleibt die Wirkung, die Schlußwirkung, der Effekt?" fragt Frau Blume gegen Ende des Romans den Helden. „Der äußert sich am reinsten in unserem Innern, glauben Sie mir", erwidert dieser.

Und so ist es. Wir fühlen uns geläutert, gehoben und in den Zustand des reinen Erkennens versetzt, wo wir der tiefinnersten Notwendigkeit alles dessen gewahr werden, was in diesem vielgestaltigen Leben vor sich geht. Der Dichter hat also die höchste

künstlerische Wirkung erreicht. Wenn wir aber den Geist noch einmal prüfend auf das Gefüge des Werkes zurücklenken, so können wir uns einer Bemerkung nicht entschlagen. Wie der Roman aus unserer schnellebigen, rastlos vorwärts drängenden Zeit heraus entstanden ist, so trägt er neben seinen außerordentlichen Vorzügen auch hie und da die Merkmale einer allzu raschen, von lebhaften Anforderungen gedrängten Produktion an sich. Hätte sich Uhl länger mit dem Stoffe getragen, hätte er nach der Ausführung von der Regel des Horaz mit weiser Mäßigung Gebrauch gemacht, so wäre manches noch reiflicher erwogen, noch tiefer begründet, noch geschickter angeordnet worden; mit einem Worte: die edlen Verhältnisse des Ganzen würden noch durchsichtiger, noch reiner und makelloser zutage treten. Vielleicht auch hätte er dann den Kreis weiter ausgedehnt, hätte auch das geistige und politische Leben Wiens in das Bild miteinbezogen und so den oft wiederholten Ausspruch: daß der Roman das Epos der Gegenwart sei, seinem vollem Umfange nach verwirklicht. Aber wir täuschen uns hier möglicherweise über die Absichten des Dichters. Vielleicht wollte er vorerst nur eine Hemisphäre bringen, um die zweite später hinzuzufügen. Daß dies geschehen möge, werden alle diejenigen aufs lebhafteste wünschen, die das „Haus Fragstein" gelesen.

5.

Aus späten Tagen.

Gedichte von Josephine Freiin v. Knorr.
(Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1897.)

Der Wert lyrischer Dichtungen beruht wesentlich auf Wahrheit und Tiefe der Empfindung. In dieser Hinsicht zeichnet sich das vorliegende kleine Buch, das Marie v. Ebner-Eschenbach mit einem Vorworte eingeleitet hat, ganz besonders aus. Aber es weist auch noch andere Vorzüge auf: Originalität der An-

schauung, Stimmung und Farbe. Der sprachliche Ausdruck, obgleich stellenweise etwas unklar und unbeholfen, ist dennoch voll Unmittelbarkeit und musikalischen Wohllautes. So empfängt man den Eindruck, daß Josephine v. Knorr zu den hervorragendsten lyrischen Dichterinnen Österreichs gehört. Sie ist kein Neuling mehr in der Literatur, wenn auch drei Gedichtsammlungen, die sie im Laufe der letzten zwanzig Jahre veröffentlicht hat, ziemlich unbeachtet geblieben sind. Um so nachdrücklicher muß man jetzt auf sie hinweisen, damit ihr in den späten Tagen ihres Lebens die verdiente Anerkennung werde. Was sie geschaffen, kam aus der Tiefe einer edlen, schmerzgeläuterten Frauenseele, die sich am bezeichnendsten in dem schönen, einer früheren Sammlung entnommenen Gedichte: „Dunkel" widerspiegelt:

Ob ich's auch verhehle
In der Stunde Scherz:
Ja, mir ist die Seele
Dunkel und das Herz

Herz und Seele dunkeln,
Nur so tief schwarz nicht,
Daß sie nicht auch funkeln
Könnten farbenlicht.

Wie oft plötzlich schimmert
Eines Fittigs Sammt,
Die Granate flimmert,
Und der Purpur flammt.

So wie die Ranunkel,
Die Viole blüht:
So von Farbe dunkel
Ist auch mein Gemüt.

Aber nicht bloß sich selbst macht die Dichterin zum Gegenstande ihrer Lieder. Sie spannt die Schwingen ihres Geistes weit aus, und nicht selten erhebt sie sich zur vollen Höhe der Weltbetrachtung, wobei sie Menschen und Dinge in eine ganz eigentümliche Beleuchtung zu rücken versteht. Die Gedichte „Aus Paris" erweisen sich in dieser Hinsicht als ganz einzig in ihrer Art und sind die interessanteste Abteilung des Buches. In dem Zyklus „Blumen und Falter" begegnen wir einer teils anmutigen, teils schwermütigen Symbolik, welch letztere in dem Gedichte „Der Trauermantel den vollendetsten Ausdruck gefunden hat:

Einsam zieht er an der Ranke,
Die mit Trauben schon beschwert,
Wie ein trauriger Gedanke,
Der beständig wiederkehrt.

Auch humoristische Töne weiß die Dichterin anzuschlagen, so in den zwei reizvollen Gedichten „Impressionisten-Malerei“ und „In zwei Farben“. In einer Serie von Gelegenheitsversen stehen die an Scheffel gerichteten obenan. Sie gehören weitaus zu den besten, die man dem Sänger des „Gaudeamus!“ und der „Frau Aventiure“ von allen Seiten dargebracht hat. Am Schlusse führt uns Josephine v. Knorr mit einer Reihe von Elegien in das väterliche Schloß Stiebar, wo sie ihre Jugend verlebte und nun in stillster Zurückgezogenheit ihre späten Tage beschließt. Und dort erfüllt sich auch die Sehnsucht, die sie so ergreifend ausgesprochen:

Wunsch.

Ich will kein klagendes Verklingen,
Wenn meines Lebens Sonne sinkt;
Noch einen Schlußakkord soll bringen
Die kurze Zukunft, die mir winkt;
Auf daß sich alle Stimmen finden,
Die durch mein Dasein je getönt,
Und Höh'n und Tiefen sich verbinden
In jenem Schlußakkord versöhnt.

6.

Begegnungen mit Marie von Ebner-Eschenbach.

Es war im Februar oder März des Jahres 1867. Meine ersten Schriften hatten damals in hervorragenden Wiener Kreisen einiges Interesse für den Autor erweckt, und ich wurde mehrfach in Gesellschaft gezogen. Der Philosoph und Ästhetiker Robert Zimmermann, mein eifriger Förderer und teilnehmender Freund bis an sein Lebensende, hatte dabei oft vermittelnd eingewirkt. Eines Tages sagte er zu mir: „Baronin Ebner wünscht Sie kennen zu lernen. Eine ganz ausgezeichnete Frau — und überdies eine sehr begabte Dichterin! Möchten Sie mit mir einen Abend bei ihr zubringen?“ Ich hatte den

Namen der Dame nie nennen gehört. Aber selbstverständlich stimmte ich zu.

Wir begaben uns also schon an einem der nächsten Abende nach der Hauptstraße des dritten Bezirkes, wo die Baronin wohnte. Das ziemlich kleine, zweistöckige Haus hat sich mit seiner schlichten, altwienerischen Außenseite zwischen hochragenden, prunkvollen Neubauten bis heute erhalten.

Im Empfangszimmer wurden wir von einem stattlichen älteren Herrn in Uniform aufs freundlichste begrüßt. Es war Baron Ebner, damals Oberst im Geniekorps. Gleich darauf erschien seine Gemahlin. Am Ende der Dreißiger stehend, war sie eine gewinnende Erscheinung. Nicht hoch von Wuchs, aber schlank und zierlich gebaut; Hände und Füße vom feinsten Ebenmaß. Das Gesicht nicht schön, aber doch anmutig und höchst ausdrucksvoll; die mächtige Stirn von dichten, mattbraunen Haaren umrahmt. Aus dem Blick der etwas tiefliegenden graublauen Augen sprach unendliche Güte, die sich auch in dem sanften Wohllaut der Stimme offenbarte, als uns die Dame jetzt willkommen hieß.

Man nahm Platz, und ich konnte im Gemach umhersehen, das — ebenso wie der angrenzende, nicht allzu große Salon — von mildem Lampenlichte erhellt wurde. Es war ein vornehm behagliches Heim, ohne Pracht, aber mit erlesenem, intimem Geschmack ausgestattet.

Die Baronin hatte mir mit einer gewissen schüchternen Herzenswärme einige anerkennende Worte gesagt, die zu einem allgemeinen Gespräch über Literatur und Kunst hinüberleiteten. Tiefes Verständnis, erstaunliches Wissen gab sich dabei in den Aussprüchen und Bemerkungen der Baronin kund; auch ihr Gemahl, der, wie ich später erfuhr, ein großer Musikfreund war, zeigte sich als gewiegter Kenner. Zimmermann wollte die Rede auf die dichterischen Schöpfungen der Hausfrau lenken. Diese aber wehrte, leicht errötend, die weitere Erörterung des Gegenstandes ab.

So verfloß eine Stunde, und man begab sich in den Salon, um dort den Tee zu nehmen. Zum Schlusse wurde geraucht; auch die Baronin brannte sich eine ganz kleine Zigarre an, die sie einem schmucken Etui entnommen hatte. Die Unterhaltung wurde nun mannigfaltiger. Persönliches kam zur Sprache. Dabei zeigte sich zu meiner Überraschung, daß die Baronin und ich gewissermaßen Nachbarkinder gewesen. Denn ich erfuhr jetzt, daß sie von der in Mähren begüterten gräflichen Familie Dubsky stammte. Ihr Vater, Graf Franz Dubsky, besaß aber in der inneren Stadt, nicht weit vom Stephansdome entfernt, am sogenannten „Haarmarkt", ein sehr ansehnliches Haus, dessen Front in ihrer weitläufigen Fortsetzung eine Seite des schmalen „Rabengäßchens" bildete, durch das man auf den „Rabenplatz" gelangte. Die zweite Seite dieses Gäßchens war die Seitenfront eines anderen großen Hauses, das den Haarmarkt querüber abschloß. Dort, im dritten Stockwerk, lebte ich als Knabe mit meiner Mutter, die sehr früh Witwe geworden und dann wieder zu ihrem Vater, dem Hofrat von Nespern, gezogen war. Ich konnte also von unseren Fenstern aus nach jenen der gräflichen Wohnung sehen. Wie oft mochte ich da die kleine Komtesse erblickt haben, die mich jetzt als geistig so hervorragende Frau in ihrem ehelichen Heim empfing! Auch sie schien sich dieser zufälligen Entdeckung zu freuen. Jugenderinnerungen wurden lebendig, und man sprach viel von den wechselvollen Zeitereignissen, die inzwischen an uns vorübergegangen waren. Damals standen jene beiden Wohnstätten noch aufrecht im Herzen der Stadt und schienen mit ihrem festgegründeten Bau der Vergänglichkeit Trotz bieten zu wollen. Heute sind sie von der Bildfläche Neuwiens verschwunden. In der Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin" jedoch hat die Dichterin ihrem väterlichen Hause (das sie später wieder bezogen hatte) und seiner baulichen Umgebung ein bleibendes literarisches Denkmal errichtet.

Es war spät geworden, und die Gäste mußten an den Aufbruch denken. Als wir auf der Straße waren, sagte Zimmer-

mann: „Nun, hatte ich nicht recht? Ist sie nicht eine ganz außerordentliche Frau?"

„Gewiß", erwiderte ich. „Noch nie habe ich so viel Geist mit einem so tiefen, echt weiblichen Gemüte vereint gefunden."

Da ich aufs liebenswürdigste zum Wiederkommen aufgefordert worden war, so versäumte ich nicht, schon in nächster Zeit meinen Besuch abzustatten. Dabei sprach ich den sehr begreiflichen Wunsch aus, mit den dichterischen Arbeiten der Baronin bekannt werden zu dürfen. Nach längerem Zögern und mit sichtlicher Befangenheit wurde mir das als Manuskript gedruckte Drama „Maria Stuart in Schottland" übergeben. Es war in Deutschland — ich glaube in Karlsruhe — aufgeführt worden. Auch hatte sich, wie ich erst lange nachher erfuhr, kein geringerer als Otto Ludwig nach der Lektüre anerkennend über das Stück geäußert und es als die Arbeit eines sehr gewandten dramatischen Talentes bezeichnet. Das war nun auch meine Ansicht, und ich mußte mich wundern, daß sich das Wiener Hofburgtheater ablehnend verhielt, da doch die Dichterin mit den leitenden Persönlichkeiten bekannt und befreundet war. Aber sie hatte nun einmal bei der Bühne kein Glück. Ihr späteres, reifstes und wohl auch letztes größeres dramatisches Werk, das Trauerspiel „Marie Roland", wurde vom Wiener Stadttheater unter Laubes Direktion nicht angenommen. Dagegen brachte man dort das etwas breit und schwankend angelegte Lustspiel „Das Waldfräulein", dessen Aufführung die Baronin dicht verschleiert im Hintergrund einer Loge beiwohnte. Es war kein rechter Erfolg gewesen. Ein ähnliches Schicksal hatten der reizende Einakter „Die Veilchen" und das dramatische Gedicht „Doktor Ritter". Das letztere, ein Gelegenheitsstück, wurde noch im alten Opernhause bei einer Matinee zu Ehren Schillers gegeben. Es gefiel als charakteristisch durchgeführte Episode aus der Sturm- und Drangzeit des großen Dichters; einen nachhaltigen Eindruck hinterließ es nicht.

Um diese Zeit war es auch, daß die Baronin ein Märchen

in Prosa schrieb: „Die Prinzessin von Banalien." Meines Wissens das erste Buch, das von ihr in der Öffentlichkeit erschienen ist. Die rührige Wiener Buchhandlung L. Rosner hatte den Verlag übernommen. Aber noch vor der Ausgabe wollte die Dichterin ihr Werk einem kleinen Bekanntenkreise vorlesen, der sich am bestimmten Tage im Salon der Freiin Josephine von Knorr versammelte. So weit meine Erinnerung reicht, hatten sich eingefunden Betty Paoli, Frau Ida von Fleischl, Frau Auguste von Littrow-Bischoff, das gräfliche Dichter-Ehepaar Wickenburg, Josef Weilen, der Verleger Rosner und meine Wenigkeit. Die Vorleserin begann mit unsicherer, leicht zitternder Stimme. Bald aber war sie in vollem Zuge, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgte man der feinsinnigen Dichtung und ihren zahlreichen Schönheiten. Dennoch hatte der Beifall, welcher am Schlusse gespendet wurde, etwas Gezwungenes. Man war eben nicht ergriffen, nicht hingerissen worden, was wohl der Dichterin selbst nicht entgangen sein mochte. So blieb es denn auch jetzt wieder bei jener achtungsvollen Anerkennung, die man ihr schon früher entgegengebracht hatte, und niemand ahnte, welch mächtigen Aufschwung ihre gewissermaßen noch verschleierte und mit dilettantischen Anwandlungen ringende Begabung dereinst zu nehmen bestimmt war. Ich selbst, um es offen zu sagen, erwartete nicht, daß die Baronin, die damals das vierzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, das bisher Geleistete um ein beträchtliches würde überbieten können.

Nicht allzulange nach jener Vorlesung jedoch übergab sie mir das Manuskript der Erzählung „Ein Spätgeborener". Sie wollte, ehe sie diese Arbeit drucken ließ, mein Urteil vernehmen. Mit großem Interesse, wenn auch nicht mit sehr großen Hoffnungen, hatte ich die rein und deutlich beschriebenen Blätter zur Hand genommen; aber bei jeder neuen Seite, die ich las, wuchs mein Erstaunen, meine Bewunderung. Denn hier hatte sich wie mit einem Schlage ein vollwertiges künstlerisches Schaffen betätigt; hier zeigten sich bereits die starken, stellenweise über-

wältigenden Ansätze jener ganz unvergleichlichen epischen Darstellungsweise, welche fortan alle Schöpfungen der Ebner so besonders auszeichnet. Freudigen Herzens teilte ich ihr den empfangenen Eindruck mit und fügte bei, daß sie nunmehr den Pfad gefunden habe, auf dem sie siegreich weiterschreiten könne. Und das geschah. Dem „Spätgeborenen" folgten rasch nacheinander vier oder fünf andere Novellen — darunter die erschütternde Skizze „Die Großmutter" — und die längere Geschichte „Božena". Aber seltsam: alle diese vorzüglichen Leistungen fanden nur langsam Beachtung. Erst als das Jahrbuch des österreichischen Beamtenvereins das schimmernde Kronjuwel humoristischer Erzählungskunst „Die Freiherren von Gemperlein" — erst als die Wiener Illustrierte Zeitung die köstliche Novellette in Briefen „Komtesse Muschi" gebracht hatte, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Dichterin gelenkt, wuchs sozusagen von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ihr Ruhm, den sie mit ihrem großen Werke „Das Gemeindekind" besiegelte. . . .

Während dieser Zeit unermüdlichen, in aufsteigender Linie sich bewegenden Schaffens war mein persönlicher Verkehr mit Baronin Ebner immer seltener geworden. Ich hatte Wien verlassen und meinen Aufenthalt in Blansko genommen. Nur hin und wieder, nur auf kürzere oder längere Dauer suchte ich meine Vaterstadt auf. Zumeist im Sommer. Aber da befand sich die Dichterin mit Ida von Fleischl — die beiden Frauen hatten inzwischen einen innigen Freundschaftsbund geschlossen — in St. Gilgen am Wolfgangsee, oder sie weilte bis tief in den Herbst hinein bei der Familie ihres Bruders, des Grafen Adolf Dubsky, auf Schloß Zdislawitz in Mähren, wo sie einst selbst das Licht der Welt erblickt hatte. Zudem wurde sie durch zunehmende Kränklichkeit gezwungen, sich nach und nach fast ganz vom gesellschaftlichen Leben zurückzuziehen; es war nicht mehr leicht, bei ihr vorzukommen. Bei einem der wenigen und kurzen Besuche, die ich ihr im Laufe vieler Jahre abzustatten vermochte,

konnte ich Augenzeuge sein, mit welcher Standhaftigkeit sie ein schweres körperliches Leiden ertrug, das sie endlich und nicht zum wenigsten durch ihre unerschütterliche Willenskraft überwand. Auch unser Briefwechsel wurde immer spärlicher, da sie sich, um die geschwächten Augen zu schonen, bei ihrer Korrespondenz sehr häufig fremder Hand bedienen mußte.

Schließlich war fast ein Dezennium verflossen, ohne daß ich die Dichterin wiedergesehen hätte. Erst nach dem Tode ihres Gatten und kurz vor dem Ableben ihrer Freundin Ida, mit der sie noch einen Winter in Rom zugebracht, traf ich bei dieser durch einen Zufall mit ihr zusammen. Die frühere Herzlichkeit leuchtete in ihrem Blick auf, als sie mir die Hand reichte. Ihr Haar war gebleicht, und ihre Züge sowie ihre Gestalt wiesen die Spuren zunehmenden Alters. Aber auf ihrer mächtigen Stirn thronte das Vollbewußtsein ihrer geistigen Bedeutung, ihrer geistigen Kraft, welcher der Lauf der Jahre nichts anzuhaben vermochte. Noch jetzt, da sie ihr Siebzigstes erreicht, ist Marie von Ebner-Eschenbach im Fortschreiten begriffen. Das beweisen die letzten Arbeiten, die sie in der „Gartenlaube" und der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht hat, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß sie im stillen ein weitausgreifendes Werk vorbereitet, mit welchem sie die große Summe ihres Schaffens ziehen will. So paßt denn auch auf ihr Dasein das Epigramm Friedrich Hebbels, welches dieser „Goethe-Biographie" betitelt:

„Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet,
Aber, wachsend, umfaßt dieser am Ende die Welt."

7.

Zwei Grabreden.

1.

Josephine von Wertheimstein! Mit tiefem Schmerze trete ich an Dein Grab, um Dir bewegte Worte nach-

zurufen. Aber was sind Worte? Schall und Rauch — Dir gegenüber, die jeder, der Dich kannte, die Einzige genannt hat. Darum will ich nicht wiederholen, was Du Deiner Familie, Deinen Freunden gewesen, nicht hervorheben will ich, was jeder einzelne, was die Gesamtheit an Dir verloren: Alle, die hier weinend stehen, empfinden und wissen es. Ich will nur in dieser schweren, erschütternden Stunde Dir danken im Namen der Kunst, die Du, ein langes Leben hindurch, geliebt, hochgehalten — begriffen wie nur wenige. Mit welcher Begeisterung, mit welchem Entzücken konntest Du Dich in die Schönheiten eines Tonstückes, eines Bildwerkes, einer Dichtung versenken! Wie tief war Dein Verständnis, wie geläutert Dein Geschmack, wie sicher und treffend Dein Urteil, wie fein wußtest Du das Echte vom Unechten zu unterscheiden. Du konntest es, weil in Dir selbst künstlerische Anlagen und Regungen vorhanden waren, weil in Dir selbst der Funke glomm, der sich in anderen zur Flamme entzündet hatte. Daher auch der Zauber, den Du seit jeher auf alle Schaffenden ausgeübt. Sie waren glücklich in Deiner Nähe, zufrieden, in der reinen geistigen Atmosphäre Deines Hauses zu atmen. Sie wurden gehoben, geläutert und begeistert durch die hohe, unvergleichliche Anmut Deiner Erscheinung und Deines Wesens, durch den Adel und die Grazie Deines Geistes, durch die tiefe Empfindung Deines Herzens. Viele, ja die meisten, haben Dir für ihre Schöpfungen mehr zu danken, als sie sich vielleicht dessen selbst bewußt geworden. Dir war überhaupt die Gabe verliehen, in jedem Menschen die besten Keime zu wecken, jeder, der Dir nahte, kehrte unwillkürlich die edelste Seite seiner Natur hervor, um Deine Teilnahme zu gewinnen — und so kann man sagen, daß der segnende Einfluß, den Du auf Deine Umgebung ausgeübt, gar nicht zu ermessen ist, ganz abgesehen von der werktätigen, opferwilligen Förderung, die Du jeder ehrlichen Bestrebung hast zuteil werden lassen. Und so haben Dir selbst jene zu danken, die auch nur einmal in Deiner Nähe gewesen, und sie werden in ihrer Er-

innerung Dein Bild festhalten, so lange sie leben. Dein einziges Bild! Du warst ein Kunstwerk, hervorgegangen aus den Händen der Natur, und nun die Form zerbrochen ist, werden wir nimmer Deinesgleichen sehen. Du warst die Verkörperung edelster Weiblichkeit, wie sie der Zeit, der Du entstammt und welche den Zenit Deines Daseins gesehen, als Ideal vorgeschwebt: einer Zeit, die Adel des Geistes, Reinheit der Empfindung, Großmut und Herzensgüte als höchste Eigenschaften erkannte und einen leuchtenden Humanismus auf ihre Fahne geschrieben hatte. Es sind andere Zeiten gekommen. Wir wollen es nicht beklagen; denn jeder Wechsel im Weltlauf vollzieht sich mit eherner Notwendigkeit. Aber wünschen möchte ich, daß es in dieser und späteren Zeiten Frauen geben möchte, die gleich Dir, in ihrer Weise, nach allen Seiten hin segensvoll wirken, Frauen, so verehrt, bewundert und geliebt, wie Du es geworden bist; Frauen, denen bei ihrem Hinscheiden so viele Stimmen und Herzen nachklagen, so viele Augen nachweinen, wie jetzt Dir, Josephine von Wertheimstein! Du hast gelebt zum Glücke, zum Wohle, zum Heile anderer — Dir selbst ist kein Leid, kein Schmerz der Erde erspart geblieben. Darum ruhe jetzt sanft!

2.

An diesem offenen Grabe erfüllt uns doppelter, ja dreifacher Schmerz: denn die Erinnerung stürmt auf uns ein, daß wir vor kaum einem Jahre Josephine v. Wertheimstein — dieser Name sagt alles! — an dieser selben Stätte zu Grabe getragen, und wir gedenken unwillkürlich der edlen Minna Gomperz, die vor einem Dezennium den beiden älteren Schwestern im Tode vorausgegangen. Und nun ist mit Sophie Todesco die letzte dieser einzigen, unvergleichlichen Frauentrias aus dem Leben geschieden. Mir aber, der ich, im Innersten erschüttert, im Namen der Freunde das Wort ergriffen, kommen einige Verszeilen in den Sinn, die ich schon vor vielen Jahren geschrieben:

„Grausam bist du, o Tod!
Jene, die unser Glück sind und unser Trost,
Rafft du dahin unerbittlichen Hippenschwunges —
Und am liebsten schließest du mild blickende Augen."

Wer hat im Leben milder geblickt als die Frau, deren Sarg wir heute gefolgt?! Der Grundzug ihres Wesens, nein, ihr ganzes Wesen war Milde, Sanftmut, unendliche Güte. Ich will hier nicht in herkömmlicher Weise ihre allbekannte „Wohltätigkeit" betonen. Denn dieses Wort bleibt weit hinter der Bezeichnung zurück, welche ihrem ewig regen Drange, ihrer unversiegbaren Bereitwilligkeit, zu helfen, zu lindern, zu trösten, entspricht. Man könnte vielmehr sagen, daß sie die verkörperte Idee des Altruismus war. Aber nicht bloß „Mitleid" empfand sie, — sie empfand auch „Mitfreude". Nicht Eitelkeit, nicht Prunksucht war es, was sie bestimmte, die strahlenden Räume ihres Hauses einer erlesenen Gesellschaft zu erschließen. Es war das tiefe, innige Bedürfnis, ihrer nächsten Umgebung, ihren Freunden und Bekannten Stunden erhöhter Daseinsfreudigkeit zu bereiten, in deren Mitgenuß sie auf kurze Zeit vergessen konnte, was sie selbst bedrückte. Denn wir wissen alle, das Schicksal hat auch ihr tiefe Wunden geschlagen, die niemals vernarbten. Nun sie tot ist, werden die weiten, glänzenden Gemächer, die mehr als ein Vierteljahrhundert hindurch so viele hervorragende Menschen versammelt gesehen, veröden — werden sich vielleicht für immer schließen. Und so wird auch Wien um eine lichte, vom Geiste echter Humanität durchwehte Stätte ärmer werden, wo eine edle Geselligkeit geübt, ein weittragender, allumfassender Gedankenaustausch gepflogen, wo das Schöne aufrichtig bewundert — die Kunst verständnisvoll gefördert wurde .... Den Verlust, den die nächsten Hinterbliebenen erleiden, wage ich in seiner Unermeßlichkeit nicht zu berühren. Ich weiß nur, daß Sophie Todesco als Mutter und Schwester die Liebe selbst gewesen, daß sie mit Einem Blick, mit Einem Ergreifen und Festhalten der Hand, in Einer stummen Umarmung

mehr Zärtlichkeit auszudrücken vermochte, als andere mit den überschwänglichsten Worten. Daher gibt es auch keinen Trost, nur das Bewußtsein, daß das Andenken dieser seltenen, hochsinnigen Frau fortleben wird nicht bloß im Herzen derer, die sie, wie auch mich, mit ihrer Freundschaft beglückt, nicht bloß in den Herzen derjenigen, die ihr vieles oder Alles verdanken: nein, auch im Gedächtnisse der Allgemeinheit, welche trotz der Zeiten Wandel niemals die Ausgezeichneten vergißt, die mit ihr in bedeutungsvollem Zusammenhange gestanden.

Und so nehmen wir den letzten Abschied von Dir, Sophie Todesco! Du bist nun wieder vereint mit Deinem Gatten, mit Deinem einzigen, heißgeliebten Sohne—ruhest in Einem Boden mit denen, deren Verlust wir mit dem Deinen bis zum letzten Atemzuge beklagen werden. Schlummere sanft!

8.

Aufruf

zur Errichtung einer Kaiserin-Elisabeth-Votivkirche in Genf.

Im Lenz des Jahres 1854 zog die Prinzessin Elisabeth von Bayern, den Myrtenkranz im leuchtenden Haar, als Kaiserbraut in Wien ein, umjubelt vom allgemeinen Entzücken, umbraust von stürmischen Huldigungsgrüßen. An der Seite Franz Josefs blühte sie dann fort wie ein holdes Geheimnis. Denn unnahbar schien sie; aber vergöttert rings, beglückte sie durch liebliches Lächeln, segnete sie durch ihren Anblick. Mit Sehnsucht zogen ihr immer die Gedanken nach. Man sah die hohe schlanke Gestalt im Geiste wandeln unter den Uferpalmen Korfus und in den Hallengängen des Achilleions. Zuletzt ward sie verklärt von Mutterschmerz — und nun lebt sie mit durchbohrter Brust in der Erinnerung fort, auf dem unsterblich schönen Haupte die Martyrkrone . . . . . .

Nicht bloß in unserer, nicht bloß in heimatlicher Erinnerung!

Als überzeugenden Beweis dauernder internationaler Teilnahme an dem tragischen Geschicke unserer Kaiserin haben mehrere hervorragende Genfer Persönlichkeiten, deren Namen weiter unten angeführt sind, den Beschluß gefaßt, daß an dem Orte, wo die hohe Frau ruchloser Mörderhand zum Opfer gefallen, eine Votivkirche samt Denkmal errichtet werde.

Mitbürger! Uns Nieder-Österreichern, uns Wienern liegt es wie allen Völkern des großen Reiches ob, das geplante Werk mit freudigem Herzen zu fördern. Trage jeder nach seinen Kräften dazu bei, daß es in Angriff genommen — daß es vollendet werden könne! Denn es gilt, der Welt für alle Zeiten ein Andenken zu stiften an Elisabeth von Österreich!

Bibliographie.

Bibliographie.

Nur selbständig in Buchform erschienene Werke werden hier angeführt; die Beiträge zu Zeitschriften und Sammelwerken findet man ebenso wie die Widmungen zu den Einzeldrucken in den Vorworten zu den einzelnen Dichtungen verzeichnet. Wo kein Verlag angegeben ist, gilt der von Georg Weiß in Heidelberg, seit 1901 in Kassel, als selbstverständlich.

1865 (Mai): Kaiser Heinrich IV. Ein deutsches Trauerspiel in zwei Abteilungen. Erste Abteilung: Hildebrand. 223 Seiten 8°. [1.

1866 (Dezember 1865, 500 Exemplare): Innocens. Ein Lebensbild. 84 Seiten gr. 16. [2.

1867 (November 1866): Kaiser Heinrich IV. Ein deutsches Trauerspiel in zwei Abteilungen. Zweite Abteilung: Heinrichs Tod. 139 Seiten 8°. [3.

1871 (1000 Exemplare): Innocens. Eine Novelle. Zweite durchgesehene Auflage. Heidelberg, bei Georg Weiß, und Wien, bei Gerold und Comp. 84 Seiten gr. 16. [4.

1872 Kaiser Heinrich IV. Dramatisches Gedicht in zwei Abteilungen. Zweite, verbesserte Auflage in einem Bande. III und 262 Seiten 8°. [5.

1873 Marianne. Eine Novelle. 70 Seiten gr. 16. [6.

1874 Innocens. Eine Novelle. Dritte Auflage. Heidelberg, bei Georg Weiß, und Wien, bei Gerold und Comp. 84 Seiten gr. 16. (Kein neuer Satz, sondern nur der Rest der Auflage von 1871, Nr. 4, bloß auf dem äußeren Kartontitel als „Dritte Auflage" bezeichnet, während das innere Titelblatt noch „1871" und „zweite durchgesehene Auflage" hat.) [7.

(1000 Exemplare): Die Steinklopfer. Eine Geschichte. 77 Seiten gr. 16. [8.

1875 (Herbst 1874, 1000 Exemplare): Die Geigerin. Novelle. 73 Seiten gr. 16. [9.

Die beiden de Witt. Trauerspiel in fünf Akten. 96 Seiten 8°. [10.

1877 Novellen aus Österreich. Seiner Exzellenz dem k. k. österreichischen Minister Leopold Freiherrn von Hofmann zugeeignet. (Inhalt: Innocens. Marianne. Die Steinklopfer. Die Geigerin. Das Haus Reichegg.) 277 Seiten 8°. [11.

1879 (Herbst 1878 ?): Die beiden de Witt. Trauerspiel in fünf Akten. Zweite, neubearbeitete Auflage. 122 Seiten 8°. [12.

1881 (Winter 1880): Tempesta. Trauerspiel in fünf Akten. 100 Seiten 8°. [13.

1882 (Winter 1881, 500 Exemplare): Gedichte. Leopold Kompert zugeeignet. X und 219 Seiten 8°. [14.

1883 (November 1882, 600 Exemplare): Drei neue Novellen. Elise Altgräfin zu Salm-Reifferscheid geb. Fürstin Liechtenstein zugeeignet. (Inhalt: Vae victis. Der Exzellenzherr. Tambi.) VII und 182 Seiten 8°. [15.

1886 (Oktober 1885, 500 Exemplare): Thassilo. Tragödie in fünf Akten. 141 Seiten 8°. [16.

1887 (Ende Oktober 1886): Eine Wohlthat. Volksdrama in vier Akten. 125 Seiten 8°. [17.

1888 (Mitte November 1887): Gedichte. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Dr. Moritz Lederer herzlich zugeeignet. XII und 265 Seiten 8°. (Die Druckvorlage im Nachlaß.) [18.

1889 (Herbst 1888, 600 Exemplare): Schicksale. Drei Novellen. (Der Novellen 3. Sammlung.) Baronin Sophie Todesco herzlich zugeeignet. (Inhalt: Leutnant Burda. Seligmann Hirsch. Die Troglodytin.) 271 Seiten 8°. [19.

1892 (November 1891, 600 Exemplare): Frauenbilder. Zwei neue Novellen. (Der Novellen 4. Sammlung.) Seiner Durchlaucht dem Fürsten Hugo zu Salm-Reifferscheid der Dichter in Raitz. (Inhalt: Ginevra. Geschichte eines Wienerkindes.) V und 211 Seiten 8°. (Die Druckvorlage im Nachlaß.) [20.

(April 1892, 1000 Exemplare): Innocens. Novelle. Vierte Auflage. 88 Seiten 12. [21.

(Oktober 1892, 600 Exemplare): Schloß Kostenitz. Novelle. 138 Seiten 8°. [22.

1893 (Mitte Februar, 1200 Exemplare): Wiener Elegien. 47 Seiten 12. (Mit Schwabacher Lettern gedruckt.) [23.

(August): Wiener Elegien. Zweite Auflage. 47 Seiten 12. (Derselbe Satz wie Nr. 23; nach Absatz von 600 Exemplaren wurden die 600 übrigen als „zweite Auflage" ausgegeben.) [24.

1894 (Oktober 1893, 700 Exemplare): Novellen aus Österreich. Zweite durchgesehene Auflage. 261 Seiten 8°. (Derselbe Inhalt wie Nr. 11.) [25.

(Anfang 1894): Wiener Elegien. Dritte, durchgesehene Auflage. 47 Seiten 12. [26.

1897 (Herbst 1896): Herbstreigen. Drei Novellen. (Der Novellen 5. Sammlung.) (Inhalt: Herr Fridolin und sein Glück. Ninon. Requiem der Liebe.) 277 Seiten 12. (Druckmuster: Rüttenauers „Heilige"; die Handschriften im Nachlaß.) [27.

(Mitte Januar 1897, 2000 Exemplare): Die Pincelliade. Ein Poem in fünf Gesängen. 81 Seiten 8°. [28.

Die Pincelliade. Ein Poem in fünf Gesängen. Zweite Auflage. 81 Seiten 8°. (Derselbe Satz wie Nr. 28; das zweite Tausend wurde von vornherein als „zweite Auflage" bezeichnet, aber erst 1900, mit der neuen Fassung des 5. Gesanges versehen, angegriffen. S. das Vorwort zur „Pincelliade".) [29.

(Frühling und Sommer 1897): Novellen aus Österreich. Erste Ausgabe in zwei Bänden. Erster Band: 367 Seiten 8°. (Inhalt: Innocens. Marianne. Die Steinklopfer. Die Geigerin. Das Haus Reichegg. Vae victis. Der Exzellenzherr. Tambi.) Zweiter Band: 395 Seiten 8°. (Inhalt: Leutnant Burda. Seligmann Hirsch. Die Troglodytin. Ginevra. Geschichte eines Wiener Kindes. Schloß Kostenitz.) [30.

(ohne Jahr, Herbst 1897): Schicksale. Drei Novellen. Sonderausgabe aus dem zweiten Band der Novellen aus Österreich", Auflage von 1897. (Derselbe Inhalt wie 19; derselbe Satz wie 30, wovon die ersten 11 1/8 Bogen mit der Norm „Novellen aus Österreich" in größerer Auflage gedruckt und für diese neue Auflage der „Schicksale" verwendet wurden.) 178 Seiten 8°. [31.

1899 (Februar; 1200 Exemplare): Nachklänge. Neue Gedichte und Novellen. Alfred Freiherrn von Berger zugeeignet. (Inhalt: Gedichte in fünf Rubriken, worunter auch die „Dramatischen Fragmente" Ludwig XVI. und Benvenuto Cellini; Novellen: Doktor Trojan, Conte Gasparo, Sündenfall.) VIII und 291 Seiten 12. [32.

1901 (November 1900; 800 Exemplare): Camera obscura. Fünf Geschichten. Julius und Caroline von Gomperz herzlich zugeeignet. (Inhalt: Die Brüder. Die Parzen. Der Burggraf. Der Brauer von Habrovan.

Dissonanzen.) VII und 210 Seiten. (Die Handschrift im Nachlaß.) [33.

1902 (Februar): Hermann und Dorothea. Ein Idyll in fünf Gesängen. 86 Seiten. 12°. [34.

Hermann und Dorothea. Ein Idyll in fünf Gesängen. Zweite Auflage. (Derselbe Satz wie Nr. 34.) 86 Seiten 12. [35.

1903 (ohne Jahr): Tambi. Eine Novelle. (Wiesbadener Volksbücher Nr. 41.) 1.—20. Tausend. (Vorwort von J. Minor.) 44 Seiten 8°. [36.

(ohne Jahr, Oktober 1903): Österreichische Festdichtungen. Theodor Daberkows Verlag in Wien; (mit Vorrede [von Josef Böck von Gnadenau] vom 30. September 1903). 46 Seiten 8°. [37.

1904 (September 1903): Gedichte. Dritte Auflage. X und 269 Seiten. [38.

(ohne Jahr; Anfang 1904): Ginevra. Die Troglodytin. Mit einer Einleitung von A. Bartels. (Reclams Universalbibliothek Nr. 4604.) 104 Seiten 12. [39.

(nach Ostern 1904, 1000 Exemplare): Kaiser Heinrich IV. Ein deutsches Trauerspiel in zwei Abteilungen. Dritte Auflage. Kassel, G. Weiß (auch: Ohlau, Leichter.) 255 Seiten 8°. [40.

(April 1904): Camera obscura. Acht Geschichten. Zweite, vermehrte Auflage. Dem Arzte und Freunde Dr. Sigmund Pollak zugeeignet. (Inhalt: Die Brüder. Die Parzen. Der Burggraf. Der Brauer von Habrovan. Außer Dienst. Die Heirat des Herrn Stäudl. Der Hellene. Dissonanzen.) Kassel, Georg Weiß (auch: Ohlau, Leichter). 262 Seiten 8°. [41.

(ohne Jahr, 1. Juli 1904): Festdichtungen. Allgemeine Nationalbibliothek Nr. 334, Theodor Daberkows Verlag in Wien. (Derselbe Inhalt und Satz wie Nr. 37.) 46 Seiten 8°. [42.

(1500 Exemplare): Novellen aus Öster-reich. In zwei Bänden. Drittes und viertes Tausend. Erster Band: 367 Seiten 8°, zweiter Band 395 Seiten 8°. (Derselbe Inhalt und fast immer auch dieselbe Paginierung wie Nr. 30.) Kassel, G. Weiß (auch Ohlau, Leichter). (Die Korrekturbogen des 6., 11. bis 21. Bogens des ersten, und der ersten sieben Bogen des zweiten Bandes im Nach-laß.) [43.

1906 (Herbst 1905): Tragik des Lebens. Vier neue Novellen. (Inhalt: Die Familie Worel. Sappho. Hymen. Die Pfründner.) Wien, Wiener Verlag. III und 204 Seiten 8°. (Die Handschrift im Nachlaß.) [44.

Die Übersetzungen habe ich, so weit sie uns be-kannt geworden sind, bei den einzelnen Dichtungen angeführt. Aus einem Brief von Weiß an Saar (22. April 1882) entnehme ich, daß der Dichter aus London (wie es scheint von einem literarischen Bureau) die Aufforderung zur Einsendung seiner Novellen behufs Übersetzung erhalten hat und daß gleichzeitig auch ein Herr Mayé, Professeur d'allemand au Collège de Chartres, dasselbe Ansuchen gestellt hat. In den Jahren 1890 und 1894 schreibt Herr Louis de Hessem, Redacteur au „Livre", an Saar, der „Tambi", die „Troglodytin" (u. d. T. Marouschka) und den „Innocens" für La Chasse illustrée übersetzt hat, an Saar wegen einer Übersetzung der „Stein-klopfer". Am 5. August 1900 will ein anderer eine Saarsche Novelle für den „Livre" übersetzen; 1901 erklären sich die Pariser Verleger Perrin et Cpie zum Verlage eines Saarschen „Romans" bereit. Neuerdings hat Frau Marie Fürstenberg-Halabert die Erlaubnis zur Übersetzung der „Tragik des Lebens" und der „Marianne" erbeten und erhalten. Von einer Übersetzung ins Serbische ist im Literarischen Echo IX 981 die Rede; zur Uebersetzung ins Rumänische erbittet Dr. Moriz Paschkis in Czernowitz 1884 die Erlaubnis.

Nachträglich bemerke ich, daß die in Band VII, Seite 112 erwähnte amerikanische Ausgabe der „Steinklopfer" von Charles H. Handschin und Edwin C. Roeder im Verlag von Henry Holt und Cpie wirklich erschienen und daß die Novelle „Tambi" (Band VIII; Seite 79) mit Kürzungen auch in Seemanns Weihnachtskatalog für 1893 abgedruckt ist.

Literatur.

(Vollständigkeit ist nicht beabsichtigt.)

Bacher, Eduard, in Gräfs Beiträgen zur Literaturgeschichte, Nr. 43, Weimar 1907.

Bahr, Hermann, Renaissance. Neue Studien. Wien 1897, S. 105 ff.

Berger, Alfred von, Österreichische Rundschau XVII. Band, 1. Heft, 36 ff. (1. Oktober 1908).

Bettelheim, Anton, Deutsche und Franzosen. Wien, Pesth, Leipzig 1895, S. 21 ff. und Acta diurna (a. a. O. 1899) S. 174 ff.

Bruch-Sain, Carola, An Saar (Gedicht). Wiener Almanach XVIII. Jahrgang 1908.

David, J. J., Nation 20. Oktober 1898.

Ganz-Ludassy, Das literarische Deutsch-Österreich, IV. Jahr, 1. Heft, (mit Bild).

Hammer, W. A., Jahrbuch des Scheffelbundes für 1894, Stuttgart, S. 94 ff.

— Literaturbilder fin de siècle, herausgegeben von A. Breitner, II. Bändchen, Leipzig 1898.

— Neues Wiener Tageblatt 1908, Nr. 302 (mit Briefen).

Harmuth, Mähren in Saars Novellen aus Österreich, Tagesbote (Brünn) 1903, Nr. 600.

Heyse, Paul, Neuer deutscher Novellenschatz, Band VII.

Hock, Stefan, im Biographischen Jahrbuch und deutschen Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim, Band XI (1906), Berlin 1908.

Hruschka, Ella, Grillparzerjahrbuch XII, 77 ff.

Jaden, Freiherr von, Altwien II. Jahrgang, Nr. 12, Oktober 1893, S. 199 f.

Lothar, Dr. Rudolf, Kritische Studien zur Psychologie der Literatur, Breslau 1895.

Meyer, R. M., Grundriß der neuern deutschen Literaturgeschichte, Berlin 1902, Nr. 3591—3603.

Milow, Stefan, Kalender des deutschen Schulvereins, 1903, S. 3 ff.

Minor, Jakob, Ferdinand von Saar. Eine Studie. Leipzig und Wien, Carl Hermann, 1898.

Morold, Max, Neues Wiener Tagblatt, Dienstag, den 23. Juli 1907, Nr. 199 (mit Briefen an Stefan Milow).

Müller-Guttenbrunn, Adam, Kalender des deutschen Schulvereins auf 1893, Wien, S. 29 ff. mit Bild von Mayerhofer.

— Dramaturgische Gänge, Dresden und Leipzig 1892, E. Piersons Verlag, S. 194 ff.

— Tägliche Rundschau 1906, U. B. 172.

— Bühne und Welt, 1906, Band VIII, Heft 24 (mit Briefen).

Naaff, Anton August, Wiener Deutsches Tagblatt, 1908, Nr. 95, S. 104 (mit Briefen).

Necker, Moritz, Briefe von Saar (an Necker), Österreichische Rundschau, XVI. Band, 3. Heft, S. 294 ff.

Pappenberg, Pauline, Aus Saars unberühmten Tagen, in der Wiener „Zeit" vom 19. Juli 1908.

Poppenberg, Felix, Nation XIV, S. 350.

Rabenlechner, M. M., Briefe von Saar an Hamerling, Grazer Tagespost 1906, Nr. 194.

Rabenlechner, M. M., Hamerling und Marx, Heimgarten 1906, 9. und 10. Heft (über Saar und Ada Christen).

Rüntenauer, B., Zeitiges und Streitiges, Heidelberg 1895, S. 63 ff.

Schellander, Irene v., Ferdinand von Saar an Friedrich Marx (auch über Ada Christen), Heimgarten 1907, S. 362 ff.

Schönbach, Anton, Über Lesen und Bildung, siebente Auflage, Graz 1905, S. 184 ff.

Sittenberger, Hans, Studien zur Dramaturgie der Gegenwart, erste Reihe, München 1898, S. 152 ff.

Soffé, Emil, Mähren in Saars Dichtung (Separatabdruck aus der Zeitschrift des deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens).

Stern, Adolf, Studien zur Literatur der Gegenwart. Neue Folge, Dresden 1904, S. 165 ff.

Thaler, Karl von, in Franzos' Deutscher Dichtung, II. Band, S. 364 ff. und in der Österreichischen Rundschau, Band XII, Heft 4 (mit Briefen).

Walzel, Oskar Franz, Deutsche Literatur-Zeitung 1898, Spalte 1309 ff.

Gedruckte Briefe verzeichnet das Literarische Echo, VIII 1598, IX 211 f. 1675,; die Nekrologe a. a. O. VIII 1587, 1599, 1626, 1662, 1668; IX 53 (Schönbach), 212, 1675 (Morold).

Selbstbiographische Äußerungen sind von Saar zahlreich erhalten. Schon Wurzbach in seinem „Biographischen Lexikon des Kaisertums Österreich" (28. Band, Wien 1874, S. 4—6) beruft sich auf mündliche Mitteilungen des Dichters; auf ihm beruht auch der Artikel in Eisenbergs „Das geistige Wien" (Wien 1893, Seite 469 f.), der sich in einem Ausschnitt mit eigenhändigen Korrekturen Saars im Nachlaß vorfindet. In der Studie von Victor Hubl (Österreichisch-Ungarische

Revue, Neue Folge, neunter Band 1890, S. 164) und in den „Zehn lyrischen Porträts" (Leipzig 1906; 2. Aufl. 1908) werden selbstbiographische Skizzen mitgeteilt; die letztere ist faksimiliert und der Entwurf dazu findet sich im Nachlaß, der außerdem noch drei andere Skizzen enthält, von denen die eine „Blansko in Mähren, März 1883" datiert ist, die zweite aus der Zeit nach 1899 stammt und die dritte, die ausführlichste von allen, für Ella Hruschka bestimmt war, auf deren Aufsatz über Saars Lyrik in der Neuen Freien Presse vom 29. September 1901 sie Bezug nimmt und von der sie im Grillparzerjahrbuch XII, S. 77 ff. recht ungenau benützt wurde. Zwei andere biographische Skizzen befinden sich in den Händen der Herren Heinrich Glücksmann (Fachkatalog der Abteilung für Deutsches Drama und Theater, der internationalen Ausstellung für Musik und Theaterwesen, Wien 1892, S. 215) und Dr. Anton Bettelheim, der sie für seinen Aufsatz (s. oben S. 181) benützt und dann in der Nation vom 4. August 1906, XXIII. Jahrg. Nr. 44, Seite 695 f. abgedruckt hat. Schriftstellerische Ansprüche erhebt keine dieser auf die Information anderer berechneter Skizzen, die bloß nackte Tatsachen enthalten und in den Jahreszahlen keineswegs frei von Irrtümern sind. Sie durften daher von dem Biographen ausgenützt werden, eigneten sich aber ihrem Wortlaut nach nicht zur Wiedergabe.

Anfang Oktober 1908.

Alphabetische Gesamtübersicht des Inhaltes aller zwölf Bände.

(Das Register der Anfänge und Überschriften der Gedichte befindet sich am Schluß des III. Bandes.)

An Personen, Gedichte . . . . . III, 78
Aufruf zur Errichtung einer Kaiserin-Elisabeth-Votivkirche in Genf . . . . . XII, 171
Aus dem Tagebuch der Liebe, Gedichte . . . . . II, 90
Aus schweren Tagen, Gedichte . . . . . II, 45
Aus späten Tagen (Gedichte von Josephine v. Knorr) . XII, 159
Außer Dienst, Novelle . . . . . XI, 109

Begegnungen mit Marie v. Ebner-Eschenbach . . . . XII, 161
Beiden de Witt, Die, Trauerspiel . . . . . VI, 7
Benvenuto Cellini, dramatisches Fragment . . . . . VI, 293
Bibliographie . . . . . XII, 173
Bilder und Gestalten, Gedichte . . . . . II, 129
Bilderbeigaben, Zu den . . . . . I, 214
Biographie des Dichters . . . . . Bd. I
Blätter, Lose, Gedichte . . . . . II, 161
Brauer, Der, von Habrovan, Novelle . . . . . XI, 85
Brüder, Die, Novelle . . . . . XI, 7
Burda, Leutnant, Novelle . . . . . IX, 7
Burggraf, Der, Novelle . . . . . XI, 61

Camera obscura, Novellen . . . . . Bd. XI
Cellini, Benvenuto, dramatisches Fragment . . . . VI, 293
Conte Gasparo, Novelle . . . . . X, 201

Das Haus Reichegg, Novelle . . . . . VII, 199
Der Brauer von Habrovan, Novelle . . . . . XI, 85
Der Burggraf, Novelle . . . . . XI, 61
Der „Exzellenzherr", Novelle . . . . . VIII, 41
Der Hellene, Novelle . . . . . XI, 151
Dichtungen in Versen . . . . . Bd. IV

Die beiden de Witt, Trauerspiel . . . . . VI, 7
Die Brüder, Novelle . . . . . XI, 7
Die Familie Worel, Novelle . . . . . XII, 7
Die Geigerin, Novelle . . . . . VII, 153
Die Heirat des Herrn Ständl, Novelle . . . . . XI, 127
Die Parzen, Novelle . . . . . XI, 37
Die Pfründner, Novelle . . . . . XII, 99
Die Pincelliade, Poëm . . . . . IV, 71
Die Steinklopfer, Novelle . . . . . VII, 109
Die Troglodytin, Novelle . . . . . IX, 117
Dienst, Außer, Novelle . . . . . XI, 109
Dissonanzen, Novelle . . . . . XI, 169
Doktor Trojan, Novelle . . . . . X, 165
Dorothea, Hermann und, Idyll . . . . . IV, 25
Druckorte der Gedichte, Verzeichnis der . . . . . III, 146
Duell . . . . . XII, 151

Ebner-Eschenbach, Begegnungen mit . . . . . XII, 161
Eine Wohltat, Volksdrama . . . . . VI, 163
Elegien, Wiener . . . . . IV, 7
Elegischen Versmaß, Im, Gedichte . . . . . III, 72
„Exzellenzherr", Der, Novelle . . . . . VIII, 41

Familie Worel, Die, Novelle . . . . . XII, 7
Festdichtungen, Österreichische . . . . . II, 197. III, 103
Frauenbilder, Novellen . . . . . IX, 161
Freie Rhythmen, Gedichte . . . . . II, 68. III, 50
Fridolin, Herr, und sein Glück, Novelle . . . . . X, 7

Gasparo, Conte, Novelle . . . . . X, 201
Gedichte . . . . . Bd. II u. III
Gedichte, Nachlese und Nachlaß . . . . . Bd. III
Gedichte, Vermischte . . . . . II, 34. III, 11
Gedichte, Verzeichnis der Druckorte der . . . . . III, 146
Gedichtanfänge, Verzeichnis der . . . . . III, 187
Gedichtüberschriften, Verzeichnis der . . . . . III, 187
Geigerin, Die, Novelle . . . . . VII, 153
Geschichte eines Wiener Kindes, Novelle . . . . . IX, 209
Gestalten, Bilder und, Gedichte . . . . . II, 129
Gestalten, Gedichte . . . . . II, 171

Ginevra, Novelle . . . . . IX, 161
Glück, Herr Fridolin und sein, Novelle . . . . . X, 7
Grabreden, Zwei . . . . . XII, 167

Habrovan, Der Brauer von, Novelle. . . . . XI, 85
Haus Reichegg, Das, Novelle . . . . . VII, 199
Heinrich IV., Kaiser, Trauerspiel . . . . . V, 7
Heinrichs Tod, zweiter Teil von ‚Kaiser Heinrich IV.‘ . V, 123
Heirat des Herrn Stäudl, Die, Novelle . . . . . XI, 127
Hellene, Der, Novelle . . . . . XI, 151
Herbstreigen, Novellen . . . . . X, 7
Hermann und Dorothea, Idyll . . . . . IV, 25
Herr Fridolin und sein Glück, Novelle . . . . . X, 7
Hildebrand, erster Teil von ‚Kaiser Heinrich IV.‘ . . V, 13
Hirsch, Seligmann, Novelle . . . . . IX, 77
Hymen, Novelle . . . . . XII, 65

In memoriam, Gedichte . . . . . II, 148. III, 89
Innocens, Novelle . . . . . VII, 13

Kaiser Heinrich IV., Trauerspiel . . . . . V, 7
Kaiserin-Elisabeth-Votivkirche in Genf, Aufruf zur Errichtung einer . . . . . XII, 171
Kindes, Geschichte eines Wiener, Novelle. . . . . IX, 209
Knorr, Josephine v., Aus späten Tagen. . . . . XII, 159
Kostenitz, Schloß, Novelle . . . . . IX, 273

Lebens, Tragik des, Novellen . . . . . XII, 7
Leutnant Burda, Novelle. . . . . IX, 7
Liebe, Aus dem Tagebuch der, Gedichte . . . . . II, 90
Liebe, Requiem der, Novelle . . . . . X, 103
Lieder . . . . . II, 19
Lieder und vermischte Gedichte . . . . . III, 11
Lose Blätter, Gedichte . . . . . II, 161
Ludwig XVI., dramatisches Fragment . . . . . VI, 251

Marianne, Novelle. . . . . VII, 71
Memoriam, In, Gedichte . . . . . II, 148. III, 89
Musik . . . . . XII, 151

Nachklänge, Gedichte . . . . . II, 159
Nachklänge, Novellen . . . . . X, 165

Nachlese, Gedichte . . . . . II, 110
Nachlese und Nachlaß der Gedichte . . . . . Bd. III
Nichtdichterische Prosa . . . . . XII, 145
Ninon, Novelle . . . . . X, 59
Novellen aus Österreich . . . . . Bd. VII—XII

Oden . . . . . II, 180. III, 62
Österreich, Ein Roman aus (‚Haus Fragstein' von Fr. Uhl) XII, 152
Österreich, Novellen aus . . . . . Bd. VII—XII
Österreichische Festdichtungen . . . . . II, 197. III, 103

Parzen, Die, Novelle . . . . . XI, 37
Personen, An, Gedichte . . . . . III, 78
Pfründner, Die, Novelle . . . . . XII, 99
Pincelliade, Die, Poëm . . . . . IV, 71
Prosa, Nichtdichterische . . . . . XII, 145

Reichegg, Das Haus, Novelle . . . . . VII, 199
Requiem der Liebe, Novelle . . . . . X, 103
Rhapsodien, Gedichte . . . . . II, 119
Rhythmen, Freie, Gedichte . . . . . II, 68. III, 50
Roman aus Österreich, Ein (‚Haus Fragstein' von Fr. Uhl) XII, 152

Saars Leben und Schaffen . . . . . Bd. I
Sappho, Novelle . . . . . XII, 33
Schicksale, Novellen . . . . . IX, 7
Schiller . . . . . XII, 152
Schloß Kostenitz, Novelle . . . . . IX, 273
Seligmann Hirsch, Novelle . . . . . IX, 77
Sonette . . . . . II, 54. III, 31
Sprüche . . . . . III, 101
Stäudl, Die Heirat des Herrn, Novelle . . . . . XI, 127
Steinklopfer, Die, Novelle . . . . . VII, 109
Sündenfall, Novelle . . . . . X, 235

Tagebuch der Liebe, Aus dem, Gedichte . . . . . II, 90
Tagen, Aus schweren, Gedichte . . . . . II, 45
Tambi, Novelle . . . . . VIII, 77
Tempesta, Trauerspiel . . . . . VI, 95
Thassilo, Tragödie . . . . . V, 203
Tragik des Lebens, Novellen . . . . . XII, 7

Tristien, Gedichte . . . . . II, 191
Troglodytin, Die, Novelle . . . . . IX, 117
Trojan, Doktor, Novelle . . . . . X, 165

Uhl, Friedrich, ‚Haus Fragstein', Roman . . . . . XII, 152

Vae victis! Novelle . . . . . VIII, 7
Vermischte Gedichte . . . . . II, 34. III, 11
Vermischte Gedichte, Lieder und. . . . . III, 11
Versmaß, Im elegischen, Gedichte . . . . . III, 72
Verzeichnis der Druckorte der Gedichte . . . . . III, 146
Verzeichnis der Gedichtanfänge . . . . . III, 187
Verzeichnis der Gedichtüberschriften . . . . . III, 187

Widmungen, Gedichte . . . . . III, 94
Wiener Elegien . . . . . IV, 7
Wiener Kindes, Geschichte eines, Novelle . . . . . IX, 209
Witt, Die beiden de, Trauerspiel . . . . . VI, 7
Wohltat, Eine, Volksdrama . . . . . VI, 163
Worel, Die Familie, Novelle . . . . . XII, 7

Zu den Bilderbeigaben . . . . . I, 214
Zwei Grabreden . . . . . XII, 167

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

Author Saar, Ferdinand von
Title Sämtliche Werke. Vol. 11-12.

11758

LC
S112

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 23 04 005 3